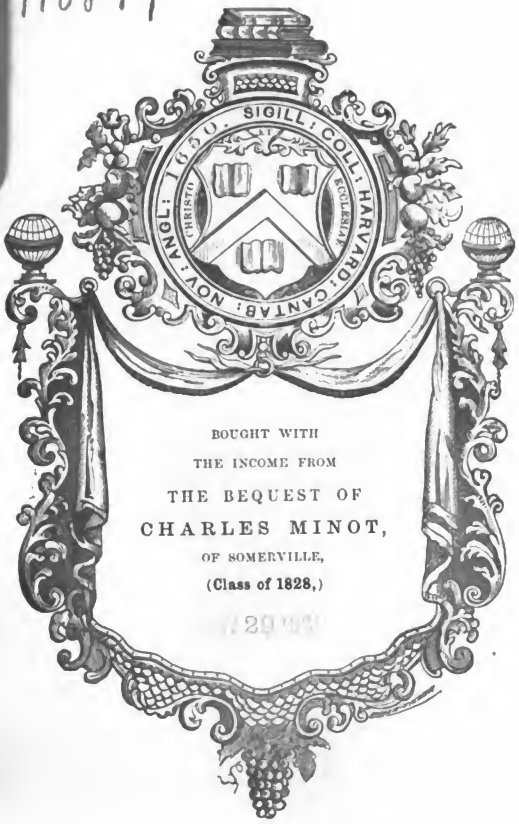
BAUSTEINE: GESAMMELTE KLEINE SCHRIFTEN

Felix Dahn

Digitized by Google

DEUERLICH'sche
BUCHHANDLUNG
in Göttingen.

1108.79



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)

Digitized by Google

Bausteine.

Gesammelte kleine Schriften

von

Felix Dahn.

Erste Reihe.

Berlin 1879.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

I. 683
H 1108.79

NOV 29 1851

Digitized by Google

Meinem

lieben Freunde

Doctor Theodor Toeche

zu eigen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Briefe aus Thule I. — IV. Vom Bernstein	1—30
V. — VI. Herrn Obermüllers Entdeckungen.	31—49
VII. Das Angespül der See	50—67
Die Symbolik in der deutschen Mythologie	68—85
Der Feuerzipfel auf dem Kesselberg bei Kochel. Ein Beitrag zur Lehre vom Feuer in der deutschen Mythologie . .	86—101
Das Tragische in der germanischen Mythologie	102—132
Skepticismus und Götterleugnung im nordgermanischen Heidenthum	133—135
Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes .	136—159
Der Aberglaube des Mittelalters	160—172
Wald- und Feld-Culte	173—178
Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit	179—192
Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart	193—259
Altgermanisches Heidenthum in der christlichen Teufelssage .	260—281
Ursachen, Wesen und Wirkungen der sogenannten Völkerwanderung	282—315
Die älteste Rechtsverfassung der Bajuvaren	316—335
Ueber Pfahlbautheorieen	336—359
Die Deutsche Sage	360—377
Die Argovia von 1866 und der Fund von Lunkhofen . . .	378—382
Westgothische Inschriften	383—393
Bedaium (Seebruck am Chiemsee)	393—395
Die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung . . .	396—431
Gesellschaft und Stat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung	422—477
Geschichten aus der Gothenzeit. Der Deutschen Jugend erzählt	478—527
Zur Geschichte des Statsbegriffs der Germanen	528—547

Digitized by Google

Briefe aus Thule.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Königsberg, Herbst 1872.

Freilich, Thule galt für eine Insel, und es wird wohl noch etwas nördlicher*) gesucht: indessen auch das ganze unbekannte Bernsteinland des Nordens wird mit jenem Namen benannt, der wie ein Seufzerhauch der Sage tönt; und mir ist es hier jedesfalls nördlich genug: ich fühle mich oft wie in Thule, wann an der einsamen Düne der Nebel des Abends Land und See verschwimmen läßt in unterscheidungsloses Dämmergrau; und vielleicht verlangt es Sie und den einen oder andern Freund dieser Blätter,**) welche von Isar und Etsch, von den Ruinen Ravenna's, von den Hügeln von Sedan und von der rebenduftigen Ruhestatt Herrn Walthers von der Vogelweide so manchen Gruß von mir aufgenommen, zu erfahren, wie sich die Bilder der äußersten Nordostmark unseres Reichs in meiner Sele spiegeln.

*) Und westlicher: man versetzt Thule unter die Inseln nördlich von Schottland.

**) Der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Digitized by Google

So glänzend, stark und stattlich das Leben unserer großen deutschen Gegenwart in Gesellschaft, Bildung und Stat auch in dieser preußischen Provinz mit einer gewissen stolzen Wucht und Mächtigkeit dem aus kleineren Stats- und Stadt-Verhältnissen Zugewanderten entgegentritt — ich gestehe, mehr als die Gegenwart beschäftigt die gewaltige Vergangenheit dieser Lande meine Gedanken oder meine historischen Phantasien, wann über dem ernsten Föhrenwald am Haff der Mond aufsteigt, in dessen bleichem Licht fern auf der offenen See ein spätes Segel geisterhaft dahinschwebt, indeß mit leisem Spiel die Welle rhythmisch auf den Sand der Düne rollt.

Und zwar sind es zwei durch Jahrtausende getrennte Perioden in der Geschichte dieser entlegenen Lande, welche gleich mächtig fast das historische Sinnen fesseln: die Zeit der Bernstein kaufenden Phöniker und die schwerterklirrenden Tage, da der weiße Mantel der deutschen Herren über diese sumpfigen Haiden flatterte und durch den dunkeln Tannenwald, die Tage der „Mette von Marienburg“ und „Ralfs vom Rhein.“

Das ganze Samland (und früher schon die Küste bei Pillau) habe ich mir darauf angesehen, wie es wohl vor drei Jahrtausenden die dunkelfarbigen Seefahrer mag angemuthet haben, die da vom heißen Sidon oder vom üppigen Tyrus hergezogen kamen.*)

Auf der Fahrt durch das Samland mahnten von jedem

*) Daß man nach Müllenhoffs Untersuchung (Deutsche Alterthumskunde I. Berlin 1870) die friesischen Inseln der Nordsee und die schleswig-holsteinische Küste für das Bernsteinland des Pytheas halten muß, steht nicht im Wege.

Digitized by Google

Wegweiser herab die fremdlautigen Ortsnamen: Pobaethen (al. Powaiten), Warniken, Palmniken, Rokaemen, Duwarten und vollends, fast bestürzend, Kraxtepelln an langverschollene, mit Kreuz und Schwert und Pflug niedergelebte Stämme.

Es ist wundersam. In jenen grauen Zeiten, in welchen von den späteren Culturländern Mitteleuropa's, von Deutschland und Frankreich. und dem Osten bis zum Kaukasus, auch nicht die leiseste Spur verlautet, fällt ein seltsamer Schimmer, schwach, aber nicht flüchtig, sondern Jahrhunderte haftend, auf die später wieder in Nebel gehüllten Gestade der Nordsee und die baltischen Küsten: aus dem fernen Afrika segeln Kauffahrer von hochgradiger, ja üppiger Cultur durch alle Schrecken unbekannter Meere an diese unwirthlichen Ufer, und erhandeln von den rohen Fischer- und Jäger-Stämmen nicht Silber oder Zinn, wie sie es aus der iberischen Halbinsel oder von den britannischen Eilanden holten, sondern ein räthselhaft amphibisches Gebilde, das feuchte Gold des Meeres, welches nun die salzige Woge wiegt, nachdem es vor weiteren vielen Jahrtausenden aus den Wipfeln hoher Tannen herab geträuft: Bernstein, Elektron!

Seltsame Gedanken von Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit und von unentwirrbarer naturnothwendiger Verkettung menschlicher Cultur beschleichen dich, nimmst du aus dem Dünensand ein Stück der spröden mit mattem Glanz magisch lockenden Masse auf, an welchem seit unübersehbaren Aeonen die Fluth des Meeres reibt.

Lange Jahrtausende bevor ein Mensch auf der Erde gewandelt, gleitet ein klebrig Harz aus den Rinden schlanker föhrenartiger Bäume, welche in unermeßlichen Wäldern, selbst einem Meer vergleichbar, wogen mit rauschenden

Digitized by Google

Wipfeln: eine Mücke, ein Käferlein bleibt darin hangen oder eine kleine Blüthe, sie werden vergoldet und umschlossen von dem harzigen Tropfen.

Großartige Erdumwälzungen, gänzliche Verkehrung des Klima's raffen jene stolzen Wälder dahin; sie werden zu Kohlen, oder verfaulen in Nässe, oder erstarren in Eis. Die Wellen des Meeres rauschen nun da, wo einst die Wipfel der Wälder gewogt, und sie spielen mit dem versteinten Harz Jahrhunderte lang.

Da werden, fortgedrängt aus dem sonnigen Mittelasien von stärkeren und edleren Geschlechtern, Völkerschaften zweifelhaften Ursprungs (— denn einstweilen sind, da und dort, unter günstigen Bedingungen, in Asien wohl zuerst und Afrika, Wesen erwachsen, welche sich im Laufe der Jahrtausende zu dem emporgerungen, was wir Menschen nennen —) vielleicht finnischer Race, langsam quer durch Europa geschoben und gescheucht von Osten nach Westen, von Süden nach Norden bis an diesen sumpfigen und sandigen Küstenstrich. Sie jagen und fischen. Da finden sie auf dem feuchten Sand der Düne massenhaft die gelben steinartigen Stücke. Ihre Mädchen und Frauen reihen sie an einander, und hängen sie zum Schmuck um den Hals.

Und abermals nach vielen hundert Jahren wird ein stattliches hochbordiges Schiff seefahrender Männer, in drei Stockwerken von Bänken übereinander durch rudernde Sklaven bewegt, indessen die Flagge, in das Blut der Purpurschnecke von Sidon getaucht, von dem Maste schwingt und der Bug eine reich vergoldete Astarte zeigt, mit zerfetzten Segeln vom Sturm an unbekannte Gestade geworfen: sie hatten Zinn holen wollen von den Cassiteriden, aber der

Digitized by Google

ſtarke Weſt-Süd-Weſt hatte ſeinen Willen durchgeſetzt gegen Steuer und Maſt aus den Cedern des Libanon; und während ſie die mächtige Trireme draußen in der ſchirmenden Bucht vor Anker gehen laſſen, nachdem ſie dem alten ſemitiſchen Gott der Seefahrt ein Dankesopfer gebracht, landet ein Theil der Mannſchaft mittelſt der Schiffsbote an den bis an den Meeresſaum bewaldeten Ufern; die Schiffer haben ſich ſorgfältig bewaffnet mit Bronze-Schwert und Bronze-Speer, mit Metallhelm, Schild und Panzer und mit metallgeſpitzten Pfeilen; denn man hat eingebornes Volk, in Pelze und Felle gehüllt, am Strande zuſammenſtrömen geſehen bei dem Nahen des großen Schiffes; aber bald überzeugen ſich die Sidoniſchen Männer, daß ſie von dieſen Einwohnern wenig zu fürchten haben, deren Geſchoſſe ſtarke Fiſchgräten und Knochen an der Spitze führen, deren beſte Hiebwaffe das Steinbeil und ein ſeltſam gekrümmtes Hirſchgeweih; wie Götter oder Halbgötter werden ſie in ihrem ſchimmernden Waffenſchmuck und den leuchtenden Farben ihrer koſtbaren Leibröcke von den armen Fiſchern angeſtaunt, welche gaſtlich die Beute ihrer Jagd, den Elch, das Renthier den Auerſtier, mit den Ankömmlingen theilen. Es entſpinnt ſich ein kleiner Tauſchhandel, reiche Vorräthe an lebenden und geſchlachteten Thieren erhandeln die Seefahrer, welche des langen Heimwegs gedenken und des zuſammengeſchmolzenen Proviants. Da kommen, vertraulich geworden, auch die Frauen und Mädchen herzu; ſie haben ihren beſten Schmuck angethan, und beginnen den Tanz vor dem lodernden Feuer auf dem weißen Sande: da erblickt der Schiffsherr an dem Hals einer der Tänzerinnen glänzende, wie Gold ſchimmernde, Kugeln; er feilſcht um das Geſchmeide; dem

Digitized by Google

Vater des Mädchens bietet er dafür das scharf geschliffene krumme Dolchmesser, das er in buntgefärbter Lederscheide am Gürtel trägt; begierig greift der Fischer zu, und kaum hat der Phöniker an dem eigenen dunkelfarbigen Arm die blendende Wirkung der hellen Gesteine geschaut, da durchfährt sein industrielles Semiten-Gehirn der Gedanke, welch vortrefflicher Schmuck das für die brünetten Schönheiten von Tyrus wäre, wie sie sich darum reißen würden, solche Ketten und Spangen auf den bräunlichen Schultern zu wiegen — welch ein Handelsartikel! „Freilich die Spesen wären ungeheuer — die Reise ist weit, der Weg kaum wieder zu finden, auf welchem diesmal der Sturmgott das wahllose Fahrzeug hieher geführt: — so rechnet ‚der große Handelsmann aus Süden' weiter — aber gerade deshalb hätte ich das Monopol: vielleicht auf Generationen hinaus, solange das Geheimniß des Seewegs in meiner Familie gewahrt bleibt. Und durch gehörige Schilderung der Gefahren, der Eisberge, der klappenden Klippen, des wie Thran verdichteten kaum durchdringbaren Meerwassers, der Seeungethüme und, schrecklicher noch, der Eingebornen, welche etwa Hundsköpfe haben und Menschen verzehren möchten, ist wohl die Concurrenz auch der Muthigeren eine Weile aufzuhalten und ihnen die Spurfolge zu verleiden: — mag dann der stolze Himilko und der gierige Jarbas nach wie vor seine jämmerlichen siebzig Procent aus dem Zinngeschäft der westlichen Inseln oder dem Export von Purpur nach Jerusalem zu jenem weisen König schlagen, — hundert und mehr will ich diesem spröden Steinglas abgewinnen! Aber freilich, es frägt sich, ob der glänzende Stoff so häufig vorkommt in diesem Nebellande, daß sich die Ausfuhr lohnt."

Digitized by Google

Und er winkt die Männer hinweg vom Tanz um die Feuer, legt den schimmernden Helm, den gewölbten Schild zwei treffliche Bronze-Speere, den kostbaren Bogen und Köcher mit zwanzig klirrenden Pfeilen vor ihren staunenden Augen auf die Erde, weist auf den Bernsteinschmuck in seiner Hand, und frägt in beredten Zeichen: wie viel sie ihm wohl der gelben Steine für jene Waffen geben würden? der Kundige kennt das Bedürfniß der rohen Stämme nach den Metallwaffen: da bricht wilde Bewegung unter allen Männern des eingebornen Völkleins aus: die Möglichkeit, jene kostbaren Waffen für irgend welchen Preis zu gewinnen, berauscht sie; sie eilen nach allen Richtungen in die nahen Hütten, treiben die Frauen, die Kinder zu gleichem Thun mit fort, und siehe, da kommen sie alsbald zurück und schleppen in schilfgeflochtenen Körben, in Schüsseln und Kufen, aus rothem Thone schlecht gebrannt, ganze Lasten von Schmuck und Geräth und von unverarbeiteten Stücken des plötzlich so werthvoll gewordenen Meerauswurfs herbei, welchen ihnen Tag für Tag der Morgenwind an die Küste spült zu mühelosem Gewinn.

So viel er wolle, bedeuten sie dem Fremden, könne er davon haben. Der kluge Kaufherr hütet sich, seine Freude ganz zu zeigen; er fragt: ob sie den Goldstein auch noch zu Anderm als zu Schmuck verwerthen? sie zeigen ihm ihre Netze, zu deren Wirteln und Senkgewichten der weithin leuchtende Stoff benutzt wird. „So werthlos also, so im Ueberfluß vorhanden!“ denkt er. „Und wozu weiter?“ forscht er. Da weist ein Weib in einem Säcklein von Rennthier-Leder zerriebene, zerbröckelte Körnchen davon auf und wirft sie in die glimmenden Kohlen: als bald steigt starker,

Digitized by Google

die Sinne berauſchender Geruch empor, und jetzt hat der Phöniker Mühe, ſeinen Eifer des Erwerbes zu verbergen. „Schmuck und Weihrauch“ denkt er, erwägt im Stillen, um wie viel bereits in den letzten Jahrzehnten der Preis der Myrrhen in die Höhe gegangen iſt durch die ſtets wachſende Nachfrage und den ſteigenden Luxus des Tempeldienſtes; „und dieſer Geruch iſt neu und nicht minder betäubend — ſollte ich nicht meinen Schwager, den Oberprieſter der Aſtarte, überzeugen können, daß er ebenſo heilig iſt und ebenſo genehm den Göttern.?“

Mehrere Tage weilen die Fremdlinge auf dem Strand: und als ſie nach der Trireme zurückrudern, ſind ihre Bote randvoll gefüllt mit dem neuen Handesartikel. Und das eine Stückchen Harz, welches vor zweimalhunderttauſend Jahren die Mücke umſchloſſen, wandert mit nach Phönikien, und der Kaufherr verhandelt es mit vielen andern der ſchönen Königin von Saba: und dieſe ſchickt es als Gegengeſchenk — es iſt nun in Silber als Mantelſpange gefaßt — ihrem fernen Freunde, dem Dichter des hohen Liedes, der auf dem Stuhle Davids weiſe Sprüche ſinnt: und der König legt es in ſeinen Schatz.

Und nach vielen, vielen hundert Jahren tragen den Schatz — und die Bernſtein-Mantelſpange darunter — die Cohorten des Titus aus dem rauchenden Jeruſalem nach Rom. Und nach abermal vierhundert Jahren wandert das Stück mit der eingeſchloſſenen vorzeitlichen Mücke zurück nach Afrika; der Vandale Geiſerich, der Seekönig, legt es als gute Beute aus dem geplünderten Rom in ſeinen Hort zu Carthago. Dort trägt es Eudoxia, die ſchöne gefangene Kaiſerstochter, des wilden Hunerich ſeufzende bleiche Königin.

Digitized by Google

Aber nach wenigen Menſchenaltern zieht in die Hofburg der Vandalen Beliſarius ein, der Feldherr Juſtinians, und führt die Schätze des letzten Asdingen mit dieſem ſelber, dem harfenkundigen Gelimer, dem letzten König der Vandalen, im Triumphzug auf. im Hippodrom zu Byzanz. Ueber ſechs Jahrhunderte träumt unſer wandermüder Bernſtein dort; er meint, nun ſei er zu ſeiner letzten Ruheſtatt gelangt. Aber er irrt. Im Jahre 1204 erſteigen Venetianer und Lateiner jeder Zunge die hohen Mauern von Konſtantinopel; der Biſchof von Soiſſons führt die erſte Schar franzöſiſcher Ritter; wie beim Sturm und beim Siege ſind ſeine Nordfranzoſen beim Plündern die erſten; ein tapferer Vaſall des Biſchofs, Raoul de Haute-Pierre, aus der ſchönen Landſchaft des Aisne-Thals, ſchlägt mit ſeiner Streitaxt die reichvergoldeten Thüren des Schatzhauſes der Komnenen ein, und mit manchem noch koſtbareren Schmuck und Geſchmeideſtück wandert die Bernſteinſpange in's Abendland nach Frankreich.

In der reichen und edeln Familie der Châtelaine von Haute-Pierre vererbt ſeither der ſchöne alte Stein von Geſchlecht zu Geſchlecht; bei der Taufe des erſten Kindes pflegt ihn, nach altem Brauch, mit anderem Erbſchmuck die Marquiſe — die Spange iſt ſeither zur Broche umgeſtaltet — an der Bruſt zu tragen: der Zeuge des Cultus des Perkunos, der die Opfer für Baal und für Jehovah, für den Genius des Titus und den Gottesdienſt der Arianer zu Carthago kennen lernte, ſieht jetzt viele Menſchenalter hindurch auch das Sacrament der katholiſchen Taufe mit an. Aber auch im rebenreichen Gelände der Aisne ſoll der rollende Stein zur Ruhe nicht kommen.

Digitized by Google

Im September des Jahres 1870 ziehen die Deutschen gegen Paris; zu Ende des Monats versuchen Mobilgarden und Freiwillige des Departements von Soissons aus das Vordringen der Preußen über Reims zu hindern: sie werden am 28. September von den Landwehrbataillonen Landsberg, Frankfurt an der Oder und Woldenberg geworfen; in Auflösung, in böser Stimmung eilen sie nach Soissons zurück, und plündern und zerstören auf dem Rückzug die Häuser und Vorräthe der eigenen Landsleute, angeblich, „um das Land bis vor Paris in eine Wüste zu verwandeln.“ Sie werden die Quälgeister der Bevölkerung: ein wüster Haufe fällt auf dem Rückweg in das alte ehrwürdige Schloß Haute-Pierre; muthvoll war die alte Marquise, die „Châtelaine,“ allein zurückgeblieben, Besitz und Ehre des Hauses zu wahren — ihr Gatte schlummert in der fernen Krim, ihr Sohn gerieth bei Sedan in Gefangenschaft — der Keller wird erbrochen und rasch leer getrunken, die berauschten Scharen beginnen das Schloß zu plündern, zu verwüsten — da fallen Schüsse von Südosten her, die verfolgenden Deutschen nahen. „Sie sollen hier keine Unterkunft finden, werft Feuer in das alte Aristokratennest!“ schreit der trunkene Capitän der Mobilen, und rasch flackert die Flamme die damastenen Vorhänge hinauf, unsanft wird die alte Dame bei Seite geschoben, die verbieten und ihr Hausrecht wahren will; aber schon sind die deutschen Reiter vor dem Thor: es sind litthauische Dragoner, sie sitzen ab, nach wenigen Carabinerschüssen sind sie im Hof. Der Offizier eilt die Treppe hinan; im ersten Stock kommt er gerade recht, ein par Strolche zu verscheuchen, welche die Dame, die es mit den „Prussiens“ halte, schwer bedrohen; sie springen zum Fenster

Digitized by Google

hinaus, aber den deutschen Offizier trifft noch schwer die Revolverkugel des fliehenden Capitäns. „Löschet ihr Leute, löschet!“ ist sein letzter Befehl, eh' ihm die Sinne vergehen.

Und viele Wochen lag der blonde Offizier im Schlosse Haute-Pierre, treu gepflegt von der alten Dame. Und oft zeigte er ihr das Bild einer sehr schönen jungen Frau, das er auf der Brust bei sich trug. Und einst kam ein Brief vom fernen Ostseestrande, der ward mit Thränen gelesen, aber mit Thränen der Freude: denn die sehr schöne junge Frau hatte daheim in Preußenland ihrem Gemahl ein tapferes Knäblein geboren. Und der junge Offizier, der in diesem Feldzug den wunden Arm nicht mehr brauchen sollte, reiste mit Urlaub heim in's eichenrauschende Samland. Und die greise Pflegerin sandte der jungen Mutter die Bernsteinbroche: sie solle sie tragen bei dem Tauffest ihres Erstgeborenen, den alten Taufschmuck der Châtelaine von Haute-Pierre.

Und so wanderte das Stücklein Harz mit der vor Aeonen eingeschlossenen Mücke zurück an das Gestade, wo es vor vielen tausend Jahren der phönikische Kaufherr von dem tanzenden Mädchen ertauscht. Und heute weisen es die glücklichen wiedervereinten Gatten auf ihrem gastlichen Schloß.

Du siehst, liebe Leserin, allerlei läßt sich denken bei einem Stückchen Bernstein. — Nur einfallen muß es Dir. —

Digitized by Google

II.

Königsberg, 16. Nov. 1872.

Müllenhoffs vortreffliche Unterſuchungen haben es nun freilich erreicht, daß hinfort im Ernſt unter einigermaßen verſtändigen Leuten „nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob die Phöniker oder Griechen den Bernſtein aus der Oſtſee geholt haben, oder daß ſeinethalb ein ſtetiger directer Verkehr von Pontus oder Adria aus dahin vor dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung beſtand;“ er darf mit Recht meinen: „dieſen glänzenden Zopf und Kometenſchweif, der ſchon ſo lange dem preußiſchen Namen anhängt, für immer abgeſchnitten zu haben.“ Das Bernſteinland der Alten ſeit den Tagen des Pytheas, der, ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen, von Marſeille ausfahrend die britanniſchen Inſeln umſchiffte und bis nach der „Inſel Thule“ gelangte, waren die frieſiſchen Inſeln und die ſchleswig-holſteiniſchen Geſtade der Nordſee; aber Nordſee oder Oſtſee — für die hiſtoriſche Phantaſie bleibt Anlaß oder Anhalt genug. Schade nur, daß ſie nicht auf den Gedanken kamen, jene klugen Kaufherren, den beliebten Stoff, ſtatt ihn von den Einheimiſchen zu erhandeln, ſelbſt bergmänniſch aus dem Ufergebiete zu gewinnen. Phönikiſche Winterlager, Schachten und Stollen, von ſchwarzen Sklaven unter Aufſicht ſidoniſcher Schichtmeiſter jahrhundertelang aufgeführt und ausgebeu-

Digitized by Google

tet, — — welchen Ertrag von Münzen, Waffen, Geräth aller Art müßten sie uns, von jener semitischen Cultur berichtend, liefern, während wir dermalen nichts davon vernehmen; die Aufseher der weit gestreckten Bernstein-Gräbereien des Hrn. Becker, welche ich wiederholt darum befrug, antworteten: man habe in dem sehr ausgedehnten Küstenstrich des Samlandes, welcher nun seit fünf Jahren (zum Theil 46 Fuß unter der Meeresfläche für den Horizontaldurchschnitt der Gruben, die dann nochmal etwa 40 Schuh tief sein mögen) abgebaut und bis auf die kleinsten Schollen durchsucht wird, nichts, aber auch gar nichts, an Spuren menschlichen Lebens gefunden, und auch von Thieren nichts als die Reste der heute noch häufigen Krabben-Arten.

Und dennoch hat unzweifelhaft jenes Meergold, wenigstens nach der phönikischen Zeit, viele kauflustige Gäste auf dem Landweg in diese Gegenden gezogen, wie zum Theil die Geschichte seiner Namen bei den verschiedenen Völkern, zum Theil die Spuren, welche jene Wanderer im Lande zurückgelassen haben, darthun.

Die Aegypter nannten das fremde Schmuckwerk „sacal,“*) die Hebräer „schechelet,“ und Jehovah befahl Moses, bei dem Räucherwerk, das er sich „nach Apothekerkunst“ (Luther) bei ihm bestellte, dieses Ingrediens ja nicht zu vergessen. Dabei bediente sich der Gott Abrahams eines althochdeutschen Ausdrucks — denn jenes Wort ist nur eine Weiterbildung von „sakri“, womit die „Scythen“ (nach Plinius) ihn benannt; „sakri“ aber ist germanisch; sakari ist althochdeutsch: Feuer, Brand; also entnahmen unsere

*) Plinius hist. nat. 37. 11. 1. Exodus 30. 34.

Digitized by Google

germaniſchen Urahnen, vor vielen tauſend Jahren, die Bezeichnung für den leuchtenden Fund genau demſelben Eindruck wie wir: sakari iſt Brandſtein, und Bernſtein iſt Brennſtein. Im Munde der Lateiner aber wurde sakari zu suki = succinum.*)

Unſere Vorfahren benannten aber die ſpröde und durchſichtige Maſſe auch mit einem Wort, das zu unſerm „Glas" gehört, glesum oder glessum (ſo heißt den Angelſachſen Glas: Glaes, und Bernſtein: Glaere), und daher hieß die Inſel Auſtravia, altnordiſch Auſtrey, althochdeutſch Oſtar-Ouva, einer der wichtigſten Fundorte, auch „Gleſſaria," die Glas- oder Glasſtein-Inſel.

Auch eine andere Naturvölkern magiſch dünkende Eigenſchaft hat der Bernſtein, die magnetiſche. Hat doch ſein griechiſcher Name „Elektron" der Elektrizität die Taufe gegeben. Im Mittelalter wurde er daher unter dem Namen „agtſtein" geradezu mit dem Magnet verwechſelt; man ſtreitet, ob die daneben vorkommenden Formen „augſtein" auf das Auge, „achſtein" auf aha, Waſſer, „aiſtein" auf eiten, brennen führen; ich vermuthe, das ſind nur ſpäte Verſuche das unverſtändlich gewordene „agt-ſtein" zu erklären. Mit der Inſel Aktavia (ſtatt Auſtravia) hat das Wort aber wohl ſchwerlich zu ſchaffen.

Wie außerordentlich beliebt das „Meergold" bei den Völkern des Alterthums verſchiedenſter Race geweſen, davon geben, lehrreicher noch und lebendiger als Berichte der Schriftſteller, die Gräber Zeugniß und die Todten.

---

*) Denn die Erklärung bei Plinius 27. 11. 2 aus sucus, Saft eines Baumes, trifft zwar ungefähr die Sache, aber nicht das Wort.

Digitized by Google

Nicht nur Phöniker, Syrer, Aegypter und Juden schmückten den dunkelfarbigen Nacken gern damit, auch die Hellenen Homers erfreute der gelbe Glanz, und die italischen Völker verschiedenster Abstammung, dann Kelten und Germanen und die der keltischen Einwanderung vorhergegangene wohl finnische Bevölkerung Mittel- und Nord-Europa's, legten den Stoff in rohen Stücken und in künstlicher Bearbeitung geliebten Todten mit in's Grab; man findet ihn in den Erdbauten der Stein- und der Metallzeit gleichmäßig. In dem Antiquarium der Residenz zu München liegt*) ein großes Halsgehänge von Bernsteinstücken, welche zierlich in von beiden Enden ansteigender Größe, das größte als Mittelstück, aneinander gereiht sind, und zu Anfang des Jahrhunderts in einem Grabe bei dem Dorfe Harting gefunden wurden, ein wahres Prachtexemplar, das gewiß seiner Zeit manches Dutzend untadeliger breitstirniger Rinder gekostet. Denn auch in später Zeit, nachdem sich die germanischen Könige ihren Schmuck aus den kaiserlichen Thesauri zu Rom und Ravenna schöpfen konnten, galt noch immer Bernstein als eine diesen reichen Fürsten wohlgefällige Ehrengabe.

Es ist anziehend zu lesen, wie dem großen Dietrich von Bern, dessen Ruhm weit über alle Lande scholl, die armen Esthen in sein reiches Italien das einzige glänzende Product ihrer Küsten, den Bernstein, huldigend als Ehrengabe senden. Und sein gelehrter Minister — „Reichskanzler" würden wir heute sagen — Cassiodorius Senator, läßt sich die Gelegen-

*) Oder lag vielmehr; dermalen in dem Nationalmuseum.

Digitized by Google

heit nicht entgehen seine überlegene geschichtliche und naturwissenschaftliche Weisheit vor dem guten Völklein leuchten zu lassen; er schickt ihnen durch ihre Gesandten einen lateinischen Brief, aus dem man nicht eben viel wird herausgelesen haben an den Küsten der Ostsee*). Hätte er uns lieber die Namen der esthnischen (oder, wie er schreibt, Hästischen Männer) erhalten, statt, wie in den Bestallungsformeln, die Namen unausgefüllt zu lassen (Illo et illo legatis vestris venientibus etc.): wir hätten ihm dafür manche seiner geschraubten Phrasen erlassen. „Großen Eifer habt ihr an den Tag gelegt, mit uns Verkehr anzuknüpfen, die ihr bis von den Küsten des Oceans her uns aufgesucht; unser Ruhm ist also bis zu euch gedrungen — unsere Befehle und Entbietungen hätten nicht so weit gereicht. Begierig habt ihr nach dem Unbekannten verlangt; jetzt, da ihr mich kennt, gewinnt mich lieb; es heißt ein Großes anstreben, durch so viele Völker hindurch den Weg zu wagen. So grüßen wir euch freundlich, und thun euch kund, daß wir die Bernsteingeschenke, welche ihr uns durch die Träger dieser Zeilen geschickt habt, gern angenommen haben. Der Ocean spült in der Fluthzeit (unda descendens), wie auch der Bericht eurer Boten bestätigt, diesen Stoff höchst leuchtenden Glanzes (levissimam substantiam) euch zu. Aber, sprachen die euren, woher er stamme, das sei (sogar) euch unbekannt, die ihr ihn doch vor allen andern Menschen als Geschenk eurer heimischen Küsten in Empfang nehmet."

Und jetzt wird den unkundigen Barbaren die Lection ertheilt: „Man liest aber — ein gewisser Cornelius hat

*) In welcher Sprache wohl wurde den Abgesandten der Sinn des Schreibens verdolmetscht? Doch wohl in der gothischen.

Digitized by Google

es geschrieben,*) — daß dieser Stoff aus dem Saft eines Baumes auf den mitten im weiten Meer gelegenen Inseln**) niederträuft — woher er auch succinum „Saftstein" heißt — und allmälig an der Sonne trocken und fest wird.

„So wird die durchsichtige Zartheit dieser Ausschwitzung zu einem Metall***): bald röthlich von der Farbe des Crocus, bald wie verdichteter Schimmer der Flamme.†)

„Es gleitet in den Bereich des Meeres, wird von der ewig wechselnden Fluth geläutert und endlich an eure Küsten ausgeworfen. Diese Schilderung haben wir euch deshalb gemacht, auf daß ihr nicht wähnet, es sei so gänzlich unserer Kenntniß entrückt, was ihr als ein Geheimniß eurer Heimath eigen zu haben glaubtet. Suchtet uns nun öfter heim auf den Wegen, welche eure Freundschaft gebahnt hat: immer frommt's, wenn unter reichen Königen (das klingt wie gothische Heldensage an) gutes Vernehmen hergestellt ist; mit geringen Geschenken wird ihre Neigung gewonnen, (— ziemlich unhöflich von dem „reichen König" gegen die armen Esthen, welch doch ihr Bestes gesendet hatten! —) welche dann sofort für reichlichere Vergeltung besorgt ist (— etwas geldprotzig, da der König den esthnischen Männern Gegengeschenke

*) Ist eher zu lesen quondam, statt quodam? Denn es ist doch selbst für Cassiodor zu geschmacklos gespreizt, daß er zu den Esthen von einem gewissen „Cornelius" spricht: die ganze Stilübung war freilich weniger für die armen Esthen als für die Leser und Benützer der königlichen Kanzlei zu Ravenna berechnet: und für diese galt die Umschreibung „ein gewisser Cornelius" für viel eleganter als das einfache Tacitus.

**) Interiores insulæ Oceani sind solche, welche die Esthen von ihren Küsten aus nicht erreichen — die Unbekanntschaft mit diesen Inseln soll erklärt werden: lägen sie näher an der Küste (exteriores insulæ), hätten sie die Anwohner wohl schon einmal entdeckt.

***) Fit enim sudatile metallum teneritudo perspicua.

†††) Modo flammea claritate pinguescens.

Digitized by Google

mitgiebt, welche er also für werthvoller als den Bernstein erklärt —): einzelne Aufträge haben wir euren Boten noch mündlich ertheilt, durch welche wir auch Einiges senden, was euch erfreuen soll."

Es sollten also wirklich die Gesandten in der Heimath aus dem lateinischen Brief, der ihnen in Italien verdolmetscht war, ihren Landsleuten von „einem gewissen Cornelius" vorlesen und daneben mündliche Aufträge ausrichten.

Das ist wohl die älteste Correspondenz zwischen Ravenna oder Rom und Reval oder Riga.

III.

In Italien war der Bernstein in der ersten Kaiserzeit unter Vornehmen und Geringen viel verbreitet, wie uns Plinius erzählt; man benützte ihn auch zur Anfertigung falscher Edelsteine (Topase?). Als der phantastische Tyrann Nero, welchem auch der Cäsarenwahnsinn, diese kaiserliche Form des Größenwahns, keineswegs die geniale Anlage völlig zerstört hatte, eines seiner großen Fechterspiele rüstete und die eigenen blasirten Augen wie die Zuschauer durch etwas nie Dagewesenes reizen wollte, machte sich ein römischer Ritter auf den gefahrvollen Weg nach den fernen Handelsplätzen, ja bis nach dem Fundort des Artikels selbst, und brachte einen so ungeheuren Vorrath davon mit nach Rom, daß man alle die Netze, welche den weitgestreckten Circus

Digitized by Google

umſpannten, mit Kugeln oder Spangen von Bernſtein aneinander reihen, daß man die Waffen und Rüſtungen der Gladiatoren, die Tragbahren für die Gefallenen und den geſammten Apparat, deſſen das einen ganzen Tag währende Spiel bedurfte, mit Bernſtein zu ſchmücken vermochte.

Uebrigens bediente man ſich des „Meerſteins“ *) im römiſchen Reich auch zu Heilzwecken gegen Krankheiten aller Art (zur Zeit des Plinius): und beſonders weit verbreitet und lang erhalten war die Sitte, kleine aus Bernſtein geformte Bilder und in winzigem Maßſtab geformte Geräthe als Amulette zu tragen (ähnlich unſern modernen Uhrgehängen) gegen Erkrankung, Zauber, böſen Blick (Gettatura) und Unfälle aller Art.

Vielleicht laſſen ſich auf dieſe Weiſe die kleinen aus Bernſtein geformten Waffen, Schwerter, Dolche, Speere, Streithämmerlein erklären, welche man mitunter in nordiſchen Gräbern gefunden hat. An Spielzeug iſt dabei nicht zu denken, da die beſtatteten Skelette Gerippe Erwachſener, nicht von Kindern, ſind. Die Vermuthung aber, daß die Erben, um die werthvollen wirklichen Waffen nicht dem Todten mitgeben zu müſſen, dieſelben durch vicarirende nachgebildete aus Bernſtein erſetzt haben, — alſo durch Waffenſymbole — will wenig anſprechen.

Lange nach der phönikiſchen Zeit alſo, als bereits Germanen an den Küſten der Nord- und Oſtſee ſiedelten, ward

*) Wie die Finnen ſagen: merikiwi, eſtniſch merrikiwi, während germaniſch meergries, als Meereskorn, althochdeutſch mari-grioz, mittelhochdeutſch meregriez, angelſächiſch meregreot, lateiniſch margarita die Perle bezeichnet; unſere Perle aber, althochdeutſch perala, iſt das griechiſche berryllos.

Digitized by Google

ein lebhafter Handel mit diesem leuchtendsten Erzeugniß des nebeldunkeln Landes getrieben.

Auf nicht weniger als drei großen Handelsstraßen wurde der viel gesuchte Artikel von griechischen und römischen Kaufleuten von den Stationen abgeholt, bis zu welchen ihnen die Ware durch Vermittelung der zwischenwohnenden Stämme zugeführt ward.

In solcher Weise hat man sich wohl den von Plinius, Solinus, Diodor u. a. geschilderten Verkehr vorzustellen: nicht, wie gewöhnlich geschieht, derart, daß die römischen Händler regelmäßig bis an den Fundort vorgedrungen seien — als Ausnahme wird das bei jenem Neronischen Ritter hervorgehoben — oder daß die Germanen der Ostsee selbst die Ware bis an die römischen Stationen verführt hätten.

Einer dieser Handelswege ging auf oder neben dem Borysthenes (Dnieper) an das schwarze Meer; was uns aber das Interessantere wäre, auf welchen Straßen man an jenen Strom gelangte, erfahren wir nicht. Von hier aus wurden Griechenland und der Orient versorgt, welcher freilich in Indien eigene Bernsteingebiete besaß.

Die zweite Linie führte an den Po, „Eridanus“: vom Adriatischen Meer aus wurde die Ware weiter verschifft; so stark aber war der Absatz hier, daß die griechisch-italische Sage den Bernstein an diesem Flusse selbst entstehen ließ,*) aus den Zähren, welche die in Bäume verwandelten Töchter des Helios um ihren Bruder Phaëthon geweint, der mit dem Sonnenwagen zuletzt in den Eridanus stürzte. Also

*) Soweit unsere Kunde reicht, hat man am Po und an den Küsten der Adria niemals Bernstein gefunden; den auf Sicilien heut angetroffenen scheint die Antike noch nicht gekannt zu haben.

Digitized by Google

auch die Sage ahnt es dunkel, daß der scheinbare Stein aus Bäumen niedertroff; den goldsonnigen Glanz des Harzes aber erklärt die Sage in poesievoller Deutung daher, daß den goldleuchtenden Augen der Töchter des Sonnengottes diese Tropfen entquillen: schöner kann man den eigenartigen Schimmer des reizvollen Räthsels nicht auffassen. Leider wissen wir von dem nordöstlichen Lauf auch dieser Straße nichts: nur daß sie bei Carnuntum, der Grenze von Pannonien, die Donau überschritt.

Endlich der dritte Handelsweg mündete an den Ausflüssen des Rhone bei Marseille: er durchschnitt Mittel- und Nordfrankreich und führte mitten durch Deutschland (aber durch welche Landschaften?) nach der kimbrischen Halbinsel, wohin der Artikel zu Schiff oder durch Vermittelung der sogenannten „Teutonen" (Gutonen?) auch zu Lande gebracht wurde.

Bezeichnend für die enge Verknüpfung der sonnenfarbenen Steine mit den Heliaden und dem Eridanus ist, daß man auch den Rhone (Rhodanus) Eridanus nannte; auch an seine Mündung, wie an die des Borysthenes, verlegte man Fundstätten des Bernsteins, den Ort des Ausgebots mit dem fernen Orte der Gewinnung verwechselnd.

Auf diesen Straßen mögen unternehmende römische Kaufleute wohl viel weiter nordöstlich in Deutschland vorgedrungen sein als jemals der Flug der Legionen-Adler gereicht hatte; zwar, daß man in Schlesien, in Preußen und sonst an den Küstenländern der Baltischen See römische Münzen zumal aus der Mitte und dem Ende des zweiten Jahrhunderts (Antoninus Pius, Septimius Severus) gefunden hat, läßt noch nicht auf friedlichen Verkehr der Römer

Digitized by Google

in dieſen Gegenden ſchließen: man hat ganz überſehen, daß, ſeitdem die Germanen mit dem römiſchen Gelde vertraut geworden, auch ſie eifrig nach jenem Tauſchmittel und Werthmeſſer trachten mußten, für welches ſie ja römiſchen Kaufleuten gegenüber, dann bei der häufigen Verdingung in römiſchen Kriegsdienſt ſehr gute Verwendung fanden: ja, unter den Germanen ſelbſt hatte römiſches Geld Umlauf. Gar manche römiſche Münze, welche man bisher von einem römiſchen Reiſenden aus ſeinem Porte-Monnaie verloren erachtete, iſt wohl nicht von Römern an ihren Fundort in Deutſchland mitgebracht, ſondern von Germanen im Wege des Handels oder der Erbeutung aus den römiſchen Grenzſtationen davon getragen worden. Oder glaubt man, dieſe Barbaren hätten, nachdem ſie die Bedeutung der Gold- und Silbermünzen kennen gelernt, in welchen in kleinem Volumen große Werthe leicht transportirt werden konnten, etwa eine römiſche Caſſe, welche ſie in einer überfallenen Rhein- oder Donauſtadt vorfanden, liegen laſſen? Sicherlich nicht! Sagt uns doch Tacitus, daß die Germanen ſogar vorſichtig waren gegenüber den häufigen römiſchen Münzveränderungen (reſp. Verſchlechterungen), und z. B. lieber Silber als Gold und am liebſten die guten Münzen alten Gepräges (Serratæ und Bigatæ) nahmen.

Man darf alſo nicht ohne weiteres, wie ſo oft geſchieht, aus Funden römiſcher Münzen Anweſenheit von Römern am Fundort folgern.*) Das Gleiche gilt von allerlei Schmuck

*) Ein Satz, den wir den oft mehr eifrigen als kritiſchen Mitarbeitern an den Zeitſchriften unſerer hiſtoriſchen Vereine zu geneigter Beachtung empfehlen möchten —: manche Abhandlung würde dadurch ihnen erſpart und — uns.

Digitized by Google

und Geräth römischer Cultur, wie Spangen, Amuletten, Gemmen, Lampen, welche auch oft ertauscht oder erbeutet sein mochten.

Anders freilich, wenn man römische Grabstätten (nicht etwa bloß einzelne Urnen) im Lande findet mit förmlicher Einrichtung*), wie man wirklich in Schlesien deren entdeckt hat; man wird also wohl Schlesien vorläufig für das äußerste Grenzgebiet längeren Aufenthalts römischer Kaufleute annehmen dürfen.

Damit genug vom Bernstein in der alten Zeit. Wahrlich, er hat magnetische Kraft — denn er hat die fernsten Culturvölker des Südens in das nordische Barbarenland zu ziehen vermocht: und so brauche ich mich nicht zu entschuldigen, daß auch mir der räthselreiche Glanz es angethan.

IV.

Ich will zum Schluß noch kurz sagen, daß es im höchsten Grade lohnend ist die Bernstein-Taucherei am Leuchtthurm zu Brüsterort und die Bernstein-Gräberei zu Palmnicken, beide für Rechnung eines Herrn Becker betrieben, kennen zu lernen. Die Taucher vermögen in ihrem vortrefflichen Anzug mit dem Taucherhelm auf dem Kopf — einem viereckigen, sehr schweren, aus Glas, Leder und Metall gefertigten Kasten, in welchem ihnen vom Bot aus Luft zugepumpt wird — drei bis vier Stunden (nach bestimmter

*) Eine Urne mit der Inschrift: D. Mart. Ossa III. Oll. Liba.

Digitized by Google

Versicherung des Inspectors) unter dem Wasser auszuhalten. Wir sahen dem Ablösen der Mannschaften zu: gewöhnlich geht ein Mann Morgens um 6 Uhr auf den Meeresboden, läßt sich gegen 10 Uhr heraufziehen, liefert seine Beute in einem Ledertäschchen ab und fährt an's Land zur Speisung und Erholung, um 2 oder 3 Uhr taucht er noch einmal für etwa drei Stunden. Nur starke Menschen ertragen das anstrengende Gewerk, aber es fehlt nicht an solchen in unserem Küstenland. Oft mußt' ich's denken, übel wär' es den Franzosen ergangen, hätte sie hier bei einer Landung, entsprechend dem Aufruf Vogels von Falckenstein: „Verfallen sei euch jeder Franzmann der eure Küste betritt," der Volkskrieg empfangen.

Uebrigens, auch unter dem Meeresspiegel legen die Menschen ihre Natur nicht ab: in unseren bayerischen Bergen gibt es „über dem Wetterkreuz keine Sünde," d. h. die Controle des Pfarrers und fast auch die des Richters hört da oben auf. So könnte man sagen: „Unter dem Meer gibt es kein Unrecht;" aber die Taucher tragen auch in jene Tiefen Neid und Streit, List und Gewalt: oft hat Einer, gerade wann er das Zeichen des Aufziehens gegeben oder erhalten, noch reiche, schöne Stücke liegen sehen: er vermag sie nicht mehr mitzunehmen: rasch sucht er sie mit Sand zu zu verdecken, damit sein Nachfolger sie nicht finde. Oder es entdecken zwei in geringer Entfernung Hinabgelassene gleichzeitig werthvolle Exemplare — sie stürzen beide darauf los, und das scharfe Werkzeug, das zum Graben dienen soll, wird zur Waffe der klaftertief unter dem Meere sich bekämpfenden Männer: ein Riß in die wasserdichten dicken Wachstuchkleider — und die Fluthen dringen ein und er-

Digitized by Google

tränken das habsüchtige Menschenkind. Doch ist in den fünf Jahren des Taucherbetriebs erst Ein Mann, wohl durch Schadhaftigkeit des Helms, ertrunken. Es waren über zwanzig Schiffe in Arbeit am Tage unseres Besuches, obwohl die See ziemlich hoch ging; das Tauchen wird auch bei zunehmender Kälte fortgesetzt, bis das theilweise Zufrieren des Küstenwassers ein Ende macht.

Uebrigens sehen die Taucher in ihrem ungeheuerlichen Helmkasten genau aus wie die Seeteufel: und die Romantik des Schiller'schen Tauchers, des Knappen, der die Ritter beschämt und die holde Königstochter rührt, liegt diesen biedern Masuren und Samländern fern. Unser Herrgott hat allerlei Kostgänger und unser großes deutsches Volk in seinen Stämmen ein buntes Mancherlei; ich verglich in Gedanken mit diesen Preußen meine Miesbacher und Chiemgauer — so tüchtig Beide und so grundverschieden!

Im Krug zu Brüsterort übernachteten wir — der Sturm deckt ein der Nacht das halbe Strohdach des Häuschens ab — und mein Camerad und ich machten uns das Vergnügen, nach Herzenslust altbayerisch mit einander zu sprechen: — die baltischen Lüfte haben gewiß nie so viel bajuvarische Laute getragen. Neugierig umstanden uns die Arbeiter, welche dort ihren Abend-Schnaps holten. Als wir uns am andern Morgen bei dem (sehr artigen) Inspector meldeten, um mit auf die See genommen zu werden, bewilligte dieser das Gesuch, obwohl wir, wie er lächelnd sagte, ihm schon gestern Abend von seinen Leuten denuncirt worden seien als zwei fremde Franzosen, welche „kein Wort deutsch sprächen und immer französisch mit einander redeten."

In Palmnicken besuchten wir die Gräbereien, in welchen

Digitized by Google

etwa dreißig Schritt landeinwärts von dem Fluthbereich das Meergold bergmänniſch abgebaut wird. Ein merkwürdiger Anblick! In die Düne werden Schacht und Stollen getrieben, etwa gefundenes Süßwaſſer wird abgepumpt, und nun werden die Gruben vierzig Fuß unter dem Meeresſpiegel angegraben und noch etwa fünfzig Fuß ſenkrecht gebohrt.

In drei Reihen ſtehen die Arbeiter parallel in der Grubenſohle, mit kleinen Schaufeln jedes Klümpchen, jede Scholle der „blauen Erde“ — jener Schicht, in welcher der Bernſtein am häufigſten vorkommt — zerkliebend: das Gefundene wird unter der Controle eines Aufſehers, der mit ſeinem Stabe je ſechs bis acht Mann überwacht, in ein Gefäß mit Waſſer geworfen. Die dem Meere zunächſt ſtehende Reihe der Arbeiter wirft die durchmuſterte „blaue Erde“ in großen Schaufeln von der unterſten Sohle der Grube aufwärts in das höhere Stockwerk des Baues, zu welchem man auf langen, ſchmalen Leitern emporſteigt. Hier wird ſie abermals von einer Gruppe ſchaufelführender Männer und Weiber in Empfang genommen und aufwärts nach dem oberſten (dritten) Plateau des Baues geworfen, von wo ſie auf Wagen weggefahren wird. Alle Bewegungen geſchehen im Tact einer langſamen, eintönigen Melodie, welche die Aufſeher vorſingen; dieſe Gleichmäßigkeit der vorgeſchriebenen Bewegung ſoll unter Anderm das Unterſchlagen erſchweren, welches, nach Ausſage der Aufſeher, doch nicht ganz vermieden werden kann, obwohl am Schluſſe des Tagwerks alle Beſchäftigten ſehr ſorgfältig unterſucht werden, ehe ſie die Grube verlaſſen dürfen. Es begreift ſich das, werden doch in dem jetzt bearbeiteten Grubenfeld an manchen Tag zwanzig Centner von den vierhundert Arbeitern gewonnen. Männer,

Digitized by Google

Weiber, Kinder, in allen möglichen Coſtümen und Vermummungen wider den ſcharf pfeifenden Wind ſich ſchützend, in der Erde wühlend oder im trägen Tact nach trauriger Melodie die Schaufeln ſchwingend —: es iſt ein ſeltſamer Anblick geweſen.

Aber das Wunderbarſte in dieſem Lande bleibt das Meer und ſeine Düne.

Bei Warniken bilden die hohen Dünen, geſpalten durch Gießbäche, tiefe, thurmhohe, wohl dreihundert Fuß ſteil abfallende Schluchten: ſie ſind dicht bewaldet, von uralten Eichen beſtanden, bis hart an die Brandung; der Sturm wirft die Kränze der Wellen hoch bis in die brauſenden Wipfel der Eichen: das Meer ſchlug in donnernder Wucht hochaufſpritzend an die Düne, Mantel und Geſicht ward feucht vom unſichtbar zerſtäubten Schaum: grün und weiß rollte in der Nähe die zornige Fluth: aber draußen in ferner Ferne, ſoweit das ſehnende Auge ſah, hob ſich in majeſtätiſcher Ruhe das weite Meer, tief dunkelblau, gleichwie „gediegener Stahl.“ Und lange ſtand ich ſo und dachte an Perkunos und an Wodan, die in dieſen Wäldern gewaltet — noch ſchwebt es wie Walkürenflug um Holm und Haff — bis die ſchmale Sichel des Mondes aus dem Abendgewölke trat. Ein ſpäter Fiſcher kehrt noch haſtig heim, ein Reiher ſucht mit melancholiſchem Ruf das Schilf — und nun war ich allein mit der Nacht und dem heiligen Meer.

Digitized by Google

V.

Herrn Obermüllers Entdeckungen.*)

Wenn doch dieſe Fünde, dieſe Entdeckungen unſer verſtorbener Freund Adolf Bacmeiſter noch erlebt hätte!

Er verdankte die heiterſten Stunden ſeines mühereichen Lebens den Forſchungen des Herrn Obermüller, des „Waſſermannes," wie er ihn gern nannte, weil ſich aus ſeinem Hauptwerk, dem „Keltiſchen Wörterbuch," nicht nur die überraſchende Thatſache ergab, daß die meiſten bisher für deutſch gehaltenen Ortsnamen, wie Holzkirchen, Bamberg, Waldau, Schönfeld, keineswegs deutſch, vielmehr gäliſch oder kymriſch ſind, ſondern daß ſie auch ſämmtlich „Waſſer" bedeuten, was auf die amphibiſch-rheumatiſche Lebensweiſe der alten Kelten hinweiſt.

In dieſen neueren Schriften hat aber das „Mitglied der ethnologiſchen Geſellſchaft zu Paris" ſich ſelbſt übertroffen, und, neben der Einſicht, zugleich eine Geſinnung

*) Wenden und Burgunder. Ein Beitrag zur Ethnologie der Oſtſee-Lande. — Die Zips und die alten Gepiden. Eine hiſtoriſch-ethnologiſche Unterſuchung. — Die Fueros der Basken und die Entſtehung dieſes Volkes. — Urgeſchichte der Wenden. Eine hiſtoriſch-ethnologiſche Unterſuchung über die vor den Deutſchen in Mittel-Europa eingewanderten Völker. Von Wilhelm Obermüller, Mitglied der geographiſchen Geſellſchaften in Wien, ſowie der ethnologiſchen Geſellſchaft in Paris. Berlin, 1874, Denicke's Verlag.

Digitized by Google

offenbart, die uns nur beklagen läßt, daß Herr Obermüller einen — uns Laien wenigstens will es so scheinen — ehrlichen deutschen Namen trägt; es wäre besser für ihn, und namentlich für uns, wenn er Robert Macaire oder Vercingetorix, Victor Hugo oder Quatrefages hieße. Aber freilich, wer kann wissen was „Obermüller" eigentlich auf keltisch heißt: der nahe Zusammenhang mit dem Wasser — denn ein Windmüller wird er doch nicht sein wollen — spricht stark für die keltische Abstammung des Wortes.

Um es nämlich nur kurz zu sagen: Herr Obermüller hat entdeckt, daß die Preußen (nicht etwa die alten, von den Deutschherren bekämpften hier am Pregel, sondern die modernen, deutsch sprechenden von Berlin bis Saarbrücken) keine Deutschen, sondern theils Wenden, theils Zigeuner sind.

Der Ruhm dieser Entdeckung verliert kaum dadurch an Glanz, daß, wie Herr Obermüller selbst sagt, das Feuilleton des „Vaterland" (ich weiß nicht: ob des Wiener oder des Münchener „Vaterland") am 28. Januar bereits die Frage verneint hat, ob die Preußen Deutsche seien: denn die Gründe des Herrn Obermüller sind neu und stark.

Auch daß sein College in der ethnologischen Gesellschaft zu Paris, Monsieur Quatrefages, bereits früher die Preußen ihres heuchlerischen Deutschthums entkleidet hat, kann das Verdienst des Herrn Obermüller nicht schmälern; denn aus dem Mund eines Deutschen klingen solche Worte doch noch ganz anders: „Eine deutsche Volkseinheit (von den Vogesen bis zur litthauischen Gränze) existirt nicht" — eine Anschauung, die freilich „höchst unbequem für unsere norddeutschen Gewaltpolitiker ist, welche ihre Eroberungsgelüste gern auf diese Einheit begründen möchten." „Denn die

Digitized by Google

Borussificirung der rheinischen und süddeutschen Stämme hat bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht, und die Lande an der Ostsee sind immer noch von nichtdeutschen Völkern bewohnt, wenn auch ein Theil davon, namentlich die Mecklenburger und die West-Pommern, deutsch redet (die Ost-Pommern reden vermuthlich litthauisch und wir Königsberger alle mit einander cassubisch)." Unsere deutsche Sprache hilft uns überhaupt nichts bei Herrn Obermüller: dem „Nationalcharakter" nach sind wir hier oben eben nicht deutsch (deutsch ist man nur zwischen Böblingen und Bopfingen, zwischen Menzing und Mehring); „auch in den angeblich deutschen Strichen Norddeutschlands haben sich in den letzten Menschenaltern die Slaven wieder so emporgearbeitet," daß sie wieder die Masse der Bevölkerung bilden (der Satz: „wie vor der Slavisirung," ist mir dabei unklar; wahrscheinlich ist er keltisch.)

Der Beweis von Zeuß und anderen Germanisten, daß vor den Wenden eine deutsche (soll heißen: germanische) Bevölkerung an der Ostsee saß (was freilich ganz gleichgültig ist, da von diesen Stämmen seit ihrem allmählichen Aufbruch gegen Süden im dritten Jahrhundert sich keine nennenswerthen Reste in diesen Ländern behaupten konnten), ist nach Herrn Obermüller unerhört haltlos: denn die „Suardonen" waren nicht Germanen, wie Tacitus sagt, sondern Wenden, und ihr Name hat nichts mit dem Schwert zu thun (er bedeutet vielmehr — natürlich! —: „Wasser," „Wassermänner"); ihr Nerthus-Dienst ist nicht deutsch, sondern altphrygisch, und endlich die „Heruler", welche in diesen Gegenden wohnten und welche wir Leichtsinnigen immer der gothischen Gruppe zuzählten, weil Prokopius, der sie wie

Digitized by Google

Oſtgothen und Vandalen oft ſprechen hörte, dieſe Sprachverwandtſchaft beſtätigt, und weil ihre uns erhaltenen Namen, wie Fara, Wilmuth, Wiſand, Haruth, Fulkari, Sindwalt, Rudolf, Gotha, Okka, Svarta, Horta, Theoda, rein germaniſch-gothiſch ſind — was glauben Sie wohl, daß dieſe Heruler ſind? „Germanen?“ Behüte! „Wenden?“ Bewahre! „Kelten?“ Sie wollen ſich wohl einſchmeicheln? Aber das errathen Sie Ihrer Lebtage nicht — „Zigeuner“ waren es! Denn ſie hatten eine „grüne Haut.“ „Ah, das iſt ſtark!“

Nicht wahr? Ich habe ſchon viele Zigeuner geſehen, braun waren ſie meiſt — durch Natur und Schickſal (d. h Schmutz), aber einen grünen habe ich noch nie getroffen!

Indeß, das iſt mein Unglück. Denn grün ſind ſie nun einmal, die Zigeuner (Obermüller: Wenden und Burgunder, S. 5. die Zips und die Gepiden, S. 8 doch gibt es auch gelbe, und dieſe ſind Malayen, Wenden, S. 7), und daran hat Herr Obermüller auch gleich die Zigeunerhaftigkeit der Heruler erkannt, welche Apollinaris Sidonius „glaucos“ nennt: alſo genauer „blau-grün,“ „weinflaſchen-grün,“ was einem ganzen Volk als Teint hübſch laſſen muß; übrigens iſt dabei garnichts zu ſtaunen, da die Agathyrſen in Siebenbürgen, „wie der Name anzeigt,“ „rothbraun“ waren. (S. 8) (Bisher hatte ich irrig den Ausdruck „glaucus“ darauf bezogen, daß die Heruler am Waſſer wohnten, d. h. waſſervertraut, daher faſt waſſerfarbig.) *)

Jetzt glauben Sie mit den Zigeunern im Klaren zu ſein? Weit gefehlt!

*) Sidonius Apollinaris: Hic glaucis Herulus genis vagatur, Imos Oceani colens recessus, Algoso prope concolor profundo.

Digitized by Google

Der englische Name „gipsy“ für Zigeuner ist nicht, wie wir bisher wähnten, aus der (irrig angenommenen) ägyptischen Herkunft derselben abzuleiten, sondern er ist eigentlich der Name der alten Gepiden; gepida heißt nämlich auf keltisch Wald-Mann, genauer „Kiefer-Mann“: giubh = Kiefer (daher auch der Name „Zips“; aber auch die Cevennen in Frankreich hängen damit zusammen).

Die Gepiden sind nämlich auch keine Germanen, wie wir Thoren wegen ihrer germanischen Namen annahmen, z. B. Thorisind, Kunimund, Fastida, Thrasarich, Trastila, Elemund, Ostrogotha, Thorismund, Rosamund — ich habe Ihnen schon einmal bemerken müssen, daß auf Sprache und Namen gar nichts ankommt — sondern sie sind Wenden oder, was dasselbe ist, Geten; man „muß nämlich hier, wie in so vielen anderen ähnlichen Fällen, Hülfe beim Altkeltischen suchen.“ *)

Diese Geten oder Wenden stammen zwar aus Medien, wohnten aber lange vor den Zeiten der Deutschen an den Quellen der Donau und vom Niederrhein längs der Nord- und Ostsee.

Sie hießen Kymmerier, auch Nervier (in Belgien), ferner Wanen oder Wenden.

Jetzt fällt es uns auch über die Vandalen wie Schuppen

*) Einige der gepidischen Namen hat uns Herr Obermüller erklärt: Arda-rich = Stolz-König, Fastida = Kriegsmann, Thori-sin = Volks-Hauptmann: von ardu, stolz, righ, König; torr = Volk, cinna = Anführer; Kunimund = Edelgeborene; ich weiß zwar nicht nach welcher Sprache, aber das ist auch gleich. Vermuthlich nach derselben Sprache „Langobarden“ = tapfere Bogenschützen, und „deutsch“ ist aus toth, tuath entstanden = Volksmasse, d. h. die zu Hörigen degradirten Wenden, Gallier und Belgen: diese, nicht die fälschlich so genannten Sachsen, Schwaben, Franken, sind also die wahren „Deutschen.“

Digitized by Google

von den Augen: auch diese waren keine Germanen, sondern Wenden, und Wenden heißt (natürlich) Wassermänner: ean-il = wan-il = Wasser-Groß.

Schlimm ist es übrigens für uns Bajuvaren, daß Herr Obermüller die Gottscheer aus den schwäbischen Quaden des Vannius herleitet*); denn jetzt ist es wieder nichts mit unserem bajuvarischen Stammbaum, welchen Herr Quitzmann so hartnäckig auf jene Leute des Vannius zurückgeführt hatte.

Bemerken will ich nur noch, für Alle, die es interessirt, daß Jordanes oder Jornandes ein „Weeber" oder „Weeber-Meister" (mit zwei e) war, oder daß doch sein Name dies bedeutet („ein alter Weeber-meister," die Zips, S. 3) — nach welcher Sprache, ist wieder nicht gesagt. Keltisch ist es schwerlich: dafür ist die Weeberei zu trocken.

Auch die Burgunden mit ihren Königen Gunther, Gernot, Giselher u. s. w. sind nichts weniger als Germanen; sie fochten einmal im Bunde mit den Römern gegen die suevisch-deutschen Alemannen: „Wären sie Germanen gewesen, hätten sie doch von den Römern nicht gegen Germanen verwendet werden können" — wie schlagend! (Daß die weiß-blauen Bajuvaren gegen die schwarz-gelben Bajuvaren von den Franzosen „verwendet" wurden, daß zahllose Germanen als „foederati" der Römer gegen andere Germanen „verwendet" wurden, steht nicht im Wege.) Diese „rabenschwarzen" Burgunden waren vielmehr — das errathen Sie wieder

*) Sie „bildeten die Leibwache (Hartschiere?) der suevischen Könige, und kamen immer in das Vordertreffen;" übrigens „war von den Römern „gepida trux" nach heutiger Redeweise: der „trotzige Zipser" vor „allen gefürchtet."

Digitized by Google

nicht! — Litthauer, und diese waren, „zum Theil wenigstens — Griechen," zur Zeit der Eroberung Troja's ausgewandert: daher den Römern stammverwandt. (Wenden und Burgunden, Seite 7)

Diese „griechischen Burgunden" stießen im Esthland auf die Esthen; diese aber waren eine seit den Zeiten der phönikischen Seeherrschaft angesiedelte Colonie von keltischen Britannen, welche Bernstein fischten und britannisch sprachen. Diese Esthen („Erdgenossen," aoidh = Bund) nannten die Burgunden Gelonen (gael = fremd), vermischten sich mit ihnen und erzeugten ein „gräco-kelto-getisches" Geschlecht, hatten drei Götter, Potrimpos („Vater — Erhaben, denn dieß bedeutet inbhe, es ist griechische Endung"), Pacullos (baighut = gnädig) und Perkunos, „welches rein griechisch ist, denn perkos bedeutet in dieser Sprache schwarz; er war also der „Teufel" oder duth-il = schwarz-groß."

Diese burgundischen Griechen waren an den Rhein gelangt, den dortigen rohen Alemannen an Civilisation weit überlegen, die schöne Kriemhild, „das Kind Gottes," wie ihr Name besagt, war eine gute Christin; übrigens hatten sie schon in Litthauen eine leidlich ausgebildete Religionsverfassung, einen Oberpriester Sinistus (sean = alt) und einen König Hendinus, genauer aon-duin = edler Herr.

„Die burgundischen Handwerker und Künstler haben bis heute die Spuren ihres Daseins hinterlassen: denn die hübschen Volkstrachten wie die geschmackvoll gebauten Schweizerhäuser der Westschweiz beurkunden das altgriechische Talent dieser Nachkommen der Teukrer oder Trojaner."

Ja, ja! Was kann es auch Aehnlicheres geben als ein Schweizerhäuschen mit Holzgalerie und die Akropolis! Oder

Digitized by Google

die Tracht der Bernerinnen! Ist sie nicht ganz das Costüm der Venus von Melos!

Uebrigens verweist der Verfasser für die Geschichte der Donau-Völker auf Gfrörers „classisches Werk," Byzantinische Geschichten, das „sich auf bis jetzt wenig benützte päpstliche Documente stützt — da hört denn der Zweifel auch des Ungläubigsten auf.

Das Hauptwerk des Herrn Wilhelm Obermüller ist aber die „Urgeschichte der Wenden," in welchem die in der „Zips" und bei den „Burgunden" zerstreuten Lichtstrahlen nochmals zusammengefaßt werden (drei andere Schriften des Verfassers, welche hier citirt werden, „über die Amazonen, Sarmaten, Jazygen und Polen," sowie über die Siculer oder Sekler und die Amazonenkönigin Myrina = muirean = tollverwegen, sind mir entgangen); ich fasse hier nur die Ergebnisse zusammen, indem ich mich jeder Aenderung oder Zuthat oder Bemerkung enthalte; alles jetzt folgende sind Herrn W. Obermüllers eigene Worte.

Den Ausgang der ganzen Weltgeschichte bildet eine in der Byciskala-Höhle bei Brünn gefundene Bronzefigur, die einen Stier darstellt, über welchen Herr Dr. Heinrich Wankel im Jahr 1872 eine Ansicht aufgestellt hat, welche Herr Wankel im März 1873 auf Andringen des Herrn Karabacek zurücknahm, die aber Herr W. Obermüller noch immer gegen Herrn Wankel selbst aufrechthält, da Herr Wankel „seine Ansicht zurücknahm, ohne von deren Unrichtigkeit überzeugt worden zu sein."

Das ist auffallend von Herrn Wankel, und da, wie wir sehen werden, der Umschwung der ganzen Weltgeschichte von jenem Stier und der ursprünglichen richtigen Ansicht

Digitized by Google

des Herrn Wankel abhängt, können wir Herrn Wankel solche überzeugungslose Wankelei nicht gestatten.

Nämlich: die Zigeuner waren die Thursen in Scandinavien und die Turcilingen sowie die (rothbraunen) Agathyrsen in Siebenbürgen; ihr nationales Thier ist die Ziege*) (S. 4); die Nachkommen der alten Giganten aber sind die Gegen: unter ihnen soll noch heute im nördlichen Albanien eine geschwänzte Menschenrace vorkommen (S. 5); Gegen sind nach dem Keltischen rohe gefräßige Gesellen (l. c.); bei den Assyrern hieß Noah Sithil, d. h. nach dem Keltischen Versöhnung (B. 6); die Chaldäer sind die Kelten (S. 6); das Wort apis bedeutet einen wilden Stier, im Irischen absens (S. 7); abis, obis- Krüge mit vorgesetztem Nasal Nobis, sind Wirthshäuser, so bei Hildesheim und Rendsburg (S. 7); Serapis ist gleich Sir Apis, d. h. Herr Apis, bekanntlich Sir englisch = Herr; Osiris = Ochsen-Mann, Os = Ochs; Sir = Herr; Pharao = Farren oder Fürst (was ich gewagt finde) = keltisch tuath = Deus; die Asen der Edda sind die Osirier, d. h. ein Räubervolk, welches mit Hülfe der Alfen oder Sachsen einige Menschenalter vor Christus die Nordlande eroberte und die Jöten = Kornbauern und Thursen = Rothbraunen unterjochte: diese waren im Essen und Trinken mäßiger, erlaubten sich aber andere Freiheiten (S. 7 und 8). Hercules ist = Jörgel = Sanct Georg dem Drachentödter. Typhon ist = dubh-on = dubh-il = Teufel. Pan ist ein Zigeunerwort, daher es bei den Wenden als Anrede an den Herrn gebraucht wird. Saturn ist = sadh-tor = ein böser

*) Sollte sich dann nicht der Name der Zigeuner sehr einfach von ihrem „nationalen Thier" ableiten lassen?

Digitized by Google

Herr! „In dieser Weise könnte ich sämmtliche ägyptisch-libysche Personen- und Ortsnamen durchgehen, um zu zeigen daß sie fast alle arisch (d. h. keltisch) sind; doch wird das Gegebene genügen, und ich wende mich nun — nach Böhmen. Das Erste was uns hier entgegentritt, ist (und das überrascht wirklich) der Name der Byciscala-Höhle. Nun, Dr. Wankel hat ihn schon richtig erklärt; denn byk im Slavischen und buaigh im Keltischen ist Stier, übereinstimmend mit bog im Polnischen." (S. 9) (Ich füge nur rasch bei = „Bacchus im Lateinischen, lauter Bock-Formen (S. 9), dazu (S. 4) „Bojorich, Stierkönig: boj ist das stets wiederkehrende Kuh, Vieh, Bock, hier aber vom Rindvieh verstanden (das ist schwierig); ein anderer König hieß Teutobog, wo der Gott oder Bock am Ende steht.")

Die Pagani sind Verehrer des Boch oder Bacchus (S. 9). Sgal ist Fels: daher Kahlenfels und „mit vorgezischtem s" Schellenberg und Schalfels (S. 10). Die Wenden sind Viehzüchter, uain = Wiese; dasselbe bedeutet Weriner: denn fuirion = Feld (S. 10); die Chatten kamen aus Unterägypten über Spanien nach der Bataver-Insel (S. 11), die Warnen zogen als Umbrer nach Italien, die Sabiner waren ein Zweig davon (sabhal = Tenne), ein Ackerbauvolk (S. 11). „Auf allen norddeutschen Schulen und Universitäten gilt die Ansicht: daß vor den Slaven ganz Osteuropa in deutschen Händen gewesen, als Glaubensartikel, ersonnen um der Eroberung . . . Wendlands und Polens eine Art von rechtlich begründeter Unterlage zu geben" (S. 12). Die Chaldäer sind = gaulois, goil = kriegerisch (S. 13). „Was dem jetzigen Czechenvolk den Charakter gibt, ist die teukrisch-lydische Industrie dieser nordalpinen

Digitized by Google

Trojaner" vermuthlich die Mausfallen-Verfertigung; denn daß es auch in Troja schon Mäuse gegeben, ist wahrscheinlich [Hypothese des Referenten]). Germanen sind Gränzmänner (ghear, keltisch die Gränze). Die Sighambern sind Sachsen (S. 14). „Das Xanthen von Trojanern erbaut sein soll, klingt lange nicht mehr so abenteuerlich, sobald man in's Auge faßt, daß auch die Czechen aus Teukrien stammen." (Das ist sehr wahr; seit den grünen Herulern und den hellenischen Schweizer-Trachten wundert mich überhaupt wenig mehr in der Welt!)

Die Czechen führte aus Troja kein Geringerer als der älterer Bruder des Priamos, Tithon; denn Tithon ist sprachlich ganz gleich = Czesi (wer das nicht sieht und hört ist zu bedauern!) (S. 16). Sarpedon war = das große Kind (nicht Sir Peter??) Minos (müßte es aber dann nicht Minor heißen? — mein letztes Bedenken!) der kleinere (S. 16). Die Karer waren von den Feniern (= Phönikern; hier berührt sich Herr W. Obermüller mit Herrn Pallmann, pfahlbaulichen Andenkens) angesiedelte kanaanitische Soldknechte; die Solymr sind = Kabalier von Kabal = Schiff = Châlons an der Saône! (Warum nicht auch an der Marne?) (S. 17) „Die Fahrt der Europa auf einem Stier, d. h. auf einem mit einem ägyptischen Apiskopfe geschmückten ... Schiffe ... leitet den Ursprung der Teukrer und damit der Czechen mütterlicherseits bis nach Phönicien zurück ... und so erklärt sich denn auch ohne Zwang (gewiß!) weßhalb dieses halb fenische, halb keltisch-ägyptische Geschlecht der Czechen bis auf den heutigen Tag mehr ein Industrie- (Mausfallen-) als ein Ackerbau-Volk geblieben ist. ... Die Teukrer waren verschieden von den

Digitized by Google

Lelegern; indeß die „schwarzbraunen Mägdelein," wie das deutsche Volkslied sie nennt, fanden überall Gnade in den Augen der keltischen und deutschen Kriegsknechte." (S. 18) „Doch genug jetzt von den Czechen; in einer zweiten Schrift gedenke ich — deren Zug aus Teukrien . . . nach Böhmen und ihre Verwandtschaft mit den Joniern und Spartanern, deßgleichen mit den Macedoniern und Aetolern . . . und endlich mit den Tuskern in Italien darzulegen." (S. 18)

VI.

Nun kommen wir (S. 20) auch auf den Apis in der Byciskala-Höhle. (Ich war wirklich besorgt den Faden zu verlieren der zu diesem ehrwürdigen Vieh zurückführt!) Der Bog = Bock = Stier = apis stammt aus Medien (S. 22); die Teutonen waren Slaven „wie die andern" (S. 22); die Kimbern haben ihren Namen von der Krim; die Thüringer von doris = Wald (daher „Thüringer Wald," S. 24); Arioviſt hieß Kriegsvogt (ar-fiubhaid) der Kimbern (S. 25); Naſua iſt Aſua, d. h. ein Aſe aus Walhall, „denn das vorgeſetzte N bedeutet in der Regel Nichts" (das wollen wir uns merken daher z. B. Nein = Ein, Niemand = Jemand); der noriſche König Vocio = Vogt (alſo nicht von advocatus!); Marbod iſt = maur, Beamter, maire (ſo, Hr. W. Obermüller: alſo der franzöſiſche Gemeindebeamte! nicht von major!) und bodh =

Digitized by Google

beutereich: also ein „beutereicher Beamter“ (modern: ein Verwaltungsrath, S. 29); die Berserker sind gewaltige Wachen von faire: Wache, sarach: gewaltig; die Gothen sind (S. 31) die Yats, welche jetzt noch am Indus sitzen und den Kern der Siks bilden, als „schlimme Gesellen“ auch Quaden genannt; Vibilius ist = uibhil = Waibel = Uebel (S. 32).

Die Langobarden (jetzt erst erfahren wir das Genauere!) heißen nicht von ihren langen Bärten, sondern von laagh, Held, und bard, Pfeil = Heldenpfeile (S. 34). Die Bastarnen aber — wie blind waren wir alle! — sind natürlich Bastarde (von baos, voluptas, dair, pruritus, doc oder noc homines, ich setze die deutschen Ausdrücke des Hrn. W. Obermüller lieber nicht her); sie waren geschickte Bierbrauer (S. 38), weshalb die Asen sie öfter heimsuchten. Nun tadelt Hr. W. Obermüller (S. 42) die Edda scharf wegen ihrer unanständigen Erzählungen, und ebenso die deutschen Dichter, die sich an ihr erfreuen, indem er den Mythos von dem Meth der Dichtung auf Kumys zurückführt (Bragi, der Gott der Dichtung, hängt mit precare und den Brahmanen in Indien zusammen, S. 41), und sehr übel springt er mit dem nordischen Götterkreis um: Loki ist ein Zigeuner! (S. 45) — ob ein grüner oder gelber, wird leider nicht gesagt — Niördr ein Grieche aus Neustadt, Hönir eine Hunne, Freya eine „jonische Babylonierin“ (das ist wieder complicirt!), Heimdall ein sächsischer Nachtwächter. Uller ein Byzantiner. (Das ist klar: „denn Oulios war bei den Milesiern der heilende Apoll, und Byzanz war von Teukrern bewohnt“ — wem dieser Schluß nicht einleuchtet, dem ist nicht zu helfen!) Die Jungfrau Gefion war gar

Digitized by Google

eine weiße Ziege oder vielmehr Kuh (da ein Bock ein Stier ist, kann wohl auch eine Kuh eine Ziege zu sein sich nicht länger sträuben): „denn Gefion = gaibh = küb, wie es die Hessen aussprechen" (S. 48). Die Fulla ist eine Willis, Odhur ist ein Schäfer („eine Erinnerung an den Teukrer Paris,") und das ihm geltende Lied ist das bis heute in Schottland erhaltene von Robin Adair, das jetzt noch in ganz Europa gesungen wird — „wenn auch modernisirt" — setzt Hr. W Obermüller mit der Vorsicht echter Selbstkritik hinzu). Lofn, „welche alle Liebenden copuliren durfte, versah das Geschäft des Schmieds von Gretna-Green, der Thors Nachfolger ist." Wenn aber Hr. W. Obermüller meint: das altkeltische Wort „gna" = gnädig sei jetzt nicht mehr gebraucht, so muß ich dem widersprechen; man sagt heute noch in München = „gnä Frau", was nur eine altkeltische Reminiscenz sein kann, und nichts anderes als „gnädige Frau" bedeutet. Der Vater der Gerdha hieß Gymir, war also ein Kymerier (S. 50). Darauf schaltet Hr. W. Obermüller das ganze Lied Skirnisfoer in Simrocks Uebersetzung ein, was wenigstens den Zweck erreicht, mit den Anmerkungen 14 Seiten zu füllen! Aus diesen Anmerkungen heben wir nur hervor, daß Skadi „gezischt" steht für caid, keusch (weil nämlich diese Göttin nicht keusch war), skirnir ist = sgairn, „wie ein Wolf oder Hund brüllend" — für einen Liebesboten sehr bezeichnend; die Aepfel der Gerdha sind „Orangen" (wenn diese nur nicht erfroren in den neun skandinavischen Nächten); Hildegard ist ein „verständiges Mädchen" von gild = Mädchen, gearr = scharf (auch Gränze: sollte daher Hildegard nicht ein „Gränz-Mädchen," ein Mädchen sein, das an der Gränze steht?); die alten

Digitized by Google

Jöten waren die heutigen Jüten und nicht unfläthig (S. 59), und Freyr war ein Wende, daher Freya tenkrisch-griechisch. Die Bructerer sind die Viehbesitzer (buasach, einer der viel Vieh hat) und unmöglich Germanen, sonst hätten sie nicht mit den Sigkambern (Art-Kämpfern) in Zwist gerathen können, denn das kam unter Germanen nicht vor; die Fennen sind die Heu-Menschen: foin, französisch: Heu (S. 63); die Gothen sind die Pfeil-Werfer: jeter, französisch: werfen (S. 64).

„Mit Hülfe jedes irischen oder schottischen Lexikons," meint Hr. W. Obermüller (S. 65), seien alle diese Wundergeschichten von den grünhäutigen Herulern, den braunrothen Turcilingen, den rabenschwarzhaarigen Burgunden „leicht zu entziffern oder doch klar in der Edda zu lesen;" aber das ist zu bescheiden; ich wenigstens hätte es nie herausgebracht.

Die Sueven sind, chinesisch ausgesprochen, die „Sianpe" in Nord-China, ja wahre Chinesen, „wie die chinesischen Zöpfe der Oberhessen heute noch beweisen" (S. 69).

Auch daß die Sachsen die Saken sind, chinesisch Sai (S. 66 und 81) — die Araber nennen sie Kaffern (S. 81) — war mir entgangen; doch haben auch, wie Hr. W. Obermüller klagt, „Hr. Grigorjew, Vorsitzender der orientalischen Section der archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg, und Hr. Cemo in Berlin, welche doch die Saken für Slaven halten, und Hr. Seinbera, welcher die Sueven als Slaven erkannt hat, keine Ahnung davon" (S. 81), „sowenig sie in den Ouäsag Turkestans die Quaden, d. h. Gottscheer, zu entdecken vermögen," und die deutsche Sprache hätte ich nie (S. 67) als ein „belgisch-sächsisches Sprach-Gemengsel" erkannt.

Die Bertha unserer Sagen (S. 71) ist = Berekynthia,

Digitized by Google

d. h. die Frau vom Kuhwalde: denn bwr = Rind, cunt = Wald, dia = Frau; sie wird am Tage der Mutter (Mariä) Reinigung gebadet; ich hätte mir eine so ketzerische Vermuthung nicht erlaubt; übrigens war wohl in Skandinavien am 1. Februar das Wasser manchmal zu kühl für solche Zwecke. Hulda ist gleich „Kindermutter," gioe = Kind, dae = Frau; die Einheriar sind „die Nachfolger der Kabiren."

Ein eigenes Capitel XVII überschreibt Hr. W. Obermüller „Grüne Germanen," und führt nochmals die armen Heruler auf den Pranger, auf dem er die ganze germanistische Wissenschaft seinem vernichtenden Spott bloßstellt.

Dabei erfahren wir, daß es Zigeunervölker waren, welche dem weströmischen Reich ein Ende machten: die „rugischen Jäger," über deren Farbe nichts verlautet — aber Jäger! da können wir uns schon denken wie sie aussahen — und die Turcilingen (Thursen und Scyrren in Skandinavien, Agathyrsen in Siebenbürgen, letztere rothbraun, S. 77; die Tubanten in Nordwestdeutschland aber waren schwarz, (S. 85); ob diese mit den ebenfalls rothhäutigen Rutiklern an der pommerschen Küste verwandt waren (S. 69), steht dahin. Dagegen ist es tröstlich zu vernehmen, daß die Chalusen an der Trave-Mündung fenische Seefahrer von Calais = Hafen waren. Die Avionen sind wieder Fischer, genauer Wasser-Männer; denn adha ist (natürlich) Wasser (S. 68). Die Sachsen sind übrigens die Stammväter der Franken (S. 81), und fochten schon im Heere des Xerxes mit der fränkischen Francisca = Doppelaxt; daß die Kelten Wenden sind (S. 66), darf uns nach alledem nicht befremden.

Die Hauptsache aber ist (was Sie mir immer wieder

Digitized by Google

aus den Augen verlieren!) der bei Brünn gefundene Ochse; auf diesen müssen wir, wie auf besagten Hammel, stets zurückkommen.

„Da das Lebenselement der wendischen Ackerbauvölker das Rindvieh war, dies aber von Aegypten bis zur Ostsee als Apis verehrt wurde, so wird auch nichts dagegen einzuwenden sein, daß das . . . gefundene Stierbild . . . ein Apisbild war; wogegen es nichts verschlägt (gewiß nicht!) wenn anderwärts eherne Kühe gefunden werden." Im Gegentheil: sie scheinen für „das Lebenselement" unentbehrlich, da sich auf die Dauer der Stier allein nicht würde halten können.

Ich eile zum Schluß.

(S. 87) „Was von der Urzeit der Wenden zu sagen, dürfte in der hier vorliegenden Schrift angedeutet (mehr! erschöpft!) sein; Teukrer, Lyder, Tusken, Szechen und ihre Herkunft aus Phrygien, Lydien, vom Atlas und aus Aegypten würden als Seitenstück dazu die Abstammung der Slaven vollständig klar stellen, und erübrigte dann, außer den Gegen oder Giganten, noch die älteste Geschichte der Deutschen, nämlich der Sachsen (diese sind ja aber Chinesen? Anmerkung des Referenten) und Gothen, von ihrer asiatischen Heimath an zu behandeln, und sodann, nach den irischen Quellen, den einzig detaillirten für Westeuropa, die Einwanderung der Basken aus Afrika (über Irland?) und die der Kelten in engern Sinn, d. h. der Galegos, Belgen und Chatten aus Chaldäa über Sidon, Aegypten und Spanien darzulegen, um das ethnologische Bild der Entstehung unserer heutigen mitteleuropäischen Bevölkerung in ihren Hauptzügen zu entwerfen." So lange dies nicht geschehen, meint Hr. W.

Digitized by Google

Obermüller, wird nicht viel geſcheidtes herauskommen.

Am Ende reſumirt Hr. W. Obermüller (ich kürze dabei) folgendermaßen: „Die Kymdern verehrten den Stier als Gott oder Bog. Der Name Apis findet ſich noch im alten Wenden- oder Kymbern-Apis-Lande, in den Abis-Krügen (Wirthshäuſern), das Stierbild desgleichen im Wappen des Großherzogs von Mecklenburg. Bog iſt der Name Gottes bei den Slaven. Papani ſind Stier-Anbeter . . . die Iſis wurde in altphrygiſcher Weiſe von den Suardonen an der Oſtſee verehrt; die Phryger ſtammten aus Medien wie die . . . Wenden der Oſtſee und die Wanen der Krim; die Kymbern wurden zu Slaven namentlich durch (? das iſt unklar) Arioviſt und Marbod: beides Markomannen-Könige; denn (?) die Markomannen waren eben Kymbern und keine Sueven, alſo auch keine Deutſche. Sonach (und das iſt die Hauptſache, das iſt das Reſultat, das um jeden Preis gewonnen werden mußte) — ſonach (welcher Schluß könnte zwingender ſich durch 88 Seiten ziehen?) hat Dr. Wankel wohl (ich ſollte meinen!) das Richtige getroffen, wenn er das Stierbild in der (mehr erwähnten) Höhle in Mähren mit dem ägyptiſchen Apis-Cultus in Verbindung brachte.“ *)

Nun iſt die Welt wieder gerettet gegen Hrn. Joſeph Karabaceks Anfechtungen.

Dieſe Forſchungen des Hrn. W. Obermüller werden im Auslande faſt noch dankbarer gewürdigt als im unfreundlichen Vaterlande.

---

*) Ich kenne weder den Stier noch die drei darüber ſtreitenden Herren; aber wenn das Bild einen Apis darſtellt, könnte es nicht von Römern herrühren; welche ſeit dem erſten Jahrhundert ägyptiſchen Cult angenommen und ägyptiſche Symbole überall hin verbreitet hatten?

Digitized by Google

Während Hr. Dr. Gräſſe im „Dresdener Journal“ 1873, Nr. 37, nur von einem ſtaunenswerthen Aufwand von Gelehrſamkeit ſpricht, ſchreibt Hr. Profeſſor Mac-Connac (ſchon der Name verräth den Kelten, alſo ſpeciell Sachverſtändigen) in Belfaſt: „Ich habe mit unendlichem Vergnügen Ihr großes Buch durchgeleſen; es iſt in der That ein bewunderungswürdiges Werk. (Das würde beides auch Adolf Bacmeiſter unterſchrieben haben; aber das Folgende kaum!) Es ſteht jetzt außer Zweifel, daß die alten Fluß . . . . und andere Namen nur aus der keltiſchen Sprache, wie Sie es beweiſen, erklärt werden können. Man mag vielleicht einige von Ihren Erklärungen anfechtbar finden, aber die Mehrheit, ſoweit meine Kenntniß des Deutſchen (?) reicht, iſt unzweifelhaft richtig. Es iſt für mich ganz neu und höchſt überraſchend, daß in Deutſchland, ja in ganz Mitteleuropa, bis in das Mittelalter keltiſch geſprochen wurde, ſonach daſelbſt Kelten wohnten. Es war alſo gleichwie in den Grafſchaften Cumberland und Cornwall, wo jetzt ebenfalls das Keltiſche erloſchen iſt.“

Wir haben ſolcher Anerkennung nichts beizufügen. Daß aber in dieſen Anſchauungen des Pariſer ethnologiſchen Mitgliedes auch „Methode“ iſt, wie Polonius ſagt, beweiſt der Schlußſatz ſeiner wendiſch-burgundiſchen Abhandlung (S. 9):

„Die Vorfahren der heutigen Pommern, die Vandalen, waren Wenden, alſo wieder keine Deutſchen, trotzdem daß die Germaniſten in neueſter Zeit angefangen haben auch dieſe, d. h. die Vandalen, dieweil ſie Rom verwüſteten, als ſpecifiſche Stammesbrüder zu reclamiren. Denn merke! im Lande Pommern iſt dermalen der moderne Genſerich angeſeſſen (Barzin), der als echter Vandale Rom zum zweiten-

Digitized by Google

mal zu zerstören trachtet. Nun, die Mauern Roms hat wohl der alte Genserich gebrochen, nicht aber die christliche Kirche, und dem jungen Genserich wird dies sicherlich ebensowenig gelingen, trotz der gewaltigen Unterstützung, welche er jetzt bei dem redefertigen Lasker und dessen antichristlicher Sippe aus dem Stamme der Hebräer findet, die bekanntlich auch keine Deutschen sind, trotzdem daß sie heutzutage vom Fels bis zum Meere das große Wort führen."

Damit genug für diesmal aus Thule-Land.

Hr. W. Obermüller hat mir den schönsten Gedanken zerstört, den freudigen Glauben, daß wir hier in Königsberg auf dem äußersten Vorposten der deutschen Cultur und Gränzwacht gegen den slavischen Osten stehen, wie die Collegen in Straßburg gegen den keltisch-romanischen Westen.

Wenn aber die Kelten selber Slaven, die Sachsen Chinesen und die Preußen theils Wenden, theils Zigeuner sind, dann weiß ich nicht, weßhalb ich mich mit chinesisch-wendischer Rechtsgeschichte und mit dem Statsrecht dieser Zigeuner-Banden weiter abgeben soll. Und auch meine liebe bayerische Heimath hat er mir verleidet. Denn zu den Gottscheern, den alten Hartschieren der Sueven-könige, mag ich mich nicht zählen, und die Markomannen, zu denen ich immer mit Pietät als den Vätern unseres Stammes hinaufblickte, sind auch keine Deutschen! Es bleibt vor lauter Kelten und Wenden gar nichts mehr von uns übrig auf Erden. Selbst die Sprache in der ich dies schreibe, ist ein „belgisch-sächsisches, also halb chinesisches, Gemengsel." So lassen Sie mich verstummen, und das nächstemal in ganz anderem Tone schreiben aus Thule-Land.

Digitized by Google

VII.

Das Angespül der See.

1.

Die Tage sind wohl lange dahin, da ich saß, ein träumender Knabe, an den waldgrünen Ufern meiner rauschenden heimischen Bergseen: des melancholischen Walchensees etwa, oder des Chiemsees, der stattliche Wasser hinabwälzt von seinen drei Inseln abwärts gegen Norden und gegen seinen Ausfluß, die tief strömende Alz.

Und doch weiß ich noch gut, welche Vorstellungen, welche Fragen die junge Phantasie am buntesten, am liebsten zugleich durchwogten, wann die Dämmerung leise heraufzog über den See, wann die Glockentöne des Ave Maria zitternd und schwingend von dem stillen Kloster auf Frauenwörth herüberhallten nach dem Ufersaum des Festlandes im Westen, wo ich in Farren und mosigem Grase ruhte, so still, so regungslos, daß oft ganz dicht bei mir das schlanke Reh des nahen Buchenschlages aus dem Walde trat und an den See, zu trinken aus der leis anrollenden Fluth. —

Ich sann und träumte — kaum mag man's denken nennen —: was haben wohl Alles, wie vielerlei Dinge, lebend und todt, Naturgebilde oder von Menschen gewirkt,

Digitized by Google

an den ſchweigend empfangenden Uferſand, bald im Schaum und Giſcht des Sturms, bald in kaum ſichtbarem, leiſem Bringen die ungezählten Jahrtauſende lang, ſeit ſie hier kommen und gehen, die Wellen des Sees herangeſpült? —

Manchmal trugen ſie mir Blumen heran: nicht einzelne bloß, nein: ganze Kranzgewinde, von Roſen und von weißen und blauen Schwertlilien zumeiſt — welche Hand hatte ſie geflochten, dieſe wellengetragenen Gewinde? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß genau ſolche weiße und blaue Schwertlilien in dem Garten der Nonnen wuchſen zu Frauenwörth. Hatte unbeſtimmte Sehnſucht die Blumen den Fluthen vertraut, wie weiland Theano gethan am blauen Griechen-Meer:

„Zielloſe Grüße duftend zu beſtellen“,

oder war ein Heini von Steier wieder im Land und galten ihm die ſchweigenden Boten?

Faſt immer aber hatte das Spiel der Wogen die Geflechte gelöſt, und nicht einen ewig in ſich geſchloſſenen Kreis, eine dünne traurige Reihe bildeten die Roſen: — zerriſſene Kränze, zerriſſenes Glück. —

Aber nicht nur ſo lyriſch und ſo weich waren jene Träumereien des jungen Studenten: Natur und Geſchichte drängten realiſtiſchere Wellenfindlinge heran.

Gar manchen zuſammengebackenen Stein, den das Geröll des Uferſandes auf und nieder wälzte, zerſchlug der Hammer nicht vergebens: denn mitten in dem Kalkſteingefüge fanden ſich die ſcharfen, ſchwarzen, gekrümmten Zähne der

Digitized by Google

Haie, welche, nach der ungeheuren Menge solcher Funde zu schließen, dieses weite Thalbecken, als es dereinst noch von der Salzfluth eines großen Meeres erfüllt war, in unglaublichen Massen müssen bevölkert haben. Verwest sind seit unsagbaren Zeiten Fleisch und Grätengerippe jener Seeräuber, ihr Salzmeer ist einem Süßwassersee gewichen — aber unzerstört haben sich in schützender Umsteinung die spitzen, angelgleichen Waffen erhalten, mit welchen sie ihre Beute an denselben Orten zerfleischten, wo dermalen die Hirsche von Herrenwörth an lichten Buchensprossen äsen. —

Jene urzeitlichen Ungethüme mahnten dann an jenes große Unthier, das, der Sage nach, noch in der Gegenwart sich bergen sollte in den Tiefen des Sees: ein ungeheurer, dem Kraken vergleichbarer Fisch, auf dessen breitem Rücken, als er einmal auftauchte, die Klosterfischer gelandet und über die Aneignung der neuen Insel in Streit gerathen waren, bis zu ihrem Entsetzen das buschbewachsene Eiland sich schüttelte und langsam wieder in die Tiefe sank, daß die Hadernden mit Noth in ihre Einbäume sich retteten.

Wie wäre es, träumte ich fort, wenn die Wellen dieses Fischlein heran trieben, oder, noch lieber, seinen festländischen Vetter, jenen feuer- und gifthauchenden Wurm, den „Tatzel-Wurm"*) geheißen, welchen Franz von Kobell und Ludwig Steub in Versen und Prosa so lang schon verfolgen und doch noch nie anders als im Traum zu Gesicht bekommen haben, etwa nach tieferem Trunk des besten Terlaners in der Clause zu Brixen. —

*) Wohl eher von „Tattern," vgl. Tattermann, (Schmeller, S. 631) als von Tatze abzuleiten.

Digitized by Google

Von geſchichtlichen Denkmälern und Ueberbleibſeln hätten jene bajuvariſchen Wellen beim beſten Willen nicht eben ſehr mannigfaltige Ausbeute heranſpülen können, wenn auch jene Bergthäler keineswegs immer ſo idylliſch geſchichtslos waren, wie ſie heute dem Reiſenden erſcheinen, welcher ſie etwa mit dem Rheinthal vergleicht, dieſer tief und mannigfach von dem Schritt der Weltgeſchichte und reich wechſelnder Cultur durchfurchten Heerſtraße.

Es gab eine Zeit, da auch in dem Lande zwiſchen Eiſak und Iſar, zwiſchen Lech und Inn, zwiſchen Etſch und Donau jeder bequeme Flußübergang, jede beherrſchende Berghöhe, jeder ſtraßenſperrende Felſenpaß mit ſtarkem Wall und hohem Thurm geſchmückt und vertheidigt war: von den maſſiven, wuchtigen Zinnen aber blickten braune Männer des Südens, umflattert vom Helmbuſch auf ſtolz geſchweiftem Kamm, und ſcharf ſpähte der Legionsadler hinüber nach dem düſtern Bergwald.

Aus jenen Zeiten könnten die Wogen des Chiemſees wohl manche klingende Münze heranſchieben mit dem Stempel der Antonine und der kurzen inhaltſchweren Inſchrift: „Invicta Roma“. War doch auch gerade hier, wo nunmehr bei dem maleriſchen und poeſievollen Dörflein Seebruck eine Brücke über den Ausfluß des Sees, die Alz, ſich wölbt, auf ragendem Hügel ein wohlbefeſtigter Wachtthurm errichtet mit breitmauriger Schanze, der den Flußübergang und die Legionenſtraße nach dem nahen Juvavium (Salzburg) deckte.

Auch aus ſpäteren Jahrhunderten hätte dieſer See mit ſeinen beiden, von einem Mönchs- und einem Nonnenkloſter bekrönten Eilanden denkwürdige Erbſtücke bergen und in eine glückliche Hand ſpülen mögen.

Digitized by Google

Zwar daß die beiden Inseln und Klöster ein unterirdischer Gang verbunden habe, gehört ebenso gewiß der Sage an, wie die anmuthige Wendung des Hero- und Leander-Mythos, welche man hierher verlegt hat.

Aber geschichtlich ist, daß eines grauen karolingischen Tages in das Frauenkloster hier, vielleicht halb unfreiwillig, die Fürstin Hildegardis trat, Kaiser Karl's des Großen Tochter: sie durchschritt vielleicht seufzend dasselbe uralte romanische Portal, das noch heute die Klosterkirche erschließt. Es läßt sich mancherlei denken über die Lebensbahn der Prinzessin, welche auf diesem kleinen Eiland abschloß; denn seltsam ging es her unter den Töchtern und Paladinen des großen Kaisers am Hofe zu Aachen. Wie wäre es, wenn die trauernde Verbannte mit zierlicher Karolinger-Schrift ihre Memoiren auf geglättet Pergament verzeichnet und in ein wohlgefügtes Broncekästchen geschlossen hätte, das zuletzt, nach tausend Jahren, den Weg in das Wasser und in meine Hände gefunden hätte? Da würden wir wohl mehr erfahren von Kaiser Karl und seinen Helden, als uns der officiöse Eginhard erzählen durfte.

2.

Vom Fels zum Meer! — so darf ich, Kleines mit Großem vergleichend, auch von mir sagen, den das Geschick weit hinweg von den heimischen Bergen, von Kampenwand und Karwendel, von Wendelstein und Wetterstein, nach Ost- Nord-Ost vertragen hat, bis dahin,

Digitized by Google

wo an der äußersten Spitze des Samlands, an dem Leuchtthurm von Brüsterort, die baltische Meerfluth das geheim nißvoll-reizende Elektron wälzt.

Den mächtigsten Eindruck an Kraft und Großartigkeit machte mir bei dieser Verpflanzung nicht das Meer: sondern dieser preußische Staat, dessen granitkernige Stärke man erst dann kennen lernt, wenn man als mitarbeitendes Glied in demselben lebt.

Den zweitgewaltigsten Eindruck aber machte allerdings die baltische See, die bald mit stahlblauem Arm das Land umschlingt „wie erzgepanzerter Held blühendes Weib", bald wettergrau, groß und grausam, wie das Verhängniß, des Menschen Blick und Macht mit furchtbarer Ueberlegenheit begrenzt und bedroht.

Und dieses Gefühl bleibt, gegenüber den nordischen Meeren wenigstens, das überwiegende: die entsetzliche Ueberlegenheit einer fühllosen, blind verschlingenden Naturkraft: „groß, grau und grausam:"

An der Oft-See.

Das Meer! Wie grausam, groß und grau!
Wie öde der Düne Strand:
Kein Leben rings, so weit ich schau' —
Nur Wasser, Wolken, Sand.

Die Brandung rauscht, die Nebel sprüh'n: —
Mich schauert vor Einsamkeit:
O Berges-Heimath buchengrün —
Wie weit bist du — wie weit! — —

Oft habe ich mit Freunden in Nord und Süd den Vergleich zwischen Meer und Alpen gezogen: sind es doch die beiden einzigen tellurischen Größen, welche sich untereinander vergleichen lassen: denn unvergleichbar auch mit diesen größten

Digitized by Google

Erdendingen wölbt sich das Segment des Universums, das uns zu schauen vergönnt ist, wölbt sich der Sternen-Himmel, diese kosmische Größe, unendlich erhaben über den gewaltigsten Räumen von Midhgard, auch über Ocean und Bergesgipfel hin.

Die Berge haben den Vorzug, daß sie unsere eigne Thätigkeit, im Umherwandern und Emporklimmen, mehr herausfordern und gewähren lassen: wir kommen allen ihren Details näher, während uns die See — denn Schwimmen und auch Rudern reicht nicht weit — zu einem unthätigen stilliegenden Anstaunen zwingt.

Den Eindruck unwirthbarer, aller Menschenkraft wehrender, öder Schroffheit machen wohl auch gewisse Bergpartieen von eitel Fels oder Eis, aber umgekehrt ruht hier meistens die Naturkraft; sie geht nicht, wie die sturmfluthende See, im vernichtenden Angriff gegen den Menschen und seine Siedelungen vor: wenigstens sind solche Brandungen der Alpen, in Lawinen und Bergstürzen, seltene, nicht, wie die Meeresstürme, regelmäßige Bewegungen. —

Solche Vergleiche stellte ich wohl auch oft an, wenn ich einsam an dem Haff bei Pillau oder Neuhäuser, viel lieber aber doch an der See, unter den ragenden Eschen von Warniken oder auf dem einsamen Strande bei Brüsterort gelagert, hinausblickte in die immer wechselnde Fluth.

Aber meine Eigenart ist, scheint es, so überwiegend auf die Geschichte, auf den Menschen, die Völker und ihre Geschicke angelegt, daß meine Phantasie auf die Dauer nicht bei der Natur für sich allein, ohne Beziehung auf menschliche Staffage, zu verweilen vermag. Auch wenn wir uns die Erde und ihre Bevölkerung mit vormenschlichen Geschöpfen

Digitized by Google

vorstellen wollen — unwillkürlich schleicht sich die Betrachtung ein, wie dieser — bei aller Ueberfüllung doch eigentlich für uns öde — Raum die künftige Bühne für den aus der Thierheit emporringenden Menschen bedeute.

Aber freilich, gerade die allerfrühesten Stadien dieser Entwicklungen, die sogenannte vorgeschichtliche oder urgeschichtliche Zeit der Menschheit, in der sie lernte das Feuer zu benutzen und selbst herzustellen, Steine und Knochen und Holz als Waffe und Geräth zu brauchen, sich gegen Kälte, Hitze, Wasser und Sturm zu schirmen, das Recht des Eigenthums auch nach verlorenem Besitz anzuerkennen — einer der bedeutsamsten Marksteine im Fortschreiten der Menschen: — jene Perioden reizen die Phantasie des Dichters nicht minder als den Forschertrieb des Anthropologen: oft viel mehr als spätere complicirtere und deshalb minder lehrreiche Culturstufen. —

So kam ich denn auch bei meinen Träumereien am baltischen Meeresstrand, wie dereinst an den Ufern meiner bajuvarischen Bergseen, am liebsten immer wieder auf die Vorstellung zurück, was Alles seit unvordenklicher Zeit, seit Menschen an diesen Gestaden standen, das Herangetragene zu empfangen, diese Ostsee-Wellen in unaufhörlichem Bringen und Reichen, bald leise anrollend, bald stürmisch heranschleudernd, angespült haben ans Land.

Was sich dabei der laienhaften Betrachtung zunächst aufdrängt, wird von der Wissenschaft bestätigt: nämlich die große Einförmigkeit der Pflanzen- und Thierwelt in und an der Ostsee, die äußerst geringe Zahl von Gattungen im Gegensatz zu der reichen Mannigfaltigkeit derselben im Gebiet südlicher Meere: meilenweit ist der öde Sand der Küste

Digitized by Google

bedeckt von dem ſtachligen, gelb blühenden, ſtark duftenden Seegras in faſt ausſchließender Alleinherrſchaft: und auch von Fiſchen, Muſcheln, ſchwimmendem, kreuchendem und fleuchendem Seegethier, wie es aneinander geklebt in langen Schnüren von Seetang hängt, begegnen immer wieder nur die gleichen wenigen Arten, dieſe aber allerdings in einer unabſehbaren Menge von Exemplaren.

So iſt das Angeſpül der See in dieſen Naturgebilden ſehr eintönig: ſelten wird etwa ein Seehund gefangen, der ſich den Netzen zu nahe gewagt. Des Raubvogels ſchrillen Ruf, der vortrefflich zur Geſammtſtimmung paſſen würde, habe ich nie vernommen hier (doch ſollen Seeadler horſten im Strandwald von Warniken); nur die weißen Möven treiben ſich zahllos um auf Sand und Wellen. —

Freilich, ein wunderſames und geheimnißvoll anziehendes Ding tragen hier ſeit grauer Urzeit die Wellen ans Land, das feuchte Meergold, Bernſtein genannt, welches zuerſt ein zweifelhaftes Licht über dieſe öden Geſtade verbreitet und fremde ſüdliche Cultur hierher gelockt hat: aber ich habe jenes ſchimmernde Räthſel bereits oben beſprochen*) und werde am Schluß meiner Betrachtungen das Rechtsſchickſal dieſes wichtigſten Seeangeſpüls zu erörtern haben.

Nicht ſelten wirft die Fluth neben den zahlloſen Stücken und Körnern rohen Bernſteins auch aus dieſem Stoff gearbeitetes Geräth von allerlei Art an den Strand: von dieſen Handgebilden ſind die merkwürdigſten die Götzenbilder und götzenähnlichen Amulette, wie ſie in den Sammlungen der Königsberger Geſellſchaften und Vereine nicht ſpärlich vertreten ſind.

*) S. 5 f. f.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, welcher Race die Verfertiger, welcher die Verehrer dieser Götter angehörten — denn das müssen keineswegs dieselben sein. — Die Gestalt der Figuren sagt uns sehr wenig darüber: es sind immer männliche — nur in einem Fall, wenn ich richtig gesehen habe, weibliche — Körperformen, Arme und Beine nicht vom Rumpf geschieden, nur durch Abschleifung angedeutet, in einigen Fällen mit phallischen Attributen, nicht selten durchbohrt, um angereiht und als Schmuck oder Amulett getragen werden zu können: die Größe schwankt von 2 und 3 bis 8 und 9 Zoll.

Daraus ist also für Race und Bildungsstufe der Verfertiger oder Gläubigen keinerlei Schluß zu ziehen: denn viele Völker ganz verschiedener Abstammung liebten und lieben es, ihre Götter in unvollkommner Menschengestalt nachzubilden und als Schutzmittel auf dem Leibe zu tragen.

Mehr lernen wir aus der Herstellungsart dieser heiligen Kunstwerke: sie sind nämlich sämmtlich ohne Anwendung von Metallwerkzeugen geglättet, geschliffen, geschnitten und durchbohrt: — keine leichte Arbeit an dem spröden harten Stoff — ihre Verfertiger lebten also noch in der ausschließenden Steinzeit: der Einwand, daß hier wie in andern Fällen auch nach Einführung neuerer, besserer Werkzeuge bei Herstellung dieser Gebilde aus sacralen Gründen nur die alten, der Urzeit angehörigen Geräthe (wie der herkömmliche archaistische Stil) angewendet werden durften, ist doch ziemlich fernliegend und künstlich.

Damit sind also Phöniker, Kelten und Römer als Verfertiger der Götzen (als Handelsartikel) ausgeschlossen und, was ohnehin das Einfachste, Bewohner dieser Fundstätten des Bernsteins und zwar noch in ausschließlicher Steinzeit

Digitized by Google

lebende, als Bildner und Anbeter der ungestalten Götter anzunehmen.

Welcher Race aber diese alten Bewohner angehörten, vermögen wir nicht zu entscheiden; wenn sich aus einem der nunmehr auch in Ostpreußen entdeckten Pfahlbauten solche Funde heben lassen, dann fällt die Frage mit der freilich lebhaft bestrittenen nach der Race- und Volkszugehörigkeit der Begründer der allerältesten Pfahlbauten zusammen: ich enthalte mich hierüber jedes affirmativen Urtheils, protestire nur gegen die Annahme germanischen Ursprungs der Urpfahlbauten, und begnüge mich mit der Andeutung, daß die Vermuthung einer finnisch-tatarischen Einwanderung aus Asien vor der keltischen und germanischen durch keine mir bekannt gewordene Thatsache widerlegt scheint: auf diese finnischen Einwanderer wären dann die Pfahlbauten zurückzuführen: ob der vorgeschichtliche Mensch, der in dem heutigen Frankreich, Belgien und Schwaben das Mammuth gesehen und gejagt, noch älter als die finnischen Einwanderer und als autochthon in Europa anzusehen sei, ist eine durch jene Hypothese nicht berührte Frage. —

Uebrigens vererben ältere Nationen und Culturstufen auf jüngere und fortgeschrittenere einen großen Theil ihres Cultur-Materials: eine Wahrheit, die man immer wieder außer Betrachtung läßt: wie man sich nach entdeckter Verwerthung des Metalls vielfach auch der Steinwaffen noch bediente, wie nach Erfindung der Feuerwaffe Pfeil und Bogen noch Jahrhunderte fortgeführt wurden, so mag manches Stück Bernsteinschmuck, also auch diese Götzen, von — wir wollen sie so nennen — finnischen Pfahlbauern geschnitten und zuerst getragen, später auch von einwandernden Ger-

Digitized by Google

manen, Preußen, Slaven erbeutet und nicht verschmäht worden sein. Hat man doch anderwärts in etruskischen, keltischen, germanischen Gräbern und in Preußen selbst, in Gräbern der Litthauer, aus später Zeit des Ordens, ganz ähnlich gearbeitete Stücke von Bernsteinschmuck gefunden. —

Aber genug endlich von diesem Meergold dämonischen Reizes, das immer aufs Neue die Phantasie anzieht und festhält.

Was diese Wellen von römischen Waffen, Münzen und Geräthen bergen mögen, das haben die Welteroberer nicht selbst hierher getragen: denn ob sie auch das großartige Wagniß vollendeten, eine Kriegsflotte aus der Nordsee in die Elbe einlaufen zu lassen, mit welcher ein vom Rheine her quer durch ganz Deutschland vorgedrungenes Landheer „am vierhundertsten Meilenstein vom Rhein" zusammentraf (im Jahre 5 unserer Zeitrechnung) — in die Nebel der Ostseeküsten haben sich die goldnen Adler der Legionen nie getaucht. Was man von römischen Dingen im Land und an der See findet, sind Beutestücke, oder auf dem Landweg eingeführte Handelswaren: die Straße führte durch Schlesien, wie die Gräber unterwegs verstorbener Kaufleute darthun.

Wohl aber könnte der Sand der Dünen Kriegsschiffe und Waffen germanischer Männer überthürmt haben und von ungefähr, wie diese wandelnden Meereswüsten wechseln, wieder der Fluth freigeben, daß sie erstaunt das seit fast zwei Jahrtausenden entwöhnte Licht und das feuchte Element begrüßten und heran schwämmen auf den Wellen des Nordwinds.

Bekanntlich hat man vor mehreren Jahren im Sundevitt an der Nordsee ein Wikingerschiff gefunden, aufrecht stehend im Sande und mit allem Geräth fast unversehrt

Digitized by Google

erhalten: vom Sturm verſchlagen, von der ſchwer gereizten Küſtenbevölkerung gehetzt, hatten die kühnen Räuber das Fahrzeug, vielleicht in verſteckter Bucht geborgen, ans Land gezogen und verlaſſen, ſich in die Wälder flüchtend, in der Hoffnung der Wiederkehr zu Steuer und Maſt, welche jedoch vergeblich der Männer harrten und des Meers. —

Lange Jahrhunderte hindurch trugen dann die Wellen dieſer Küſten nur die ärmlichen Fiſcherbote der Litthauer und Maſuren: manchmal blickte wohl der rothe Schimmer ihrer Opferfeuer aus den düſtern Wäldern, wo des Perkunos einfache Altarſteine ragten, bis in die See hinein: die Leichenreſte der geſchlachteten Roſſe und Gefangenen verſchlang die Fluth. —

Aber es kam die Zeit, da die ſtahlgepanzerten Deutſchherren-Ritter ihre wiehernden Roſſe in dieſen Wellen badeten, durch alle die tiefen Flüſſe und breiten Sümpfe, durch die öden Steppen und dichten Tannen dieſes Landes verfolgten ſie — hell flatterte der weiße ſchwarzbekreuzte Mantel über die Haide — die pelztragenden Preußen unaufhaltſam, bis die See weiteres Zurückweichen verwehrte: und hier kreuzte ſich in letztem blutigem Kampf das Langſchwert des Ritters mit der Holzkeule des verzweifelnden Samländers: flüchtend aus verlorner Schlacht verſenkten die Heiden ihre Schätze, ihre heiligen Gefäße in die Meerfluth, ſie den Händen der ſiegenden Chriſten zu entziehen: die Oſtſeewelle ſpült ſie auf und nieder ſeit ſechs Jahrhunderten und verhüllt die Geheimniſſe eines ausgeſtorbenen eigenartigen Geſchlechts. — —

Digitized by Google

3.

Aber, wenn nun wirklich die bringende Welle uns heran-trüge, was die Phantasie zu schauen oder die Habsucht zu gewinnen begehrt: Bernstein, Schiffstrümmer, Waffen, Münzen, Schmuck, Geräthe aus versenkten Königs-schätzen, Waren aus gestrandeten Schiffen oder, lebend oder todt, Ungethüme der See, wie stünde es mit dem Recht an diesem Angespül der See? Dürften wir einfach zugreifen und be-halten, was uns, so schien es, der Meergott schenkend zu-gedacht? oder müßten wir es herausgeben? und wem? Dem Verlierer der Waren, dem Eigenthümer des Wracks, wenn er uns bekannt ist, oder sich meldet und ausweist? oder haben wir das Angespül dem König von Preußen oder dem Eigenthümer des Bodens, auf welchem wir es gefunden, ganz oder theilweise, zu übergeben?

Auch diese Fragen knüpfen sich an das Angespül der See: und es ist lehrreich zu betrachten, wie verschieden die Völker und Zeiten sie beantwortet haben. Denn das Rechts-ideal der Menschheit ist nicht minder wandelbar und wechselreich als ihr Schönheitsideal; in solcher Auffassung verliert das Rechtsstudium die ihm von Laien nachgescholtene Trockenheit: es wird das Recht zum Spiegel der Volks-charaktere und ihrer Culturentwicklungen.

Vor Allem ist dabei zu unterscheiden einerseits zwischen jenen Naturerzeugnissen der See, welche diese an den Strand spült, ohne daß sie vorher von einer Menschenhand ergriffen

Digitized by Google

und angeeignet waren, und andererseits zwischen solchen Sachen, welche vor der Anstrandung schon in Eigenthum oder doch Besitz von Menschen gewesen und durch den Verlust so wenig herrenlos geworden sind, wie wenn sie der Eigner auf der Landstraße verloren oder ein Windstoß sie entführt hätte.

Nach der Anschauung der Römer waren, wie das Meer selbst, so auch die Ufer des Meeres unfähig, im Eigenthum oder sonst in ausschließendem Recht von Einzelnen zu stehen; sie galten vielmehr als allen Menschen, auch Fremden, zu gemeinsamem Gebrauch bestimmt.

Eine gewisse Neigung, wenigstens in den Provinzen, an deren Boden der populus romanus durch Eroberung Eigenthum sollte gewonnen haben, die Küsten dem Fiscus zu eigen zu sprechen, ist nicht zu privatrechtlichen Consequenzen durchgedrungen.

Daraus folgt, daß an allen auf dem Meeresufer gefundenen, bisher herrenlosen Sachen Jedermann durch Occupation Eigenthum erwerben konnte, wie an anderen herrenlosen Dingen: die Tendenz, an einzelnen Erzeugnissen der See oder an gestrandeten Gütern für den Fiscus ein ausschließendes Aneignungsrecht in Anspruch zu nehmen, taucht zwar hin und wieder auf, kann sich aber gegenüber jenem Rechtsprincip nicht behaupten.

Anders empfand das Rechtsgefühl der Germanen: es betrachtete die Meeresufer einfach als vom Wasser bespülte äußerste Theile des Festlandes und konnte daher an denselben wie an jedem andern Theil des Bodens Privat-Eigenthum Einzelner, oder der Gemeinde, oder des Landesherrn anerkennen.

Digitized by Google

Daraus ergab sich, daß dieser Eigenthümer jedem Andern das Betreten solcher Grundstücke untersagen und folgeweise allein, mit Ausschluß jedes Dritten, die Besitzergreifung und Aneignung des herrenlosen Angespüls vollziehen konnte.

Eine Trübung dieser ursprünglichen Auffassung ist es, wenn dem Grundeigenthümer auch schon vor Besitzergreifung Eigenthum an solchem Seeanwurf zugesprochen wird, wie wenn derselbe eine Frucht, ein organisches Erzeugniß des Strandbodens wäre und der Grundeigenthümer an solchen „Meeresfrüchten" schon vor der Trennung und gesonderten Besitzergreifung Eigenthum hätte, wie etwa an der ungeschnittenen Kornfrucht eines Ackers, die als Theil des Grundstückes gilt.

So hatten, wie gesagt, häufig die Landesherren (freilich oft nur in Folge ihrer Anmaßung von altem Gemeindegut) das ausschließende Occupationsrecht oder gar sofort, auch ohne einen auf die Aneignung gerichteten Willensact, durch die bloße Thatsache der Anspülung Eigenthum an solchem Anwurf herrenloser Meereserzeugnisse.

Derartige Bestimmungen enthält z. B. über Treibholz, Seetang, aber auch über Vögel, Seehunde und Walfische die Grâgas für Island, enthalten norwegische und schwedische Gesetze; pommersche und westpreußische Urkunden setzen einen ähnlichen Rechtszustand voraus; in Ostpreußen nahmen der Deutschherren-Orden und die Bischöfe von Samland und Ermland kraft kaiserlicher und päpstlicher Verleihungen Privateigenthum (nicht nur Territorialhoheit) in Anspruch an allem dem Orden durch Eroberung unterworfenen Boden (sofern derselbe nicht den Besiegten oder deutschen Ansiedlern

Digitized by Google

von dem Orden zu Eigenthum belassen oder übertragen wurde), also auch an der Meeresküste. —

Wichtiger aber, um auch in solchen Gegenden, in welchen der Landesherr an den Meeresufern Privateigenthum nicht hatte, ähnliche Rechte aufkommen zu lassen, wurde noch das sogenannte „Strandrecht".

Was nämlich die früher in Privatbesitz begriffenen und durch Schiffbruch ꝛc. an den Strand geworfenen Schiffe, Schiffstrümmer, Waren und Fahrhabe jeder Art betrifft, so muß man sich erinnern, daß ursprünglich der Schutz des Rechts, der Rechtsfriede, sich nach dem germanischen Princip des Genossenrechts nur auf die zu dem fraglichen Rechtskreis gehörigen Personen, also die Gesippen, Gemärker, später Land- und Statsgenossen erstreckte; der Fremde aber war fried- und rechtlos: er konnte wie das wilde Thier des Waldes getödtet oder gefangen, das heißt, verknechtet werden und alle seine Fahrhabe verfiel der Aneignung durch bloße Besitzergreifung.

Später, als der „Volksfriede" zum „Königsfrieden" geworden, übte der Landesherr dies Recht der Verknechtung und Aneignung aller auf sein Gebiet durch Sturm verschlagenen oder ausgeworfenen Fremden und ihrer Fahrhabe; und es scheint nun, daß dies sogenannte „Strandrecht" der Landesherrn, das sich ursprünglich auf (fremde) Menschen und bereits in menschlichem Besitz gewesene Sachen bezogen hatte, mißbräuchlich über solches „Wrack" ausgedehnt wurde auf alle Art von Angespül der See, also auch auf die oben besprochenen Meereserzeugnisse, welche, ohne je vorher von Menschen occupirt gewesen zu sein, ausgeworfen wurden.

Digitized by Google

So wurden denn in Norwegen, Dänemark, Schleswig, England und Frankreich besonders Wale und Störe, die todt oder lebend antrieben, der Krone zugesprochen; nur ein Theil wurde wie bei echtem Wrack dem redlichen Finder als Bergelohn zuerkannt, die Unterschlagung und das Behalten solcher Funde schwer gestraft; in Frankreich nahm der Landesherr auch andere Kostbarkeiten der See, Korallen und Bernstein, von diesem Gesichtspunkt aus für sich in Anspruch.

Es soll nun an dieser Stelle nicht untersucht werden, wie das von der Krone Preußen geübte Bernsteinregal sich zu den beiden betrachteten Rechtsentwicklungen verhält; in Westpreußen erscheint es als eine Abart des Fischereiregals, in Ostpreußen aber nicht als Ausfluß dieses oder des Bergeregals, sondern als ein eigenartiges particularrechtliches Regal — dies ist wenigstens das Ergebniß einer Erörterung W. von Brünneck's: — vielmehr hat diese Plauderei um Entschuldigung zu bitten, daß sie, fast lyrisch anhebend, in dem Ton eines juristischen Compendiums ausklingt.

Aber unter den mancherlei Gedanken phantastischer, poetischer, geschichtlicher Färbung, welche dem einsamen Wanderer kommen, wie er an der Küste dahin schreitet, darf wohl auch die Frage auftauchen nach dem Anrecht auf das Angespül der See, welches — so möchte es dem Laien bedünken — zu willkürlicher Verschenkung an ihre Lieblinge, seinen Töchtern, den Wellen, der Meergott vertraut hat.

Digitized by Google

Die Symbolik in der deutschen Mythologie.

Die Wissenschaft von der deutschen Mythologie, d. h. die kritische, methodische und systematische Erforschung des mythologischen Stoffes der germanischen Ueberlieferung ist bekanntlich von allen historischen Wissenschaften die jüngste: erst wenige Jahrzehnte ist es her, seit Jakob Grimm den großartigen Grundbau derselben entworfen hat. Schon diese Jugend unserer Disciplin macht es rathsam, vorerst noch immer Stoff zu sammeln, und die freilich viel mehr glänzende und verlockende Thätigkeit des Erklärens und Construirens noch auszusetzen. Aber mehr noch als die Neuheit der Disciplin drängt hierzu die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Quellen. Diese bestehen nämlich zum allergeringsten Theil aus festen schriftlichen Aufzeichnungen, zum allergrößten Theil in lebendigen Sitten, Sagen, Aberglauben, Gebräuchen, welche erst gesammelt, abgelauscht, beobachtet sein wollen. Schriftliche Aufzeichnungen in größerem Umfang haben wir nur in der Edda

Digitized by Google

und den nordischen Sagen, und dieselben beziehen sich lediglich auf die nordische Mythologie, deren unbedingte Uebertragbarkeit auf die Südgermanen, die Deutschen, immer mehr problematisch wird, je reichere Kenntniß wir von der deutschen Götterwelt, im engeren Sinne gewinnen. Für diese letztere aber haben wir an schriftlichen Quellen fast nur einzelne, abgerissene Notizen in den Heiligenleben, den Bekehrungslegenden und hier und da in einer Geschichtsquelle. Der bei weitem größere Theil des Materials steckt in jenen erwähnten lebendigen Quellen und muß erst mühsam zusammen getragen werden. Es ist aber hierbei die größte Gefahr im Verzuge. Denn überall sind diese lebendigen Quellen im Begriff zu versiegen, abzusterben: die alten Lieder und Sagen, die Sprüche, Spiele und abergläubischen Gebräuche werden allenthalben vergessen, und gerade unsere Zeit, welche die Sommerfrischler, die Curgäste in alle Winkel unserer Berge, auf alle Inseln unserer Meere führt, trägt zum Erlöschen dieser Unmittelbarkeiten mehr als irgend eine frühere bei. Dies ist zu beklagen, aber nicht zu ändern: jedesfalls sind unsere Tage die letzte Nachlesezeit auf den Stoppelfeldern dieses ganzen Gebiets. Es ist richtig, daß, Gott sei Dank! noch so viel Anschauung, Poesie, Phantasie in unsrem Volke steckt, daß es auch heute noch neue Sagen erzeugt, wenn ihm bedeutende Persönlichkeiten oder überraschende Erfindungen einen mächtigen Eindruck machen, wie wir denn in unsern Tagen Napoleons-Sagen, Eisenbahn-Sagen, Bismarck-Sagen, Zündnadel-Sagen u. s. w., haben neu entstehen sehen. Aber natürlich kann uns diese moderne Sagenbildung über alte Mythologie gar nicht oder doch nur sehr mittelbar dadurch belehren, daß

Digitized by Google

sie uns in die Gesetze der Sagenbildung selbst einen Blick werfen läßt. Deshalb thut fleißiges Sammeln des Stoffes noth, der heute noch reichlich zu finden ist und in der nächsten Generation schon unvergleichlich seltner zu treffen sein wird. Auch hat das allzurasche Erklären und Construiren die Gefahr der Willkür zur unvermeidlichen Begleiterin.

Gleichwohl läßt sich auch hier das construirende von dem sammelnden Denken nicht absolut scheiden, ja zum richtigen Sammeln selbst wird ein gewisses Schichten und Scheiden des Stoffes, ein gewisses Streben nach leitenden Gesichtspunkten unentbehrlich sein: und nur in diesem Sinne, nicht im Sinne einer Detaildeutung, sondern in der Absicht, einen der wichtigsten Gesichtspunkte für die Gruppirung des Stoffes hervorzuheben, soll im Nachstehenden das symbolische Element in der deutschen Mythologie untersucht werden.

Dabei bedarf es vor Allem einer Definition von „Symbolik." Denn leicht könnte diesem Worte eine zu weit greifende Bedeutung beigelegt werden: man könnte etwa alle bildliche, umschreibende, figürliche Ausdrucksweise eine symbolische nennen. In diesem ungebührlich weiten Sinn wäre aber die ganze Mythologie nichts als eitel Symbolik. Denn das Medium bei der Bildung aller mythologischen Vorstellungen ist die Phantasie; also dasselbe, wie bei der Bildung der ästhetischen Vorstellungen (womit natürlich nicht geleugnet wird, daß bei den mythologischen Vorstellungen neben der Phantasie auch noch andere Seelenkräfte, wie der Religionstrieb u. s. w., thätig sind). Die Phantasie nun bewegt sich immer in bildlichen indirecten Ausdrucksweisen: aber nicht alle indirecte Ausdrucksweise, nicht alle Formgebung ist symbolisch, sonst müßte am Ende

Digitized by Google

die Sprache selbst symbolisch sein: wenn ich die Vorstellung von Christus mit dem Wort Christus bezeichne, so ist dieses Wort nicht Christus selbst und doch gewiß nicht symbolisch. Ebenso wenig ist es Symbolik, wenn der Maler ein Christusbild malt, wohl aber, wenn er ein Lamm malt, das Christus vorstellen soll. Also ist Symbolik diejenige umschreibende, indirecte Ausdrucksweise, in welcher das Zeichen den gemeinten Gegenstand nur andeutet, ihm in irgend einer Hinsicht ähnlich ist, nicht aber denselben als Porträt darstellt. Aber noch ein Anderes muß zum Begriff des Symbolischen hinzutreten: es muß ein mehr oder weniger klares Bewußtsein darüber vorhanden sein, daß das Zeichen nur Zeichen, nicht Abbild, nicht directer wahrer Ausdruck ist. Wenn ein moderner Dichter das Rollen des Donners von dem rasselnden Wagen des Donar ableitet, so ist das Symbolik, wenn aber die Germanen dies thaten, so es keine Symbolik, sondern Volksglaube. Wenn die oberbairischen Bauern bei Gewitter sagen, Christus und die Apostel schieben Kegel, so ist das eine humoristische Symbolik, weil sie sich der Unwahrheit des Ausdrucks bewußt sind.

Die Symbolik ist also eine Unterart des Tropus und kann ihrer Natur nach in Worten, Geberden und Handlungen sich darstellen. Es ist Symbolik in Worten, wenn der Liebende die Geliebte statt sie sein sanftes, stilles, schönes Mädchen zu nennen, seine Blume nennt. Es ist Symbolik in Geberden, wenn der Betende die Hände faltet und so wehrlos, nicht der eignen freien Arme Kraft vertrauend, sondern allem Schutz, den er sich selbst geben könnte, entsagend, sich einzig dem Schutz Gottes übergiebt. Es ist endlich Symbolik in Handlungen, wenn die Hexe oder das

Digitized by Google

alte Bauernweib einen „Tattermann“ von Wachs bildet nach der Geſtalt ihres Feindes und dieſes Bild mit glühenden Nadeln durchſticht.

Alle dieſe Arten von Symbolik und jede in unerſchöpflich mannigfaltigen Anwendungen kommen nun in der deutſchen Mythologie vor: hier ſollen aus dem überreichen Material nur einige Beiſpiele, zunächſt aus dem Gebiet des Aberglaubens vom Angang, von Krankheit und Heilung herausgegriffen werden, an ihnen das Weſen dieſer Symbolik darzuthun.

Es iſt nämlich keineswegs immer leicht, in einem Mythologem, deſſen ſymboliſche Natur ſofort in die Augen fällt, nun auch den Sinn deſſelben zu deuten und, wo mehrere Beziehungen möglich, die richtige zu treffen: wenn z. B. gegen alle Arten von Erkrankung Mühlradwaſſer prophylaktiſche Kraft hat, ſo fühlen wir ſofort, daß hier ein ſymboliſcher Sinn zu Grunde liegt, aber wir wiſſen nicht ſofort, welcher. Da mögen uns denn den Weg zur richtigen Deutung der dunkeln und ſchwierigen mythologiſchen Symbole die Symbole der Rechtsalterthümer bahnen; denn dieſe ſind in den meiſten Fällen aus dem juriſtiſchen Zweck des Geſchäfts leichter zu deuten. Bei dieſen Rechtsſymbolen ergiebt ſich aber die intereſſante Wahrnehmung des Uebergangs des Symbols in die bloße formale Handlung. Es zeigt ſich hier, daß der menſchliche Geiſt und Wille, um erkennbar zu ſein, immer an äußere Formen der Sprache, der Bewegung, der Handlung gebunden iſt, und es iſt ein feiner, kaum merklicher Uebergang von der Form zum Symbol. Kein Menſch wird den Rechtsgedanken ſymboliſch nennen, daß zur Ergreifung und Darſtellung des Beſitzes

Digitized by Google

eben eine thatsächliche Beziehung zu der zu occupirenden Sache gehört: wenn mir der Schenker das geschenkte Buch in die Hand giebt, so ist daran gewiß nichts Symbolisches. Auch darin nicht, wenn der Verkäufer den Käufer eines Gutes überall auf demselben herumführt, und ihm dadurch Haus und Hof und Wald und Wiese übergiebt. Aber es ist schon entschiedner Ansatz zur Symbolik, wenn dem Käufer oder der einheirathenden Ehefrau die Schlüssel des Hauses überreicht werden, oder wenn die Wittwe auf das Grab ihres in Concurs verstorbnen Gatten die Schlüssel des Ehehauses niederlegt. In vielen Fällen nöthigt eben die Unbeweglichkeit oder Quantität des Objekts zu einer Stellvertretung des Ganzen durch einen Theil, wo möglich einen recht charakteristischen Theil, und eine große Menge von symbolischen Beziehungen findet ihre Erklärung durch solche Stellvertretung, durch ein pars pro toto. Wenn dingliche Rechte an einem Haus durch einen Spahn aus den Thürpfosten, an einem Wald oder Obstgarten durch einen Ast, an Acker und Wiese durch eine Erd- oder Rasenscholle, an einem Weinberg durch einen Rebschößling übertragen werden, so ist diese einfachste Symbolik auf den Gedanken „der Theil für's Ganze" zurückzuführen. Schon viel schwieriger ist die Deutung, wenn das Zeichen gewählt wurde nicht wegen seines Theilverhältnisses zu dem Bezeichneten, sondern wegen irgend einer der zahllosen andern möglichen Beziehungen der Aehnlichkeit in irgend einem Punkt. Zum Beispiel das germanische Ting wird gehegt, indem rothe Fäden um den Kreis der Versammelten gespannt werden. Warum rothe? Man hat an Donar gedacht, dem die rothe Farbe heilig, und ihm nun aufs

Digitized by Google

Gerathewohl den Vorsitz der Gerichtsversammlung beigelegt, so wenig dies zu dem jähzornigen Gewittergott paßt. Wenn man aber nun findet, daß die rothen Fäden nur bei den Gerichten mit Blutbann vorkommen, bei denen ohne Blutbann nicht, so werden wir diese simple Farbensymbolik verstehen, ohne den Donnergott mit juristischer Präsidentschaft zu incommodiren.

Wie in diesem Fall hat man auch sonst häufig falsche Deutungen aus der Ferne herbeigezogen, wo die richtige ganz nahe lag. So bei der Freilassung eines Knechtes durch den Denarius (manumissio per denarium), welche darin besteht, daß dem freilassenden Herrn von einem andern Freien eine Münze, ein denarius, aus der offnen Hand geschlagen wird: hier ist die allgemeine Deutung die, daß der Knecht so frei und ledig wie der Denar aus der Hand des Herrn entspringe, eine Symbolik, die jeden mit dem Geist dieser Dinge einigermaßen Vertrauten sehr befremdlich anmuthen wird. Symbolik ist wohl im Spiel, aber eine ganz andere. Es ist nämlich die manumissio per denarium nichts Anderes als ein Scheinverkauf des Knechts durch den bisherigen Herrn an den andern Freien als Scheinkäufer, der dann erst die Freilassung vornehmen soll, ganz wie im römischen Recht bei der familiae emtio und der manumissio eines suus. Das Band zwischen Herrn und Knecht ist ein so enges, daß es nur durch Verkauf gelockert werden kann (zugleich wird dabei ein Zeuge gewommen): zum Zeichen aber, daß der Kauf eben doch nur ein Scheinkauf, verzichtet der Käufer auf das pretium, er läßt es sich derelinquirend aus der Hand schlagen.

Wenden wir uns von den Symbolen des Rechts zu

Digitized by Google

den Symbolen des Aberglaubens, so sind auf diesem Gebiet vor Allem die beiden großen Gruppen des activen und passiven Aberglaubens zu unterscheiden. Bei dem activen Aberglauben sucht der Mensch durch eigne Thätigkeit entweder ein drohendes Uebel abzuwenden, oder ein schon hereingebrochenes Uebel zu beseitigen, oder ein gewünschtes Glück herbeizuführen, oder endlich einen bestehenden Glückszustand dauernd zu erhalten; aber auch das ist schon activer Aberglaube, wenn zur Erforschung der Zukunft diensame Handlungen absichtlich vorgenommen werden. In diese letzte Kategorie des activen Aberglaubens gehören also alle Arten von Augurien, Auspicien, Sortilegien u. a.; zu der ersten Abtheilung zählen alle die Sprüche, Geberden, Ceremonien, mit welchen Krankheiten geheilt oder fern gehalten, Hagelschlag oder Wetterstrahl verscheucht, Gedeihen der Sat, gute Erntetage herbeigeführt werden, und hier ist das Walten der symbolischen Vorstellungen so mächtig, daß man sich hat verleiten lassen, die Symbolik geradezu auf dies Gebiet, auf den activen Aberglauben, zu beschränken. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß in der Untersuchung der Symbolik auch für das Gebiet des passiven Aberglaubens der Schlüssel zur richtigen Deutung einer großen Menge von räthselhaften und bisher unerklärten Mythologemen liegt. Der passive Aberglaube ist identisch mit dem Kreis der Omina im weitesten Sinn d. h. aller Vorgänge, welche dem Menschen, ohne daß er durch seine Thätigkeit, durch seine Absicht sie wach gerufen, ja manchmal auch sehr gegen seinen Willen, die Zukunft enthüllen, ihn warnen, mahnen, bedrohen oder auch ermuthigen und zuversichtlich machen. Sehr viele dieser Omina finden ihre Erklärung in symbolischen

Digitized by Google

Beziehungen und Auffassungen des ominösen Vorgangs; zwar lassen sich keineswegs alle Probleme dieser Art mit jenem einzigen Schlüssel lösen, allein ich fürchte sehr, wo keine symbolische, wird meist gar keine Erklärung möglich sein. — In dem praktischen Aberglauben, wo es gilt Erwünschtes herbeizuführen, Unerwünschtes fern zu halten, glaube ich eine Hauptanwendung des Symbolischen in Folgendem gefunden zu haben: der Mensch wählt ein Stellvertretendes für das Object, um dessen Wohl oder Wehe es sich dabei handelt, und nimmt nun selbst mit diesem Stellvertretenden nach bestem Vermögen dasjenige vor, was er dem eigentlichen Object seiner Theilnahme zugewendet wissen will: er zeigt den Göttern pantomimisch, eindringlicher, als er durch bloße Gebetesworte könnte, was er von ihnen gethan wünscht. Ein ganz schlagendes Beispiel für die Richtigkeit dieser Auffassung ist die Symbolik in den Gebräuchen, mit welchen fast alle bekannten Völker — keineswegs etwa blos Germanen — nach langer Trockenheit Regen vom Himmel erflehen. Es wird nämlich bei Indern, Arabern, Hellenen, Kelten, Germanen und Slaven, wenn nach langer Dürre die Götter Regen auf die Erde niedersenden sollen, ein Mädchen oder ein Knabe entkleidet, darauf über und über in grüne Gräser und Kräuter gehüllt, an den Brunnen, den Bach oder die Meeresküste geführt und hier vollauf mit Wasser bespritzt, begossen, beschüttet, wohl auch schließlich hinein getaucht. Bei uns in Oberdeutschland ist die ursprüngliche Bedeutung des Festes durch die Verbindung mit dem Winteraustreiben getrübt und verwischt. Der bairisch-schwäbische Pfingstl oder Wasservogel hat vielfach die überwiegende Bedeutung des Sieges des Sommers über den

Digitized by Google

Winter, welcher ausgetrieben und zuletzt ersäuft wird, angenommen. Aber manche locale Variationen, in denen das Bekleiden mit grünen Kräutern und das Anspritzen — ein Tauchen findet oft gar nicht statt — die Hauptsache ausmachen, zeigen auch bei uns deutlich den ursprünglichen Sinn des Symbols, welches in andern Gegenden Deutschlands, z. B. in Schlesien, in Westfalen, in Holstein, noch ganz in der echten Weise mit dem ausgesprochenen Zweck, Regen zu erbitten, geübt wird. Hier ist das mit Blättern grün bekleidete Mädchen das stellvertretende Zeichen für die grün bekleidete Erde und durch das Bespritzen und Beschütten wird den Göttern recht drastisch vorgemacht, was man von ihnen erwartet: sie sollen in Wirklichkeit thun an dem Vertretnen, an der Erde, was die Menschen symbolisch an dem Vertretenden, an dem Mädchen vornehmen.

Auf einer ähnlichen Symbolik beruht nun eine unübersehbare Menge von sympathetischen Mitteln, von Aberglauben der Krankheit und der Heilung. Wenn z. B. nach kymrischem wie nach semitischem, nach böhmischem wie nach altbairischem Aberglauben Kranke, insbesondre Hautkranke durch enge, kaum für den Menschenleib zu passirende Spalten und Löcher in Felsen, Höhlen und Bäumen schlüpfen müssen oder gezogen werden, so soll die Krankheit an den schürfenden Kanten des Spalts hängen bleiben, an sie hin abgestreift werden: man will den Göttern handgreiflich vormachen, was man von ihnen erwartet.*) Es versteht sich, daß mit dem Untergang der Götterwelt, der diese Bräuche angehören, auch das Bewußtsein einer Be-

*) Siehe Kiliansgrab in Würzburg.

Digitized by Google

ziehung zu helfenden Göttern erlischt und daß heut zu Tage die Sitte nicht mehr als Symbol, sondern nur als Sympathie gilt. Nicht anders ist es mit der jetzt nur noch sympathetisch, kaum noch symbolisch gemeinten Uebung, Körpertheilchen des Kranken, Hare, Nägelschnitzel, Blutstropfen in die Erde zu verscharren: mit diesen Zeichen und wie diese Zeichen soll die Krankheit abgethan, gelöst, begraben sein. Eine complicirtere Symbolik liegt der Sitte des niederbairischen Bauern zu Grunde, um chronisches Kopfweh zu heilen, eine gebrannte Thonkugel, kopfähnlich gebildet, mit einem eingebrannten Gerstenkorn oder Schrotkügelchen zu opfern, und zwar einem Heiligen, der mittelst Enthauptung zum Märtyrer geworden. Hier sind die symbolischen Beziehungen mannigfach: der enthauptete Heilige ist der Specialsachverständige für Kopfweh, durch eigne Erfahrung ad causam legitimirt: und mit dem fremden Körper in dem Thonkopf wird der fremde Krankheitsstoff aus dem Bauernkopf in den geopferten übertragen. Ganz charakteristisch ist die Symbolik des schon erwähnten Aberglaubens bezüglich des Mühlradwassers, das prophylaktisch wider alle Anfälle von Krankheiten hilft; so sicher und kräftig soll die anspringende Krankheit — alle Krankheiten werden als uns überfallende Elben und Dämonen gedacht — vom Körper abprallen als die Wassertropfen von den Schaufeln des Mühlrads, und so allgemein germanisch ist diese Vorstellung, daß man an den Mühlrädern am sächsischen Teviot und Humber wie an den alemannischen Mühlen in Baden und den bajuvarischen im Innthal geradezu die gleichen Vorrichtungen findet, das heilbringende Tropfenwasser an den Schaufeln aufzufangen. Uebrigens kann sich

Digitized by Google

auch die Homöopathie — sie hat meines Wissens von diesem Argument noch keinen Gebrauch gemacht — auf uralte Symbolik berufen und sich als eine schon in den germanischen Urwäldern herrschende Heilmethode darthun. Denn eine dem homöopathischen Princip entsprungne Symbolik ist es doch, wenn rothe Exantheme geheilt werden durch Berührung mit einem noch intensiveren Roth: wenn Masern, Scharlach, Gesichtsrose geheilt werden durch Auflegen von Schalen gekochter Krebse oder von Hagebutten oder von Fuchsharen oder der Feder des Rothschwänzchens. Hier wird der Teufel ausgetrieben durch der Teufel Obersten: dem feindlichen rothen Stoff wird mit einem mächtigeren und befreundeten Roth begegnet.

Eine dagegen an das allopathische Princip streifende Vorstellung ist es, wenn ein schiefer Hals, der etwa nach rechts gedreht ist, geheilt wird, indem der Kranke Weidenbündel, Faschinen u. a. von rechts nach links dreht: hier wird wieder mit dem Zeichen vorgenommen, was an dem Bezeichneten geschehen soll. Dieser Aberglaube vom Weidendrehen begegnet aber auch noch unter einer andern Kategorie, nämlich bei jenem Heilaberglauben, welcher die Beschäftigung des Kranken oder seiner Umgebung oder sogar die Beschaffenheit des Geräthes in der Krankenstube auf die Krankheit bezieht. Wenn in Gegenwart eines an Bauchgrimmen Erkrankten Weiden gedreht, Faschinen geflochten werden, so wird dadurch das Leiden aufs Höchste gesteigert; es müssen vielmehr alle Dinge, Geräthe und Beschäftigungen um den Kranken möglichst seinem Leiden entgegengesetzt eingerichtet werden; daher erklärt sich, daß die Entbindung einer Kreisenden erschwert wird, wenn irgend ein Band an ihrem Anzug ge-

Digitized by Google

bunden, irgend ein Knopf, eine Oese zugeknöpft ist: erleichtert wird die auf Oeffnung, Lösung, Losgebung zielende Krisis, wenn alle Kasten und Kisten im Zimmer geöffnet und aufgezogen, alle Nägel gelockert, alle gebundenen Dinge aufgebunden werden. Hier ist theils allopathische Symbolik wirksam, theils jene häufigste Beziehung von dem Zeichen auf das Bezeichnete. Ganz analog gedacht ist der verhängnißvolle Zauber des Nestelknüpfens und Schloß-Schlagens d. h. die feindseligen Hexereien, wodurch Neuvermählte an der Vollziehung der Ehe verhindert werden. Das Nestelknüpfen ist zunächst gegen den Mann (häufig gegen beide Gatten) gerichtet und besteht in einer äußerst kunstvollen Verschlingung und Verflechtung eines Knäuels von Bindfaden: das Prinzip der Schürzung ist dabei, daß der eine starke durchlaufende Faden durch eine Unmasse von Knoten unterbunden und behindert wird: bei jedem Knoten wird ein besonderer Spruch gemurmelt, und der Zauber ist nur lösbar, wenn die Knoten von derselben Hand in derselben umgekehrten Reihenfolge und jeder Knoten mit seinem „Gegenspruch" aufgeschürzt wird. Das Schloßschlagen, welches die Empfängniß des Weibes hindert, besteht darin, daß man während der Trauung oder wenn die Brautleute sich vom Mahl zurückziehen, ein Vorlegeschloß mit einem bezüglichen Spruch zuschnappen läßt und Schloß und Schlüssel in zwei nach entgegengesetzter Richtung rinnende Wasser wirft: nicht eher wird der Schos der Braut geöffnet, bis derselbe Schlüssel dasselbe Schloß aufthut.

Den Uebergang vom praktischen activen Aberglauben der Heilkunde zu dem passiven, theoretischen, des Angangs bildet die Vorstellung, daß ein Gelbsüchtiger unheilbar wird,

Digitized by Google

wenn eine gelbe Henne über seinen Weg fliegt: die gelbe Farbe der Krankheit wird fortan so unauslöschlich an ihm haften, wie an dem Huhn dessen Naturfarbe. Es wird also hier das begegnende Thier symbolisch identificirt mit dem Menschen. Diese Art von Symbolik ist nun aber eines der besten Erklärungsmittel für einen großen Theil der Aberglaubensfälle des Angangs. Der Grundgedanke des Angangs ist, daß es bei jedem wichtigen Unternehmen, Auszug zu Krieg, Jagd, Reise, Gericht, Fischfang, Ackerbau, Hochzeit, von großer Bedeutung ist, unter welchen Modalitäten der Ausziehende das Haus verläßt und welche Pflanzen, Thiere, Menschen und in welchen Situationen ihm diese begegnen. Wer mit dem linken Fuß voran die Schwelle überschreitet, beim Ausgang stolpert oder fällt, dem wird es im entscheidenden Augenblick seines Unternehmens ebenso ungeschickt und mißlich gehen.

Der Angang im engsten Sinn bezeichnet die Glück oder Unglück verheißenden Begegnungen von Menschen oder Thieren, ein Aberglaube, der sich bei fast allen bekannten Völkern, bei Indern, Persern, Aegyptern, Juden, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen und Slaven findet. Man hat bisher gewöhnlich die Unmasse dieser Omina und Vorzeichen als bloße Spiele willkürlicher Phantasie für völlig unerklärlich gehalten. Ich glaube, daß die Anwendung symbolischer Erklärung auf diesen passiven Aberglauben sehr vieles scheinbar Unerklärliche zu erklären, von sehr vielem scheinbar Sinnlosen den Sinn zu enthüllen vermag. Eine Kategorie solcher Symbolik haben wir schon angedeutet; es wird das begegnende Wesen identificirt mit dem zu dem Unternehmen Ausziehenden: die Eigenschaften, welche das fragliche Thier hat, Furchtsamkeit oder Muth, Kraft oder Schwäche, wird der Begegnende in

Digitized by Google

seinem Vorhaben bewähren: es gehen die Eigenschaften des Thiers auf ihn über. So erklärt es sich denn ganz einfach, daß alle feigen, scheuen, unvollkommenen Menschen und Thiere bei der Begegnung Unglück, alle stolzen, muthigen, hervorragenden Glück bringen. Unglück bedeutet dem zum Kampf Ausziehenden ein Hase, der über den Weg springt; denn feig wie ein Hase wird er sich benehmen. Unglück bedeutet dem Bräutigam auf dem Kirchgang der Maulesel, der unvollkommene, zeugungsunfähige Bastard. Unglück bringt dem Krieger oder Jäger der Blinde, Taube, Lahme, der ihm begegnet: Auge, Ohr, Hand und Fuß werden ihm gegenüber dem Feind oder dem Wild versagen. Dagegen alle starken, muthigen Thiere verheißen Sieg und Erfolg: Adler, Löwe, Bär, Wolf, Eber, Roß, Stier sind dem Helden erwünschte Omina: stark und tapfer wie sie wird er kämpfen.

Neben dieser Symbolik, welche das Begegnende mit dem Subject des Aberglaubens identificirt, giebt es nun aber natürlich bei andern Fällen des Angangs andre Formen symbolischer Beziehungen. Sehr oft wird das begegnende Thier als Symbol, Begleiter, Zeichen, Verkleidung eines Gottes oder Dämon angesehen, der sich anschickt, je nach seiner Sinnesart dem Ausziehenden zu nützen oder zu schaden. Daher bringt ein altes Weib dem Jäger, dem Fuhrmann, dem Soldaten Unheil: sie ist die Hexe, die sein Gewehr verzaubern, sein Rad zerbrechen, sein Schwert zersplittern wird. Daher ist Bock und Ziege ein böser Angang; denn seit die alten Götter zu Dämonen geworden, ist der gehörnte, bärtige, zottige Bock die Lieblingsverkleidung des Teufels und der Teufel wird also dem Wanderer sein Werk verderben. Ganz besonders charakteristisch aber ist, daß Schwäne, die

Digitized by Google

Eines Wegs mit dem germanischen Kriegsheer fliegen oder schwimmen, Glück und Sieg, daß aber dieselben Schwäne, wenn sie ihm entgegenkommen, Unglück und Niederlage bedeuten; denn die Schwäne sind nichts Andres als die Schwanjungfrauen, die Walküren in Schwanenhemden, welche die Lose der Schlachten lenken: ziehen sie mit uns, dann wehe den Feinden, ziehen sie wider uns heran, so werden sie gegen uns entscheiden.

Sehr eigenthümlich erscheint, daß es bei gewissen Thieren wesentlich darauf ankommt, in welcher Beschäftigung, in welchem Verhalten, an welchem Ort wir sie antreffen: ob wachend oder schlafend (Hund, Katze), im Wald oder auf dem Felde (Fuchs, Hase), fliegend oder sitzend (Reiher, Möve), im Wasser oder auf dem Land (Ente, Frosch). In manchen dieser Fälle findet die oben besprochne Identificirung statt, z. B. wenn der gefangene Fisch Unglück, der Fisch im Wasser und besonders der Raubfisch (Lachs, Hecht, Forelle) Glück bedeutet. In viel zahlreicheren anderen Fällen aber ist eine Deutung gar nicht oder doch wenigstens unsrer dem Naturleben entfremdeten Stubenweisheit nicht mehr möglich. Ich glaube nämlich, daß sehr viele dieser Omina auf Wetter- und Naturbeobachtungen des Jäger-, Fischer- und Bauernlebens beruhen, welche, wie die sogenannten Bauernregeln im Kalender, uns nicht mehr zugänglich, in ihren Entstehungsgründen unfaßlich sind.

Sehr oft wird also hier gar keine Symbolik, sondern eine Wetter- oder Naturbeobachtung zu Grunde liegen; daher denn auch die unendliche locale Verschiedenheit gerade dieser Omina. Ein Beispiel für viele: wenn die Fischer am Südende des schilfigen Ammersees bei Tagesgrauen ausfahren und sie finden die Reiher- und Mövenschwärme, welche sehr zahlreich die Ufer des versumpfenden Sees bevölkern, schon

Digitized by Google

im Waſſer, ſo bedeutet das Unglück, wenn noch am Lande, iſt es ein gutes Zeichen für den Fiſchfang. Auf meine Frage warum, zuckten die meiſten die Achſeln und meinten, die Vögel ſeien halt manchmal recht, manchmal „ſchiech“ (mali ominis, iratae, infaustae, inimicae); doch ein alter Fiſcher lachte und ſagte: die Vögel ſeien nie ſchiech, aber wenn ſie ſchon früh im Waſſer ſeien, gäbe es, das habe er jetzt ſeit vierzig Jahren beobachtet, immer bald Südwind und ſchiechtes Wetter. Hier ſieht man, wie ein und derſelbe Glaube bei verſchiedenen Leuten derſelben Gegend bald als Aberglaube, bald als bloße Wetterregel lebt. Und wie in dieſem einen klaren Fall, wird es in zahlloſen unklaren Fällen ſein. Unſere heidniſchen Vorfahren, in ihren unmittelbaren Zuſtänden fortwährend im innigſten Zuſammenhang mit dem ganzen Leben der Natur, hatten offenbar eine Feinheit und Sicherheit der Naturbeobachtung, welche wir mit unſern abgeſtumpften Sinnen uns gar nicht vorſtellen können: ſo werden alſo z. B. Wetterveränderungen, günſtige oder ungünſtige Ausſichten für Jagd und Fiſchfang, Reiſe, Ackerbau und Viehzucht von ihnen aus Zeichen des Thierlebens vorausgeſehen worden ſein, die uns freilich nichts bedeuten. Bedenkt man nun, daß ihr Leben, ihr Wohl und Wehe in dieſen Beſchäftigungen beſchloſſen war, ſo begreift ſich, daß Zeichen, welche für eine ſolche Verrichtung Gedeihen oder Mißlingen verkündeten, bald ſchon an ſich als Omina von Glück und Unglück betrachtet wurden.

Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen und einräumen, daß gewiſſe Ereigniſſe wie ohne ſymboliſchen ſo ohne natürlichen Grund den Charakter von Omina wenigſtens für beſtimmte Kreiſe angenommen haben nach dem bekannten Trugſchluß: post hoc, ergo propter hoc. Wenn ſich wieder-

Digitized by Google

holt bei einem Individuum oder in einer Familie Unglück ereignet hat, so oft das Individuum eine bestimmte Stadt betreten, einen bestimmten Nachbarn begegnet, ein bestimmtes Kleid getragen hat, so wird für dies Individuum, für diese Familie die betreffende Stadt ein Unglücksort, der Nachbar ein Unglücksmann, das Kleid ein Unglücksgewand: zahlreiche Beispiele aus Familientraditionen sind allbekannt; ich wähle einige weniger bekannte: so oft die Herren von Woringen in Soest einreiten, stirbt das jüngste Glied ihres Hauses; so oft die Rauhgrafen von Marbach jenseits des Neckar jagen, erlahmt ihnen ein Roß; so oft ein Fürst von Schwarzburg einen blauen Mantel trägt, hat er Glück in der Liebe. Und dergleichen. In solchen Fällen liegen gewiß sehr oft zufällige Widerholungen, durch Familientraditionen ausgeschmückt, zu Grunde und sind symbolische oder auf Naturbeobachtungen gestützte Erklärungen unberechtigt und unnöthig.

Weiter aber darf man nicht gehen; mit nichten darf man jener banalen Weisheit des Achselzuckens Concessionen machen, welche da allen Aberglauben als unerklärlich, weil sinnlos, weil einer logischen Grundlage ermangelnd, bezeichnet! Im Gegentheil: ohne Grund schafft das menschliche Vorstellungsvermögen gar kein Gebilde: eine causa sufficiens, wie man sich vor hundert Jahren ausgedrückt hätte, muß immer vorhanden sein zur Erzeugung eines Denkproducts: und wo ein Aberglaube, eine Sitte, eine Uebung auch lediglich Spiel der ästhetischen Phantasie ist, auch da hat diese Phantasie nicht ohne Anhaltspunkte geschaffen: die Aufgabe der Mythologen wird aber nicht sein, den Unsinn seiner Objecte zu proclamiren, sondern mit Liebe und Hingebung ihren Sinn zu ergründen.

Digitized by Google

Der Feuerzipfel auf dem Kesselberg bei Kochel.

Ein Beitrag zur Lehre vom Feuer in der deutschen Mythologie.

Zwei der schönsten bayerischen Gebirgsseen, der Kochel- und der Walchen-See, werden durch einen mittelhohen Kegel der dortigen Bergkette, den Kesselberg, auseinander gehalten und an der gemeinsamen Ausfüllung ihres Doppel-Beckens gehindert. Bei einem längeren Besuche jener Gegend erfuhr ich, daß über eine kleine Vertiefung dieses Berges unter dem Landvolk einige sagenhafte und abergläubische Ueberlieferungen sich erhalten haben, deren Zusammenstellung und Beleuchtung hier versucht werden soll.

Zwar hat die Sache zunächst nur lokale Bedeutung, allein der glorreiche Vorgang Jacob Grimm's hat bewiesen, daß gerade in der deutschen Mythologie der Grundsatz (welcher übrigens in allen Theilen unserer Alterthumskunde gelten sollte), aus der sorgfältigen Sammlung aller stammthümlichen und lokalen Verschiedenheiten die Vergleichung dieser Eigenthümlichkeiten aufzubauen und schließlich daraus das Gemein-deutsche zu gewinnen, mit dem größten Erfolg anzuwenden ist. Es ist das um so lohnender, wenn

Digitized by Google

dieſer Weg ſo leicht wie hier zu Momenten führt, deren Uebereinſtimmung mit den Traditionen anderer deutſcher Gegenden viel größer iſt als eine hie und da abweichende Eigenthümlichkeit.

Auf meine Erkundigung unter den Bauern, Fiſchern, Jägern, Schmieden und Müllern nach den etwa in der Umgegend herrſchenden alten Gebräuchen oder Sagen, erfuhr ich zunächſt und gewöhnlich nur die mir bereits bekannten Geſchichten, welche ſich an die finſtere Natur des intereſſanteren der beiden Seen, des Walchen- oder Wallerſee's, knüpfen. Da der See, ringsum von ſteilen und dichtbewaldeten Berghängen umgeben und zum Theil umragt, an einigen Stellen nach wirklich enormer Meßtiefe noch keinen Grund erwieſen hat, behauptet der Volksglaube, er habe an dieſen Stellen gar keinen Grund, ſondern hänge, durch die Erdkugel völlig hindurchgehend, mit dem Weltmeer zuſammen, wobei man ſich auf die — geſchichtlich erwieſene — Thatſache beruft, daß an dem Tage des Erdbebens, das Liſſabon zerſtörte, der See bei völliger Windſtille plötzlich wild ſchäumend und brauſend aus ſeinen Ufern getreten ſei und das ganze Thal überſchwemmt habe, und daß zugleich alle Fiſche des Sees damals „abgeſtanden" d. h. krepirt ſeien. —

Ferner geht nicht nur im Gebirg, ſondern in ganz Oberbayern, namentlich in München, die Sage, dereinſt würden der Kochel- und Walchenſee, welche früher Ein großes Waſſerbecken gebildet hätten, aber durch die Aufthürmung des Keſſelberges in ihrer Mitte — das trotzige Werk eines „Steinrieſen" — getrennt worden ſeien, dieſe mächtige Scheidewand mit ſtürmiſchen Wellen durch-

Digitized by Google

brechen, wieder zu Einer großen Fluth sich vereinen und alsdann sonder Aufenthalt und Widerstand vertilgend über die ganze Ebene des Bayerlandes, besonders über die Hauptstadt, in wilder Ueberschwemmung sich ergießen: und zwar wird dies dann geschehen, wenn Unglaube, Gottlosigkeit und Ueppigkeit „in der Stadt" ihren Höhepunkt erreicht haben werden. Man sieht hier, wie seltsam die christliche, vielleicht mönchische Denkweise die alttestamentliche Vorstellung eines Strafgerichts von Sodom und Gomorra mit der altgermanischen Anschauung der Bergaufthürmung eines Steinriesen einerseits und anderseits mit der Naturbeobachtung verknüpft hat, daß in der That die Abdachung der Ebene bis nach München hin durch keinen Damm, durch keine Erhöhung gegen die durch Vereinigung jener Seen herbeigeführte Ueberfluthung geschützt wäre.

Die Kunde von den Sagen, welche hier besprochen werden sollen, war bei weitem nicht so allgemein verbreitet wie die erwähnten Wassergeschichten. Das Nachstehende erfuhr ich zuerst nur von einem einzigen Mund, einem über siebzig Jahr alten Bauern aus der Jachenau, welcher mir auf mein Befragen, ob denn außer jenen Sagen vom See nicht noch andere dergleichen in der Umgegend lebten, anfangs mit jener charaktristischen Bauernantwort, nämlich einem absoluten nur von unartikulirten Interjectionen unterbrochenen Stillschweigen antwortete und erst, nachdem er im Verkehr von ein par Stunden mehr Vertrauen gewonnen, und mit einem gewissen Wohlbehagen mein großes Interesse für diese „dummen Sachen", wie er's nannte, bemerkt hatte, scheu und vorsichtig fallen ließ, es gebe allerdings noch einen solchen „Glauben" in der Gegend: aber man spreche nicht gern

Digitized by Google

davon, denn es „sei nur so eine alte Dummheit“: und der Herr Pfarrer habe es als teuflischen Aberglauben bezeichnet. Auf weiteres Andringen erfuhr ich nachstehende Sagenzüge, welche später andere, besonders ein alter Schmid und ein etwas jüngerer Jäger bestätigten.

Nicht gar weit von der Landstraße, welche von Kochel über den Kesselberg nach Walchensee führt und zwar auf der nach Kochel hingewandten Seite des Bergrückens und rechter Hand dem von Kochel herkommenden Wanderer, liegt eine gelinde Vertiefung der Bergseite, etwa zwanzig Fuß breit, und dreißig Fuß lang von oben nach unten zu sich erstreckend, welche der Feuerzipfel heißt.*)

Dieser Platz ist deshalb merkwürdig, weil hier sowohl im Frühjahr zu allererst und viele Tage vor seiner Umgebung die Vegetation erwacht und Rasen und Blumen aufsprießen, als auch im Sommer der Gras- und Blumenwuchs und die Belaubung der Büsche viel reicher und üppiger zu sehen ist, als ringsum: obwohl der Platz keineswegs eine günstige Sonnenlage hat, da er versteckt und von hohen alten Bäumen überschattet liegt. Man glaubt nun, daß die unterirdische Wärme, welche offenbar die Ursache dieser seltsamen Erscheinung sein muß, daherrührt, daß gerade unter diesem Platz die „brennende Hölle“ liegt, deren Flammengluth bis zu dieser Höhe hinauf die Erde durchdringt. „Das ist jedoch Aberglaube —:“ fährt mein Jachenauer

*) Den Namen wußte nur mehr der Jachenauer Bauer: alle anderen Befragten bezeichneten den Platz nur mit allgemeinen Ausdrücken, der „grüne Fleck“, eine „kleine Wiese“ ꝛc.; Zipfel heißt bekanntlich zunächst das schmal auslaufende Ende eines Gewandstückes, wird aber auch von ähnlich geformten Land- und Wassertheilen gebraucht, z. B. der Schwaben-, der Gänsezipfel im Chiemsee und der dortigen Fraueninsel.

Digitized by Google

Gewährsmann fort — „ich vermuthe vielmehr, daß dort nahe an der Erdoberfläche heiße Quellen liegen mögen, deren Wärme in der nächsten Umgebung die frühere und reichere Vegetation beweist, womit auch gut die mehr lange als breite und von oben nach unten laufende Form des Zipfels stimmen würde. Vielleicht im Zusammenhang damit stehen noch andere Sonderbarkeiten, die sich an diese Stelle knüpfen. So hat mir mein Vater gesagt, am Feuerzipfel über der Hölle sei in alten Zeiten ein steinerner Heidentempel gestanden. Ferner war es noch in meiner Knabenzeit üblich, das Johannisfeuer auf dem Kesselberg nicht auf dessen Gipfel, auf dem Grad des Berges, sondern auf einem großen Stein hart neben dem Feuerzipfel anzuzünden, was mich damals immer gewundert hat, da das Johannisfeuer doch sonst überall bei uns auf den Schneiden der Berge angezündet wird, damit man es weithin leuchten sehe, während das an diesem abgelegenen Winkel angezündete Feuer schon in großer Nähe nicht mehr wahrgenommen werden kann. Seit meiner Jugend hat die Sitte des Johannisfeuer überhaupt immer mehr abgenommen und damit auch der an jene Stelle geknüpfte Gebrauch. Ebenso ist auch endlich folgender Glaube, der in meiner Jugend noch ziemlich allgemein galt, immer mehr abgekommen. Wenn nämlich ein Bauer krankes Vieh (Pferde und Rinder) hatte, namentlich wenn das Vieh äußere Verletzungen durch Fall, Stoß, Eintreten von Glas oder Dornen erlitten hatte, so trieb er es auf das grüne, weiche Gras des Feuerzipfels und ließ es dort einen halben Tag weiden: wurde es darauf fortgeführt, so war es ganz gesund oder doch viel munterer, denn es hieß: „die Luft dort mache heil.“ —

Digitized by Google

Soweit mein Jachenauer; mehr konnte ich bei aller Mühe nicht aus ihm herausbringen: namentlich wußte er nicht anzugeben, ob der Heidentempel ein römischer oder germanischer gewesen, wann, wie und von wem er zerstört worden sei, ebensowenig konnte er mir weitere Angaben über die erwähnte Stelle der Thierheilung machen.

Ich ließ mich sofort von ihm an Ort und Stelle führen, woselbst ich räumlich Alles genau so fand, wie er es am Eingang seines Berichtes angegeben. Ich müßte nur seine schon angeführten Worte widerholen. Es war im Anfang des August und ich bemerkte, daß an dem bezeichneten Platz der Rasen viel dichter, saftiger und dunkler wuchs als in der ganzen Umgebung, welche, im allgemeinen sandig und steinig, keine lebhafte Vegetation zeigte: es war die größere Ueppigkeit des Grauswuchses so auffallend, wie man es oft in den viel engeren Grenzen eines mit hohem Gras überwachsenen Maulwurfshügels oder eines verlassenen Fuchs- oder Dachsbaues findet, der mit seinem dichten saftigen Rasen merklich von dem Normalmaß der Wiese abweicht. Der Platz ist von hohen Buchen und Tannen umschattet. Spuren eines alten Fundamentes konnte ich nirgends finden: nicht einmal den Stein, auf dem das Johannisfeuer in der Jugend meines Führers entzündet werden mußte, obwohl er mir genau die frühere Lage desselben bezeichnete.

Der alte Schmid und Zimmermeister in Kesselberg, der diese Angaben bestätigte, fügte hinzu: „es soll dort, „wie Alle heut noch glauben und ich selbst" ein großer Schatz von Gold vergraben sein: die einen glauben, ein reicher Bauer habe zur Zeit des Schwedenkriegs, als der Schwede

Digitized by Google

bis über München hereingekommen war, all sein Gold in einer Eisenkiste dort vergraben. Ich aber halte mich an das, was auch noch viele Andere glauben, daß der Schatz nicht ein vergrabener, sondern ein ‚natürlicher, rechter Schatz' ist: denn Alle sagen, daß er aus lauter Gold bestehe — wie käme aber ein reicher Bauer dazu, nur Gold und kein Silbergeld zu haben, das doch bei uns allein vorkommt? Und dann habe ich immer gehört, daß es schon lange vor dem Schwedenkrieg geheißen habe, ‚der Platz sei reich', dort liege Gold. Ich glaube daher, daß das Gold dort dem Berg gehört und nicht dem Bauern von Kochel.

Uebrigens ist noch in den letzten zehn Jahren ein armer Bauer von der Jachenau über dem Glauben und Suchen von dem Schatz zu Grund gegangen. Es kam nämlich zu ihm einmal ein wälscher Hausirer, der sich viel in der Gegend herumtrieb, und forderte ihn auf, mit ihm den Schatz im Kesselberg zu heben. Er habe nämlich die ‚Natur,' daß es ihm immer im Bein zucke und ihm das Bein von selbst an die Erde reiße, wenn er über einen Platz gehe, wo Gold oder überhaupt Metall vergraben sei: und dies sei ihm immer noch begegnet, so oft er über jene Stelle des Kesselberg's gekommen sei, wo der Rasen so hoch sei, und von der ohnehin Jedermann sage, daß dort des Kochelbauern Gold vergraben sei. Der Bauer ließ sich sammt seinem Schwiegervater beschwatzen, nach dem Rath des Hausirers den Schatz zu suchen; sie gruben zu dritt viele Jahre lang, ohne etwas zu finden: endlich kamen sie anstatt auf Gold auf lauter Wasser — Seewasser, denn ich glaube, daß der Kochel- und Walchen-See unter dem Kesselberg durch zusammenrinnen — und mußten zu graben aufhören. Die

Digitized by Google

beiden Bauern aber hatten unterdeß all' ihre Feldarbeit vernachläßigt, sich dem Branntwein ergeben und starben im größten Elend." —

Durch Augenschein und übereinstimmendes Zeugniß der Anwohner steht also fest, daß an jenem Platz eine unterirdische Wärme waltet, welche vermuthlich von dem Laufe heißer Quellen herrührt: man würde dies als Erklärung annehmen müssen, auch wenn nicht die von oben nach unten sich erstreckende mehr lang gedehnte als breite Form des „Zipfels" dafür spräche. Es sind Warmquellen, welche auch etwa in der altheidnischen Zeit mehr an der Oberfläche gelegen gewesen sein mögen, wenn sie nicht gar ganz frei sprudelten. Das scheint mir die Wurzel aller der Sagen und Gebräuche, welche von dem Orte gegolten haben und gelten.

Wie hoch das reine, frische Element des Wassers, vor allem in Gestalt der geheimnißvoll aus der Tiefe hervorbrechenden Quelle, von unseren Ahnen verehrt wurde, ist allbekannt. Es soll nur an Einiges erinnert, im übrigen verwiesen werden auf Grimm's Mythologie S. 549 f. Simrock's deutsche Mythologie S. 509 f.

Tempel und Altäre liebte man auf hohen Bergen und am Rande heiliger Quellen zu erbauen. Den Gebrauch von Heilquellen fanden schon die Römer sehr bekannt in Germanien. Den Heilquellen (Heilawâc), namentlich heißen Quellen, wurden Opfer gebracht oder wenigstens an ihren Rändern gern den Göttern geschlachtet. So von Schweden und Norwegen an bis nach Wiesbaden und weiter südwestlich (vergl. die Belege bei Grimm.) Die vielen Sagen über Wunder- und Verjüngungs-Brunnen weisen darauf hin: noch heute wird

Digitized by Google

in der Wetterau beim Anbrechen eines Kruges Sauerwasser der erste Tropfe auf den Boden geschüttet, wahrscheinlich eine Reminiscenz an Libationen für den Quellgeist, den Neck.

Wenn wir also finden, daß in jener Bergvertiefung Warmquellen von einer auffälligen Wirkung (nach der Annahme der Anwohner) laufen, ferner aber, daß jener Ort durch Handlungen des alten Gottesdienstes verherrlicht, daß von seiner Luft wunderbare Heilwirkung erwartet wird, so sind wir wohl berechtigt, beide Punkte zu verbinden und anzunehmen, daß der Ort eben wegen dieser seiner Quellen eine Stätte des religiösen Cultus war. Daß freilich dort ein Tempel gestanden sei, ist nicht von fern erwiesen und, bei der Seltenheit von Tempeln in Deutschland, unwahrscheinlich. Auch bei andern Ueberlieferungen hat erst der spätere Christenglaube, der sich Gottesdienst ohne „Kirche" nicht vorstellen konnte, an geweihten Stätten des heidnischen Cultus, auf Bergen und im Wald, in seiner Phantasie „Heidentempel" erbaut, die in Wahrheit nie bestanden. Es scheint dies eine spätere ausschmückende Zugabe der Sage zu sein, wie auch die Erklärung jener wunderbaren Erdwärme durch die Nähe der Hölle nicht auf heidnische, sondern auf christliche Anschauung zurückzuführen ist. Die drei germanischen unterirdischen Welten Swartâlfaheim, Niflheim und Niflhel sind nicht heiß, sondern finster, feucht und kalt: die einzige heiße Stätte unserer Mythologie, Muspelheim, liegt nicht unter, sondern über der Erde; im Gegensatz hierzu war die christliche unterirdische Strafstätte stets eine brennende Hölle. (Grimm I. S. 764.) Jene Erklärung ist also jünger und christlich.

Daß aber die Entzündung der Feuer (Osterfeuer im

Digitized by Google

Norden, Johannisfeuer im Süden von Deutschland) eine Gottesdienstliche Handlung war, ist gewiß. (Grimm S. 582 seq.)

Noch genauer und auffallender erscheint die Uebereinstimmung, wenn wir uns erinnern, daß nach vielen Zeugnissen gerade an dem Rand heiliger Quellen am liebsten das Johannisfeuer entzündet wird: ja sogar das kommt genau so auch anderwärts vor, daß der heiligen Quelle, bei der das Johannisfeuer entzündet wurde, beim Bad wunderbare Heilkraft für Menschen und Vieh zugeschrieben wird. Die angelsächsischen Gesetze sehen es als ein Hauptmerkmal heidnischen Gottesdienstes an, an Quellen Lichter anzuzünden und diese dort mit Opfergaben aufzustellen: sie eifern daher gewaltig dagegen.*) Bei einer Quelle zu Kent wurde alljährlich das Johannisfeuer angezündet: nur an dieser Quelle, glaubte das Volk, brenne es mit gehöriger Feierlichkeit: die Leute badeten dann in der Quelle am Abend vor Johannis. Ebenso pflegt das Volk in Rogenhagen am Johannisabend zu einer nahen Quelle zu wallfahrten: dort wird dann das Johannisfeuer entzündet und zugleich dabei gebadet. Desgleichen thaten die Oestergötländer bei einer Bergquelle zu Skeninge. Bekannt ist endlich Petrarca's Erzählung von der Art, wie zu Köln die Bauern den Johannisabend feierten: durch ein ceremonielles Bad im Rhein. — Vergleicht man diese Analogien anderer deutscher Ueberlieferungen mit den Berichten von unserm Kesselberg, so kommt man zu der sicheren Annahme: der Ort wurde wegen seiner heißen Quellen heilig verehrt, vielleicht daselbst den Quellgeistern oder andern

*) Aehnlich westgothische Concilien-Schlüsse des VII. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Göttern geopfert und Feuer entzündet; jedesfalls mußte das Johannisfeuer an dieser einmal geweihten Stätte entzündet werden. Sehr charakteristisch ist dabei die Verwunderung des alten Mannes über die Wahl einer hierfür so ungünstigen Stätte. Zu seiner Zeit und schon lange vorher hatte der altüberlieferte Gebrauch nur mehr den Zweck und Sinn, daß sich die jungen Leute in dem Gebirge ein lustiges, weithin die gemeinsame Freude bekundendes Zeichen gaben, wobei sie natürlich die am freisten und höchsten gelegenen Gipfelpunkte wählten. Unbekannt war der Grund geworden, der ursprünglich an diese ungünstige Stätte den Gebrauch gebannt hatte, — daß nämlich jenes Feuerzünden eine gottesdienstliche Handlung war, die an einer ohnehin schon wegen der Warmquellen geweihten Stätte am angemessensten vollzogen wurde; der Gebrauch blieb an den alten Ort gebunden, obschon er den alten Sinn verloren.

Was vom Kesselberg erzählt wird, bezüglich seiner Heilkraft für krankes, namentlich an äußeren Verletzungen leidendes Vieh, trifft buchstäblich zusammen mit dem, was überall in Deutschland im Zusammenhang mit heiligen Quellen und Johannisfeuer erzählt wird. Das hierher gehörige hat Jacob Grimm I. S. 570 sub voce „Nothfeuer" gesammelt: ich bin überzeugt, daß auch die Sage von unserm Feuerzipfel einen Beitrag zu dieser Sammlung ausmacht. Vielleicht ist die ganze Vorstellung von der Heilwirkung dieses durch das Feuer-Treibens des Viehs erst aus der Heiligkeit des Johannisfeuers entstanden, vielleicht wohl gar nicht außer Zusammenhang mit den natürlichen Heilkräften der heiligen, namentlich der heißen Quellen, an denen das Johannisfeuer so gern entzündet wurde.

Digitized by Google

Daher kommt man zu der Annahme: am Kesselberg wurde, wie anderwärts im Gebiet der germanischen Religion, bei Gelegenheit des Johannisfeuers, welches am Rand des heiligen Heißbrunnen entzündet wurde, das Vieh durch die Flammen gejagt zur Heilung und Abwehr von Krankheiten: das Johannisfeuer war auch hier ein „Nothfeuer" durch welches zu laufen das Vieh „genöthigt" wurde. Vergl. Grimm I. S. 573. Allmälig verlor sich mit der gottesdienstlichen Bedeutung des Johannisfeuers auch dieser Heilgebrauch: durch ein profanes Freudenfeuer zu laufen konnte dem Vieh unmöglich helfen. Aber wie, obwohl der Sinn des Gottesdienstes verloren war, der alte Platz aus Gewohnheit auch für das Freudenfeuer beibehalten wurde, so erhielt sich im Volk der Glaube an eine geheimnißvolle Heilwirkung des Orts für das Vieh, obwohl der Grund derselben vergessen war: es widerholt sich hierbei die alte und allgemeine Erfahrung, daß nach dem Untergang des Heidenthums seine heiligen Stätten vom Volke noch verehrt wurden ohne Bewußtsein über die geschichtlichen Gründe, häufig mit Unterschiebung von Vorstellungen aus der neuen Religion. Wollte man einwenden, daß, ohne Beziehung auf Johannis- und Nothfeuer, schon die üppigere Vegetation allein zu jenem Heilgebrauche führen konnte, so ist zu bemerken, daß diese natürlichen Verhältnisse wahrscheinlich selbst die Grundlagen der daselbst gepflogenen Culthandlungen waren: und von selbst versteht sich, daß man Wasser und Feuer nie als symbolische Heilmittel behandelt haben würde, wenn sie nicht eine natürliche Heilkraft wirklich hätten.

Nicht so leicht wie die bisher behandelten Punkte der Ueberlieferung läßt sich deren letzter Bestandtheil, die Vor-

Digitized by Google

ſtellung von einem an jenen Ort geborgenen Schatz, auf die natürliche Grundlage der daſelbſt laufenden Warmbrunnen zurückführen. Gleichwohl ſcheint mir dies möglich. Vor allem muß von den beiden Verſionen der Schatzſage, wonach er bald als ein „Bergſchatz“, bald als ein im Schwedenkrieg vergrabener „Bauernſchatz“ betrachtet wird, ohne Zweifel die erſtere als die richtige und ächte bezeichnet werden: denn alle Leute der Umgegend bedienten ſich nur des Ausdrucks „Gold“, niemals „Geld“: „das Berggold, das alte Gold, das Seegold.“ Zwei Fiſcher, die ich fragte, ob denn der Schatz in gemünztem Golde beſtehe, verneinten dies ausdrücklich und behaupteten, es ſeien große, ſchwere Goldklumpen: wir werden alſo dem Kochler Bauern das Eigenthum an jenem Schatz wohl abſprechen müſſen. Hierzu kommt noch die den ſüddeutſchen Forſchern bekannte Neigung unſerer baieriſchen, ſchwäbiſchen, fränkiſchen Bauern, alle alten Ueberlieferungen, beſonders aber alle vergrabenen Schätze, mit dem Schwedenkrieg in Verbindung zu bringen. Das Vordringen der Religionsfeinde bis über München hinaus und wohl auch ihre ſpäter einreißende Grauſamkeit hat ſich als das letzte und wichtigſte Geſchichtsereigniß der Phantaſie unſeres Landvolks ſo tief eingeprägt, daß „die Schwedenzeit“ ihnen terminus technicus für alles Alterthümliche geworden iſt. Wurden mir doch ſchon oft römiſche Schanzen und in deren Nähe gefundene Kaiſer-Münzen als „Schwedenmauern“ und als Geld des Schwedenkönigs gezeigt!

In welchem Zuſammenhang ſteht nun aber der Bergſchatz mit den dortigen heißen und heiligen Quellen?

Bei Beantwortung dieſer Frage muß man ſich vor Allem daran erinnern, daß der Hort in dem deutſchen Heiden-

Digitized by Google

thum nicht eine todte, ruhende Metallmasse, sondern ein bewegliches, flüssiges Leben ist. Der Hort rückt, steigt, blüht und sinkt, er wallt, der Hebung entgegenharrend, sieben Jahre oder zehn oder hundert Jahre in die Höhe, und sinkt dann, wenn die oft sehr schwierig zu treffende Hebungszeit versäumt ist, wieder eben so lang in die Tiefe: er schwimmt flüssig in dem Berg und hat Ebbe und Fluth, vergl. Grimm S. 922 sq.

Bedenkt man nun ferner, daß man sich die heißen Quellen als durch Erdfeuer unmittelbar erhitzt, ja selbst als Feuerquellen dachte, daß weiter Feuer und Gold in unserm Heidenthum vielfach, wenn nicht synonym, doch nahe verwandte Begriffe sind, die in vielen Sagen in einander überlaufen und ineinander schillern, und daß endlich heiße Quellen bei unsern Ahnen die höchste Verehrung genoßen, daß man sie als ein theures Gut, als einen köstlichen Schatz der Gegend und des anwohnenden Volkes betrachtete, so wird man die Anschauung nicht für zu gewagt halten, daß der am Feuerzipfel in der Tiefe ruhende Goldschatz „das alte Gold des Berges" nichts anderes ist als die köstliche, heilige Quelle selbst oder vielmehr deren hoher Werth, abgetrennt und an sich symbolisirt.

Daß die Quelle geradezu als Object des Eigenthums, als ein köstlicher Schatz betrachtet wurde, erhellt aus der bekannten Thatsache, daß sich dereinst zwei deutsche Völker, Hermunduren und Chatten, um den Besitz und Genuß von heiligen Quellen bis zur Vernichtung in blutigem Kriege bekämpften. (Tacitus Annal. XIII. 57.)

Wie sehr die Begriffe von Gold und Feuer in unserm Heidenthume ineinanderspielen, beweist unter Anderm schon

Digitized by Google

der Umstand, daß viele Schätze vom Feuer umflossen und umwoben sind, durch welches der entzaubernde Held erst dringen muß: was dann nicht nur auf Schätze, sondern auf alles Köstliche: schöne Frauen, das Himmelreich, Burgen ꝛc. angewandt wird (Waberlohe): ferner, daß auf Goldschätzen ein blaues Feuer brennt, daß Irrlichter hüpfen, wo Gold im Sumpfe liegt. Der Drache, welcher die Goldkrone, das köstliche Kleinod, trägt oder auf dem flüssigen Golde oder auf den Goldkisten lagert, speit Feuer und Flammen. Endlich liegt für den untauglichen Schatzgräber an der Stelle des Goldes ein Haufe rothglühender Kohlen und umgekehrt verwandelt sich Teufelsgold (d. h. vom oder durch den Teufel gewonnenes) in glühende Kohlen.

Bei diesem Zusammentreffen braucht kaum noch bemerkt zu werden, daß ja die nordischen Skalden nach Skaldskaparmal ausdrücklich und in stätiger Wiederkehr Gold und Feuer synonym und als poetisches Bild für einander brauchen, in Erinnerung an jene Bewirthung der Götter in der Tiefe des Meeres durch den Wassergott, in dessen finsterer Halle flüssiges Gold die Stelle des leuchtenden Feuers vertrat.

So läßt sich denn sehr wohl begreifen, weshalb der Hort immer nur als „Gold", bezeichnet wird, als der alte Schatz, als das Gold des Berges oder des Sees, da ja dieser unter dem Berge fortlaufen soll und in der That an mehreren Stellen in die Höhlungen des Berges eindringend zu sehen ist.

Als wahrscheinlich ergiebt sich also folgendes:

Eine Stelle des Kesselberges, der später sogenannte „Feuerzipfel", erfreute sich im Heidenthum religiöser Ver-

Digitized by Google

ehrung, aus Grund der dortigen (damals wohl offener fließenden) warmen heiligen Quellen. Deßhalb wurde auch an dieser Stelle das heilige Mittsommernachtsfeuer entzündet und zugleich als Nothfeuer zur Heilung des Viehs oder zu dessen Gesunderhaltung benutzt.

Vielleicht schon damals wurde die Köstlichkeit dieser Quellen, ihr heiliger Werth, an sich betrachtet und selbstständig als der Goldschatz des Berges gedacht. Allmälig verlor sich alle Erinnerung an die gottesdienstliche Bedeutung des Platzes: übrigblieb nur der Gebrauch, dort das Johannisfeuer zu entzünden, der Glaube, krankes Vieh durch Weidenlassen auf jenem Orte heilen zu können und endlich die alte Vorstellung von dem Segen und Reichthum des Berges, indem das halb symbolische Gold, der Schatz seiner Quellen, in einen im Schwedenkrieg vergrabenen Geldschatz überging.

Digitized by Google

Ueber das Tragische in der germanischen Mythologie.

Seit Immanuel Kant darf philosophirende Betrachtung eines menschlichen Geistesgebiets nur anheben von der Kritik desjenigen Organs, durch welches der Mensch in dem fraglichen Gebiet producirt. Jede Erörterung mythologischer Fragen, zumal aus dem Proceß der Mythenbildung selbst, setzt also eine Untersuchung des Mythen bildenden Organs voraus.

Dieses ist der dem Menschen wesentliche Religionstrieb, welcher jedoch bei seinen Gestaltungen ein anderes Organ, das an sich dem ästhetischen Bedürfniß zu dienen hat, die Phantasie, nothwendig in Mitthätigkeit setzt. —

Der Religionstrieb wird richtig nur erfaßt nicht isolirt, sondern im Zusammenhalt mit den übrigen dem Menschen wesentlichen Attributen. Die historische Schule hat für die Philosophie der Geschichte dargethan, daß überall, wo Menschen wohnen, so weit unsere Kenntniß sich über die Erde streckt, bei allen Völkern, in allen Zeiten und in allen, auch den niedersten Stufen der Cultur und der Vorcultur, gewisse Gestaltungen des menschlichen Natur- und

Digitized by Google

Seelenlebens im Formalen gleichmäßig, wenn auch im Inhalt unendlich mannigfaltig gefärbt, wiederkehren. Diese menschlichen Attribute sind: Familie, Sprache, Kunst, Religion, Moral, Recht, Wissenschaft. In diesen Grundformen lebt sich der Inhalt menschlicher Anlage dar. Greifen wir als Beispiele, die Bedeutung dieser Aufstellungen zu erläutern, die Sprache und die Kunst heraus.

Die in der natürlichen und seelischen Anlage des Menschen begründete Potenz, ja das Bedürfniß der Sprache und der Kunst, wird durch den Sprachtrieb und den Kunsttrieb in allen uns bekannten Menschenracen, aber überall abweichend, verwirklicht: es giebt nicht, gab nie und wird nie geben eine allgemeine abstracte Menschheitssprache oder eine allgemein menschliche Kunst; sondern die Potenz der Sprache, die Auffassung des Schönen wird überall verwirklicht in einer nationalen und geschichtlich bedingten Färbung. Denn zwei Factoren sind es, deren Verbindung überall das Product der jeweiligen Modification jener Attribute ausmacht: einmal die Gesammtheit der geschichtlichen Voraussetzungen (Klima, Beschaffenheit, Lage des Landes, Nachbarschaft und Berührung mit anderen Völkern, das Vor uns in der Zeit und das Neben uns im Raum): das ist der äußere Factor; und dann ein idealer, innerer Factor: jenes in seinen tiefsten Wurzeln unerklärbare Geheimniß, welches wir den Nationalcharakter nennen. Nur in Hellas und aus hellenischem Nationalcharakter konnte die Antigone des Sophokles, konnte der Zeus des Pheidias erwachsen. Selbstverständlich modificirt auch einer dieser Factoren den andern; der Nationalcharakter wird durch die geschichtlichen Voraussetzungen beeinflußt: anders ge-

Digitized by Google

artet sind jene Angeln und Sachsen worden, welche in England eingewandert, als jene, welche in der Heimat geblieben sind: und die gleichen geographischen ꝛc. Voraussetzungen wirken auf verschiedene Nationalcharaktere verschieden: anders hat die Einwanderung in Italien auf Ostgothen, anders auf Langobarden gewirkt.

Dasselbe gilt nun von der Religion: alle Religionen sind ursprünglich Nationalreligionen: und solche halb religiöse, halb moralische Lehren, welche, wie das Christenthum, von Anfang mit kosmopolitischer Tendenz auftreten und die nationalen Schranken überwinden wollen, tragen einerseits doch wieder das Gepräge des Volksthums und der räumlichen und geschichtlichen Umgebung ihrer Stifter an sich: (— oder wer verkennt auch in den einfachen Sätzen Christi den Einfluß der jüdischen Vergangenheit und Gegenwart, die ihn trug und umgab? —) andererseits aber können sich auch solche Religionen in ihrer Fortbildung den Einflüssen der Nationalität und der Geschichte ihrer Völker nicht entziehen: man vergleiche das Christenthum, wie es in Stockholm, wie es in St. Petersburg, wie es in Neapel auftritt.

Es ist hier nicht die Stätte, auszuführen, wie alle jene Attribute in letzter Instanz ein identisches Gesetz ihres Wesens haben und haben müssen — nämlich das Gesetz des menschlichen Denkens selbst: vernunft-nothwendige Subsumtion des Einzelnen unter das höhere Allgemeine; diese Subsumtion ist das Gesetz der Sprache —: in der Bildung der Worte: der Logik: — in Begriff, Urtheil und Schluß; der Familie —: in der vererbenden Fortpflanzung der Art; der Moral —: durch die richtige Abwägung der Pflicht des Individuums gegenüber den Gesammtheiten Familie,

Digitized by Google

Gemeinde, Stat, Menschheit; der Kunst —: in der richtigen Subsumtion des spröden und isolirten Stoffes unter die ideale Allgemeinheit der Form; des Rechts —: in der richtigen Entscheidung der äußeren Verkehrsbeziehungen der Menschen durch die entsprechende höhere Vernunftordnung; der Wissenschaft —: durch Auffindung der Natur- und Geistesgesetze und durch erklärende Einreihung aller Einzelerscheinungen auf dem Gebiete des Natur- und Geisteslebens unter die beherrschende höhere Allgemeinheit. Die höchste Wissenschaft nun, die Philosophie, sucht die Gesetze dieser Einzelgesetze, das Naturgesetz und das Geistesgesetz; und wie sie die beiden Hemisphären, Natur und Geist, in ihrer Einheit faßt als Welt, Universum, so sucht sie die Identität des Naturgesetzes und des Geistesgesetzes im Weltgesetz, im absoluten Gesetz: und sie fordert in letzter Instanz die Identität des Weltgesetzes mit der Welt.

Auch die Religion, so enttäuschend nüchtern das klingen mag, verwirklicht nur eine eigenartige Subsumtion des Einzelmenschen unter das Absolute: all' das bunte, warme Gewoge von Vorstellungen und Empfindungen, dann die Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen, welche halb unbewußt aus der Brust des Menschen steigend Himmel und Hölle, Luft und Feuer, Wasser und Erde, mit Göttern bevölkern — sie sind zurückzuführen auf den Drang der sich in ihrer Vereinzelung hilflos und haltlos fühlenden Menschenseele, durch den innigsten Zusammenschluß mit der über den einzelnen Wesen waltenden Macht, Hilfe, Hort und Halt zu gewinnen. Dabei hat die Religion, vermöge ihres innigen Zusammenhanges mit der Moral, das Bedürfniß, das Göttliche, im Gegensatz zu den Menschen, als sündlos

Digitized by Google

d. h. heilig und, vermöge des in dem Religionstrieb mit enthaltenen philoſophiſchen Moments, im Gegenſatz zu der verwirrenden Vielheit der Einzelerſcheinungen der Welt, es als Einheit zu faſſen. Während aber die Philoſophie das Abſolute vermittelt durch begriffliches Denken zu faſſen ſucht und alſo nothwendig, nach dem Formprinzip, nach der Methode des menſchlichen Denkens, als Geſetz faſſen muß, ſucht die Religion das Göttliche unmittelbar, d. h. auf dem Gebiete des Gefühls, der Anſchauung, des Gemüthes, des Ahnens und Glaubens zu ergründen; und neben dem Drang nach Erkenntniß waltet hier der Drang nach Hilfe; das Menſchenherz will ſich mit ſeinem Wünſchen und Fürchten, mit ſeinem Hoffen und ſeinem Leiden unmittlbar an das mitempfindende Herz ſeines Gottes wenden. — Deßhalb muß alle Religion ebenſo nothwendig das Göttliche als Perſönlichkeit faſſen, wie alle Philoſophie daſſelbe als Geſetz faſſen muß. Da nun aber der Menſch keine andere Erfahrung von Perſönlichkeit hat, als eben von der menſchlichen, ſo muß er ſich die göttliche Perſönlichkeit nothwendig nach dem Muſter der menſchlichen vorſtellen: und wenn der fromme Glaube lehrt, daß Gott die Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen, ſo ſagt uns umgekehrt die Wiſſenſchaft, daß die Menſchen überall und von jeher ſich die Götter nach ihrem, d. h. der Menſchen, Bilde geſchaffen, d. h. alle Religionen ſind anthropomorph. Aber freilich, nicht wie die Menſchen wirklich ſind, mit Noth und Tod, mit Siechthum und Alter, mühſelig und beladen, den Naturgeſetzen, den Schranken von Raum und Zeit unterworfen — nicht alſo denken wir uns die „ſeligen“ Götter, „die den weiten Himmel bewohnen,“ ſondern gelöſt von

Digitized by Google

all' dem Schmerz und Jammer, dem Bittern und Häßlichen unserer menschlichen Endlichkeit; wir malen uns den Himmel und die Götter als die idealisirte Erde, bewohnt von idealisirten Menschen.

Womit nun malen, mit welchem Organ idealisiren wir? Mit dem allgemeinen und einzigen Organ menschlichen Idealisirens: mittelst des ästhetischen Organs des Kunsttriebes, der Phantasie. So ist also unter den manigfaltigen wirkenden Kräften, welche das bunte Gewebe der Religionen schaffen, die Phantasie wesentlich und unentbehrlich einbegriffen, — eine glänzende und liebliche, aber gefährliche Gehilfin. Gefährlich deßhalb, weil diese Kraft es verschmäht, bei ihren Bildungen auf die Dauer fremden Gesetzen, außer ihr liegenden Bedürfnissen — und mögen sie in noch so hohen Sphären liegen — zu gehorsamen; sie folgt willig nur ihrem eigenen Gesetz: dem heiligen Recht der Schönheit; mag lange Zeit die bildende Kunst die in der Zeit der Vorcultur aufgestellten und dadurch geheiligten ritualen unschönen Formen fortschleppen — endlich kommt doch der Tag, da Rafael statt der schlitzäugigen byzantinischen Madonna auf Goldgrund die menschlich herrliche Sistina malt: er hat ihr den Goldgrund nach innen gelegt, — in ihre Sele, aus der er leuchtend ihr durch's Auge strahlt. —

Früher noch emancipirt sich die Phantasie in der Dichtkunst von den ritualen Normen und den Bedürfnissen des strengen religiösen Gefühls: so werden die Götter von Anfang mit einem Leibe ausgerüstet, wie er der Eigenart einer jeden solchen Göttergestalt entspricht: — Greis, Mann, Jüngling, Knabe, Matrone, Frau, Mädchen stehen neben

Digitized by Google

einander —: ja, schon die Uebertragung des Gegensatzes der Geschlechter, — die Göttinen neben den Göttern — ist doch eine sehr starke Vermenschlichung des Absoluten. Lehrreich und reizvoll ist es, hier dem Verfahren der mythenbildenden Phantasie in der Werkstätte zu lauschen; daß die Leiber der Götter frei sind von den dem Menschen anklebenden Gebrechen und den seinem Leib gezogenen Schranken, versteht sich; aber die Aesthetik verträgt es nicht, diesen Gedanken dogmatisch nackt und nüchtern hinzustellen; fast ohne Aufenthalt durchmessen Hermes oder Donar den unendlichen Luftraum; aber in schön sinnlicher Fügung wird dies Vermögen nicht abstract ihnen beigelegt, sondern an ein gefälliges, der Phantasie sich einschmeichelndes Mittel gebunden: Hermes bedarf der Flügelschuhe und Donar seines von Böcken gezogenen rollenden Donnerwagens. Die unsterblichen Götter sind auch unalternde Wesen; aber auf daß Zeus und Wodan ewig in Mannesreife, Venus und Freia in blühender Frauenschöne, Apollo und Baldur in Jünglingsblüthe bleiben, bedürfen sie bestimmter Speise, der Ambrosia oder der Aepfel Iduna's — und selbstverständlich läßt sich die Phantasie das reizende Motiv nicht entgehen, durch Entwendung der köstlichen Speise die Unalternden plötzlich mit dem Lose der Menschen zu bedrohen: von selbst ergiebt sich dann das Problem, durch kühne That die geraubten Früchte den Göttern wieder zu schaffen. — Aber auch nach anderer Richtung läßt sich die Phantasie, die sich nun einmal der Mythenbildung, immer weitergreifend, bemächtigt, nachdem der Religionstrieb ihre unentbehrliche Hand herbeigerufen, in ihrem Walten nicht hemmen. Während nämlich wissenschaftliche, vorab die philosophische, Denkweise nach

Digitized by Google

Möglichkeit die Vielheit der Erſcheinungen auf Ein Geſetz, auf eine einheitliche Urſache zurückzuführen beſtrebt iſt und auch die Religion ſelbſt, vermöge des im Religionstrieb mit enthaltenen philoſophiſchen Moments, eine Neigung hierzu verſpürt, waltet in der phantaſiegemäßen, künſtleriſchen Anſchauung nothwendig das entgegengeſetzte Trachten. Die Wiſſenſchaft der Botanik z. B. muß danach verlangen und ſich daran erfreuen, Keim, Blüthe, Frucht als bloße Modificationen der nämlichen Subſtanz und ihre Geſtaltungen als Erſcheinungen des nämlichen Geſetzes zu ergründen —: aber die Mythologie wird eine andere Göttin der Saten, eine andere der Erndte, eine andere des Satkorns, eine andere der Blumenwelt mit Ungeſtüm verlangen: ſie würde unmöglich für die Nacht dieſelbe Göttin wie für den Tag, für den ſilbernen Mond wie für die goldene Sonne ertragen, ſie wird für Jagd und Ackerbau, für Tod und Liebe, für Winter und Sommer, für Meer und Feuer, und für das Feuer als wohlthätige und für das nämliche Feuer als verderbliche Gewalt verſchiedene Göttergeſtalten aufſtellen müſſen: d. h. alle Religionen ſind polytheiſtiſch: und auch jene, welche, wie das Judenthum oder der Islam, mit leidenſchaftlicher Energie im Gegenſatz zu anderen Religionen den Monotheismus wollen; — ſie vermögen nicht, ihn conſequent feſtzuhalten: das unabweisliche Spiel der Phantaſie bevölkert den ſonſt allzu leeren Himmel dieſes einſamen Gottes wenigſtens mit Engeln, Erzengeln, dienſtbaren Geiſtern aller Art; die anthropomorphen und polytheiſtiſchen, d. h. echt heidniſchen Wurzeln des Mariencultus im Chriſtenthum liegen hiernach klar vor Augen: deßhalb iſt dieſe Geſtalt

Digitized by Google

ein so köstliches Gut für die Poesie der Religion und so leicht ein Anstoß für die Moral der Religion; deßhalb haben auch die heidnischen Germanen die Dreieinigkeit des Christenthums am leichtesten in der Fassung der arianischen Ketzerei aufgenommen, welche eine polytheistische Auflösung jener Einheit in einen obersten Gott, einen Halbgott (und Sohn) und einen dienstbaren Geist (und Boten) gestattete.

Aber nicht nur Anthropomorphismus und Polytheismus verbreitet die Phantasie als Gehilfin des Religionstriebes in die Glaubenslehren — sie geht bald weiter. Während sie anfangs, bis die wichtigsten Göttergestalten gezeichnet, die vom religiösen Bedürfniß ihnen nothwendig beigelegten Eigenschaften und Schicksale geschildert und erzählt sind, sich doch immer wesentlich noch dienend verhalten und, obzwar nach ihrer Weise und in ihrer Sprache, die Aufträge des Religionsbedürfnisses vollzogen hat, bemächtigt sie sich später, nachdem die Göttergestalten, ihre Charaktere, ihre Attribute und ihre wesentlichen Beziehungen zu einander feststehen, dieses Materials wie jedes andern gegebenen Stoffes und behandelt es weiterbildend lediglich nach den eigenen künstlerischen Zwecken und Intentionen: ganz wie sie z. B. geschichtliche Männer und Ereignisse, den Untergang der Burgunden, Attila, Theoderich von Verona, Karl den Großen in dichterischem Schaffen und Umschaffen schmückt, verhüllt, umgestaltet und verwandelt. Und wahrlich, das ist der Phantasie nicht zu verargen; denn der mythologische Stoff ist der denkbar günstigste für solche künstlerische Behandlung. Einmal hat ja die Phantasie selbst schon bei der Bildung des Rohstoffs, wie wir erörtert, mitgewirkt: es ist, wie wenn die Natur der Plastik vorarbeitet, indem

Digitized by Google

sie einem Marmorblock bereits die ungefähren Umrisse menschlicher Gestalt gegeben. Dazu aber tritt, daß diese Göttergestalten mit ihren wesentlichen Eigenschaften: Altersstufe, Charakter und Sinnesart, mit ihrem Gewand, Gewaffen und Geräth, ihrer Wohnung und ihrem Aufenthalt ꝛc. allbekannt sind dem gesammten Leser- (oder richtiger Hörer-) Kreis der Dichter, so daß bei dem bloßen Aussprechen des Namens „Apollon" oder „Artemis" eine reiche Fülle von bestimmten gegebenen Vorstellungen krystallisirend zu einem ebenso bestimmten als schönen Bild zusammenschießt. Die Phantasie operirt nun frei mit diesen einladenden Gestalten: sie erfindet in anmuthvollem Spiel, das Gegebene weiter formend, eine Menge von neuen Geschichten und Geschichtlein, zuweilen verfänglicher Art, zum Theil noch im Anschluß an die alten Naturgrundlagen jener Götter, oft aber auch gelöst von denselben, indem sie einzelne menschliche Züge weiter ausführt oder verwerthet.

So erwächst um die alten ehrwürdigen Göttergestalten eine üppig wuchernde Vegetation, welche mit schlingenden Ranken und duftigen Blüthen die ursprünglichen Umrisse verhüllt und unkenntlich macht. Bei vielen Religionen weiß man dann gar nicht mehr zu scheiden, wo die Grenze endet und wendet, d. h. wo das Gebiet der eigentlichen Glaubenslehren abschließt und wo das der ästhetischen Erfindungen beginnt, an welche das Volk kaum ernsthaft glaubt; in anderen Fällen dagegen schafft eine sich als Wissenschaft gerirende schulmäßige Behandlung des Religionsstoffes ausscheidend ein mehr oder weniger geschlossenes System von Glaubensartikeln und Dogmen mit Glaubenszwang, während der Rest der Bildungen des Religionstriebes, oft ziemlich willkürlich,

Digitized by Google

als „Aberglaube", als apokryphe Ueberlieferung, als Legende wie mit der Heckenscheere weggeschnitten wird. —

Welches Verhältniß nimmt aber die in solcher Weise durch die Phantasie umgewandelte Religion nunmehr zu dem ursprünglichen Productor dieses Stoffes, zu dem Religionstrieb und seinen Postulaten ein? Antwort: die so umgestaltete Religion befriedigt nicht mehr, sondern sie verletzt, sie beleidigt den Religionstrieb in zwei seiner edelsten Factoren: in dem philosophischen und in dem moralischen Moment, welche in diesem Attribut wichtige Rollen spielen.

Vermöge seines philosophischen Factors hatte der Religionstrieb Einheit der weltregierenden Macht verlangt, der unerträglichen empirischen Buntheit der Erscheinungen zu entrinnen: die Identität alles Seienden, wie sie die Philosophie erheischt, wird von dem Religionstrieb wenigstens in der Formel einer einheitlichen Weltleitung postulirt. Statt dieser Einheit drängt die polytheistische Mythologie dem religiösen Bewußtsein neben einer Drei- oder Zwölfzahl oberster Götter ein unübersehbares Gewimmel von Unter-Göttern, von Halb- und Viertels-Göttern, von Geistern und übermenschlichen Wesen aller Art auf, welche Luft und Wasser, Erde und Meer erfüllen. Fast jedes Naturproduct ist durch einen besonderen Gott oder ein Göttlein vertreten oder belebt und dieses unheimliche Gewoge buntester Willkür ist dem Drang nach Einheit unerträglich.

Vermöge seines moralischen Factors hatte der Religionstrieb von seinen Göttern Heiligkeit verlangt, d. h. Sündlosigkeit, Freiheit von den Schwächen und Leidenschaften des menschlichen Herzens: einerseits die Hoffnung auf gerechten Schutz, andererseits das Schuldbewußtsein hatte ja ganz

Digitized by Google

wesentlich zu der Annahme schuldloser Wesen beigetragen, welche, allweise und allgerecht, die menschlichen Dinge auf Erden leiten oder doch im Jenseits Lohn und Strafe nach Verdienst vertheilen sollten. Nur zu einem heiligen, sündlosen Gott kann das Menschenherz hoffend oder reuemüthig flüchten. Statt dieser Heiligkeit findet das religiöse Bewußtsein in den anthropomorphen, von der Phantasie weiter gebildeten Göttergestalten nur das Spiegelbild alles dessen wieder, was der Menschenseele den Frieden stört: Schwächen, Leidenschaften, Schuld, ja Laster und Verbrechen aller Art: Eifersucht, Rachsucht, Neid, Haß, Zorn, Verrath, Gewaltthat, Mord. Diesen Göttern, die man in so manchem Liebes- oder Streithandel nicht nach Vernunft, Moral und Gerechtigkeit, sondern nach ihrer individuellen Neigung und Sinnesart hat handeln sehen, kann man nicht vertrauen, daß sie in den Geschicken der Menschen gerecht und heilig entscheiden werden.

Man sollte glauben, schon in diesem Stadium müßte verzweifelnde Abkehr von der gesammten Anschauungsweise der Religion erfolgen: aber so tiefgründig ist der Religionstrieb im Menschen gewurzelt und so reich ist seine Bildungskraft, daß vielmehr noch auf dem Boden der mythologischen Welt *selbst* nach zwei Richtungen Versuche der Abhilfe gemacht werden. Diese Versuche sind sehr anziehend: aber sie müssen scheitern.

Das Verlangen nach Einheit der Weltregierung soll auf der gegebenen Grundlage der polytheistischen Religion dadurch befriedigt werden, daß Einer der höheren Götter, welcher ohnehin auch bisher schon die Anderen überragt hatte, emphatisch als der oberste Leiter und Herrscher

Digitized by Google

gedacht wird, so daß die Uebrigen in diesem Betracht hinter ihm völlig verschwinden. Es ist diese starke Ueberordnung ein Surrogat für den verlangten, aber nicht erlangten Monotheismus. Zeus, Jupiter, Odhin wird als „Vater der Götter und Menschen," als „König," als „Allvater" gedacht; er allein entscheidet mit überlegener Macht die menschlichen Dinge, und zwar, wie man nunmehr nachdrücklich versichert, allweise, allgerecht, allheilig — die anderen Götter erscheinen nur mehr als seine Diener, Helfer, Boten und Werkzeuge. Dies ist der monotheistische Zug, welcher sich in den polytheistischen Religionen in späten Stadien ihrer Entwickelung als eine Art Reformversuch, als eine Concession an philosophirende oder doch rationalistische Kritik einzufinden pflegt: (wie wir andererseits auch in den streng monotheistischen Religionen polytheistische Elemente angetroffen haben, oben S. 108) schon hieraus folgt, abgesehen von anderen Erwägungen, daß Schelling's Annahme eines im Anfang aller Religionen stehenden reinen Monotheismus das Gegentheil des Richtigen enthält.

Allein dieser monotheistische Versuch kann nicht gelingen: die übrigen Götter sind einmal da, sie leben im Volksbewußtsein, das ihrer nicht vergißt, vielmehr mit zäher Innigkeit an ihnen hängt: sind sie doch dem Menschen näher, vertraulicher, zugänglicher, als der erhabene oberste Gott, welchen seine ernste Majestät und die Unfaßbarkeit seiner Größe ferner rückt. Man wendet sich lieber, leichter, zutraulicher an die den Sterblichen näher stehenden unteren Götter und je an den speciellsten Sachverständigen: man ruft um Erndtesegen den Erndtegott, um Liebesglück die Liebesgöttin an, man wendet sich bei Feuergefahr an

Digitized by Google

St. Florian, bei Viehsterben an St. Leonhart, nicht immer gleichmäßig an den obersten Gott. Dazu kommt ferner, daß auch dieser oberste Gott, trotz der Verkündung seiner Weisheit und Heiligkeit, keinen rechten Glauben für diese Tugenden finden kann. Einmal bleibt er, neben seiner jetzt so stark betonten Eigenschaft als allgemeiner Weltenlenker, doch daneben noch der Specialgott seines Faches, was er ursprünglich allein gewesen, und daher von den Interessen dieses Gebietes beherrscht: Odhin z. B. bleibt, auch nachdem er „Allvater" geworden, gleichwohl Gott des Sieges und der Schlachten und er hat, um die Zahl seiner Einheriar zu vermehren, (s. unten S. 157) ein einseitiges Interesse daran, daß die Könige sich blutige Schlachten liefern — er ist also nicht mit Vertrauen auf geneigtes, gerechtes Gehör um Frieden anzurufen. Auch weiß man aus vielen Geschichten, die von diesem Weltenlenker erzählt werden, daß er, der absolute Monarch, der allein regieren soll, selbst regiert wird, d. h. den Einflüssen seiner Umgebung — der weiblichen wie männlichen — unterworfen ist: was hilft es, daß Zeus gerecht und weise regieren will, wenn es Hera gelingen kann, ihn durch weibliche Künste einzuschläfern und mittlerweile seine Pläne zu durchkreuzen? ähnlich wie Freya durch Schlauheit und Ueberraschung ihrem Gemahl die Siegverleihung an die Langobarden abliftet.

Dies führt zu dem zweiten Versuch einer Correctur der Mythologie durch die Mittel der Mythologie selbst; da die Regierung auch des obersten Gottes keine Gewähr bietet für weise, gerechte, heilige Weltleitung, da man jetzt eben den Schwächen und Launen des obersten Gottes preis-

Digitized by Google

gegeben ist und der Eigenart seiner Persönlichkeit, so sucht man, wie vorher den Polytheismus durch ein Surrogat des Monotheismus, so nunmehr das Anthropomorphe des persönlichen Gottes zu corrigiren durch ein Surrogat des (von der Philosophie verlangten) absoluten unpersönlichen Weltgesetzes: man schafft nämlich ein unpersönliches Schicksal, ein Fatum, eine Εἱμαρμένη, welches unabänderlich auch über dem obersten Gotte steht: so daß sein Walten dieses nothwendige Schicksal nur erforschen und ausführen, nicht aber bestimmen, schaffen, ändern oder aufheben kann. So erkundet Zeus durch Abwägen auf seiner Wage das den Achäern und Troern, das Achilleus und Hektor vorbestimmte Geschick, so sucht Odhin bei dem weisen Riesen Mimir die Göttern und Riesen verhängte Zukunft zu erfahren. Dies Schicksal wird nun, in abweichender Auffassuug, bald lediglich als unabänderliche Nothwendigkeit, als blindes Fatum gedacht, ohne Annahme einer der Vernunft und Gerechtigkeit entsprechenden Entscheidung: zu dieser Lehre führt die Erkenntniß, daß es auf Erden, im Leben der Völker wie der Einzelnen, allerdings eine solche, stets gerecht Sieg und Glück vertheilende Leitung nicht giebt: denn keineswegs begleitet ja immer, wie wir es freilich jüngst (1870) gesehen, die gerechte Sache der Sieg. Deßhalb verlegen die meisten Religionen wohlweislich die ausgleichende Gerechtigkeit in das Jenseits. Diese Unterwerfung unter ein unabänderliches Schicksalsgesetz, ohne die Illusion stets gerechter Entscheidung, ist einerseits ein Anklingen des philosophischen Moments im Religionstrieb, andererseits ein Zeugniß dafür, daß auch ein solches blindes und starres Fatum noch erträglicher zu ertragen ist als das Gefühl, der Spielball der unberechen-

Digitized by Google

baren Launen und Intriguen der vermenschlichten und leidenschaftbeherrschten Götter und ihrer Parteiungen zu sein. Indessen, die resignirte Fügung unter ein nothwendiges Gesetz, welches auf das Glück des Menschen keine Rücksicht nimmt, ist doch nur der philosophisch geläuterten Sittlichkeit möglich — dem naiven warmen Verlangen des Religionstriebes widerstrebt die strenge Marmorkälte solcher Auffassung und deßhalb wird von anderen Religionen (oder von anderen Traditionen der nämlichen Religion) das Schicksal als eine gerechte Vergeltung, die schon auf Erden immerdar die Tugend belohnt und die schuldvolle Ueberhebung strafend niederbeugt, verehrt — eine Vorstellung, welche freilich nicht nur mit der täglichen Lebenserfahrung, sondern, noch schlimmer, mit sich selbst in Widerspruch geräth, da andererseits die fraglichen Schuldhandlungen (Oidipus, Antigone, Oreſtes) unentrinnbar den tragischen Helden vom Schicksal auferlegt erscheinen.

In hohem Grade merkwürdig aber ist die Wahrnehmung, wie das religiöse Bewußtsein die Zumuthung, das Göttliche als Unpersönliches, als Gesetz zu fassen, — dies unabweisbare Postulat wissenschaftlichen philosophischen Denkens, — eben schlechterdings auf die Dauer nicht erträgt: kaum hat daher die Mythologie, um der Willkür des persönlichen Gottes und seiner Genossen zu entrinnen, das unpersönliche Schicksal aufgestellt, als sie schon wieder geschäftig Hand angelegt, dies Unpersönliche — abermals zu personificiren. Das Gesetz des Schicksals wird verwandelt in eine Schicksalsgöttin, Nemesis (welche dann freilich außerhalb der bunten Göttergeschichten und Liebeshändel ꝛc. gelassen wird): ja, auch der polytheistische Zug bemächtigt sich dieser doch gebieterisch

Digitized by Google

die Einheit verlangenden Idee und stellt sie in drei Personen, drei Göttinen, der Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, auseinander gefaltet (Nornen, Parzen) dar.

Es ist klar, diese Versuche, die Mythologie durch die Mittel der Mythologie selbst zu reinigen, können nicht gelingen, da die Methode, das Organ und der gesammte Boden, welche jene bedenklichen Gebilde erzeugt, dabei natürlich beibehalten blieben und gleichmäßig fortwirken. Die Folge ist, daß sich bei vorgeschrittener Cultur, nachdem die Stufe unmittelbaren, kritiklos gläubigen Hinnehmens des in der Substanz des Volksgeistes Gegebenen und Ueberlieferten überschritten ist, von der „Volksreligion" gerade die sittlich Edelsten und die geistig höchst begabten und tiefstgebildeten Männer der Nation mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung abkehren, da ihre sittlichen Anschauungen und ihre philosophischen Bedürfnisse und Errungenschaften durch jene Mythologeme nicht befriedigt, sondern auf das Empfindlichste und Empörendste verletzt werden. Daß dies bei Hellenen und Römern eingetreten, ziemlich früh bei jenen, verhältnißmäßig spät bei dem strenger gebundenen Wesen der letzteren, ist bekannt: sogar so conservative Naturen wie Aristophanes nahmen doch an dem Vatermord des obersten der Götter Anstoß. Minder bekannt dürfte sein, daß auch in dem germanischen Heidenthum, nachweisbar wenigstens im Norden, schon vor dem Eindringen des Christenthums sich merkwürdige Spuren ähnlicher Erscheinungen finden, auf welche hier im Vorbeigehen gedeutet werden mag. Mit Antworten des Unglaubens, des trotzigen Vertrauens lediglich auf die eigene Persönlichkeit und ihre erprobte Kraft erwidern die kühnen Seekönige und

Digitized by Google

andere Helden des Nordens auf die Frage nach ihren religiösen Anschauungen.*)

Solche Abkehr von der nationalen Religion kann nun aber immer nur unter einer geringen Zahl vorkommen: durchdringt sie die Gesammtheit, so ist dies ein höchst gefährliches Anzeichen des Niedergangs des ganzen Volksthums. Denn ein Volk kann einer nationalen und befriedigenden Verwirklichung der Religionsidee so wenig entrathen wie der des Rechts oder der Moral. Ist daher wirklich im Großen und Ganzen eine Religion unhaltbar geworden, so muß, soll nicht diese Nation und ihre Culturwelt untergehen, entweder eine neue, die Bedürfnisse dieser Periode befriedigende Religion von Außen importirt — so die christlichen Ideen in die ersten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit — oder es muß die bestehende Religion gereinigt, umgestaltet werden: — so das Christenthum im XVI. Jahrhundert durch die protestantische Reformation und die katholischen Purificationsarbeiten des tridentinischen Concils. Aber neben diesen beiden Mitteln ist noch eine dritte Lösung des verschlungenen Knotens möglich: diese dritte hat das germanische Bewußtsein ergriffen: es ist die tragische.

Auch die germanischen Götter haben sich in Folge des oben geschilderten freien Waltens der Phantasie untragbar und unsühnbar in Gegensatz zu dem Ethos gestellt und das germanische Bewußtsein hat sie deshalb sammt und sonders — — zum Untergang, zum Tode verurtheilt. Das ist die Bedeutung der „Götterdämmerung" —: sie ist eine unerreicht großartige sittliche That des Germanenthums

*) Siehe hierüber mehr unten: „Ueber Skepticismus und Leugnung der Götter bei den Nordgermanen".

Digitized by Google

(ich komme auf die ſittliche Würdigung dieſes Opfers zurück) und ſie verleiht der germaniſchen Mythologie ihren tragiſchen Charakter.

Tragiſch iſt Untergang wegen eines unheilbaren Bruchs mit der gegebenen Friedensordnung in Religion, Moral oder Recht.

Abſichtlich läßt dieſe Definition des Tragiſchen das Moment der „Schuld", des „ſchuldvollen" Conflicts aus dem Spiel.

Aus zwei Gründen: einem allgemeinen und einem der Mythenbildung beſonders eigenen.

Schon allgemein betrachtet muß tiefere Auffaſſung des Weſens des Tragiſchen das die ſeichte moraliſirende Aeſthetik beherrſchende Vorurtheil aufgeben, als handle es ſich in dem tragiſchen Conflict um jene ſubjectiviſtiſch gefaßte Verſchuldung, wie ſie etwa in der Chriſtenlehre erbaulich geſchildert und mit Reue, Zerknirſchung und Buße abgewandelt wird. Die Frage nach der Freiheit des menſchlichen Willens kann hier nicht principiell erörtert, vielmehr nur bemerkt werden, daß die Freiheit im Sinne des Mirakels, wonach die menſchliche Handlung als den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung (ohne Rückſicht auf Eigenart und geſchichtliche Vorausſetzungen des Handelnden) durchbrechend, alſo als abſolut frei fingirt wird, allerdings nicht beſteht.

Hier genügt die Hinweiſung darauf, daß die Tragik aller wirklich großen Tragiker — der Hellenen, Shakeſpeare's und Schiller's — nicht eine ſubjectiviſtiſche, ſondern eine objectiviſtiſche iſt.

Das Schickſal, unabwendbare Götterſprüche führen

Digitized by Google

Oidipus zu Vatermord und Mutterehe: und er geht darüber unter, weil dieser Bruch der sittlichen Ordnung unheilbar ist, nicht, weil er ihm zugerechnet werden könnte. Antigone, mit ihrer Eigenart zwischen Statsgesetz, Schwesterliebe und Moral gestellt, muß in unheilbarem Conflict untergehen.

Was aber der Antike Schicksalsnothwendigkeit, das ist bei Shakespeare Nothwendigkeit des Charakters und der Leidenschaft. Nimmermehr wird es einer weinerlichen Aesthetik gelingen, die Helden und Heldinnen des größten aller Dichter aus dem Katechismus der Armensünder-Moral zu erklären. Oder glaubt man wirklich, daß ein Richard III., ein Othello, ein Coriolan, oder, um ein holderes Bild vor die Augen zu rufen, daß Romeo und Julia auch anders hätten handeln können als sie gehandelt, oder daß etwa das letztgenannte Paar seine liebliche Schuld bereuen soll nach der Willensmeinung des Dichters? Nein: das eben ist die Größe der Selenmalerei Shakespeare's, daß sich aus dem gegebenen Charakter und den gegebenen Verhältnissen seiner Gestalten deren Handlungen und Geschicke mit unentrimmbarer Nothwendigkeit vollziehen: so nothwendig, wie der Gießbach, der eigenen Natur und dem Gesetz der Schwere folgend, die vorgezeichnete Bahn durchmißt und nicht, am Abgrund angelangt, feige zurückweicht, sondern in großartiger Consequenz donnernd und schäumend in die Tiefe stürzt.

Und bei Schiller hat nicht nur das Vorbild der hellenischen Schicksalstragödie, auch das Gefühl der ästhetischen Unfruchtbarkeit der landläufigen subjectivistischen

Digitized by Google

Tragik in mehreren Dramen (der Jungfrau, der Braut von Meſſina, ja auch im Wallenſtein) zur Aufſuchung von Surrogaten für die antike Schickſals-Maſchinerie gedrängt.

Im Beſonderen muß aber dieſe objectiviſtiſche Tragik der Mythologie um deßwillen eignen, weil ja die Charaktere, Leidenſchaften, Handlungen dieſer Götter durch deren Naturgrundlagen nothwendig vorgezeichnet ſind und Donar oder Wodan ihr Weſen ſo wenig verleugnen, bereuen oder ändern können als eben das Gewitter und der Wind.

Später aber genügen dieſe vermenſchlichten, mit Schuld befleckten Göttergeſtalten dem ſittlichem Bedürfniß nicht mehr: es wird der unlösbare Conflict tragiſch gewendet und die Germanen haben ihre ganze Götterwelt deßhalb zum Untergang verurtheilt.

Dieſe Löſung haben wir oben als eine Opferthat, als eine That großartigſter Sittlichkeit bezeichnet und wahrlich, das iſt ſie!

Denn erinnern wir uns, was wir im Eingang von Entſtehung und Weſen aller Götter feſtgeſtellt: ſie ſind nach dem Bild ihrer Bekenner geſchaffen. Und in der That, dieſe germaniſchen Göttergeſtalten, welche Walhall bewohnen, was ſind ſie anders, der kluge, rathſpinnende, völkerbeherrſchende und zum Kampfe treibende Siegeskönig Odhin, der Abenteuer ſuchende, Rieſen zerſchmetternde Hammerſchleuderer Thor, ja Freia und Frigg im goldenen Gelock, was ſind ſie anders als die Männer, Frauen und Mädchen des Nordlands ſelbſt, nur idealiſirt, ausgerüſtet mit dem Gewaffen und Geräth, den geſteigerten Eigenſchaften und Vorzügen der Macht und Kraft, des Reichthums, der Schönheit, welche dieſen Männern und Frauen als ihre eigenen verkörperten Wünſche, als ihr

Digitized by Google

eigenes verklärtes Spiegelbild erſchienen? Und dieſe Lieblingsgeſtalten der eigenen Phantaſie und Sehnſucht, das ganze ſelige Leben in Walhall, mit Kampf und Jagd und ewigem Gelag, im glänzenden Waffenſal unter den weißarmigen Wunſchmädchen — des Herzens ſchönſten Sehnſuchtstraum — haben die Germanen ihrem höchſten ſittlichen Ideal geopfert; das iſt das theuerſte aller Opfer und unerreicht von allen anderen Völkern.

Zwar erzählen auch andere Mythologien von untergehenden, durch neue Dynaſtien geſtürzten Göttergeſchlechtern: allein das ſind theils geſchichtliche Reminiscenzen, (nationale Gegenſätze) theils Wirkungen der fortſchreitenden Cultur, welche die älteren, einfacheren Naturgötter verwandelt und vergeiſtigt (Titanen, Rieſen). Daß aber die geſammte Götterwelt, weil ſie dem ſittlichen Bewußtſein, unerachtet ihrer Lieblichkeit, nicht genügt, zum Untergang verurtheilt wird, begegnet ſonſt bei keinem Volk. In der Prometheus-Mythe der Hellenen klingt zwar einmal von fernher ein ähnlicher Ton an: Zeus wird zur Strafe für ſeinen an Chronos verübten Frevel Untergang ebenfalls durch einen Sohn prophezeit — aber es wird mit dieſem Gedanken nicht Ernſt gemacht. Kaum ein flüchtiger Wolkenſchatte fällt von dieſer dunkeln Mahnung her in den goldenen Sal der Olympier: unvernommen verhallt der Ton unter dem ſeligen Lachen der ewig heiteren Götter. Die helleniſche Mythologie iſt epiſch: ein Idyll in leuchtenden Farben; mit weißem Marmor und Purpur, mit Gold und Elfenbein aufgebaut, hebt ſie ſich aus Myrthen- und Lorber-Gebüſchen unter dem Glanz des joniſchen Himmels an dem leuchtenden Blau der joniſchen See: nur epiſche Bewegung unterbrach früher etwa dieſen nunmehr

Digitized by Google

kampfloſen heitern Frieden; in Ewigkeit, nachdem die alten Kämpfe ausgefochten, Titanen und Giganten gebändigt ſind, tafeln die Götter und Göttinnen auf den Höhen des Olympos. —

Ganz entgegengeſetzt die germaniſche Mythologie: mag auch die Sage von der Götterdämmerung erſt verhältnißmäßig ſpät und anfangs vielleicht nur als Geheimlehre Auserwählter (aber doch gewiß nicht erſt durch chriſtlichen Einfluß oder als Ahnung des Erliegens der Walhallagötter vor dem Chriſtengott) dem ganzen Bild den großartigen Hintergrund verliehen, mag alſo der tragiſche Abſchluß erſt ſpät die Bewegung vollendet haben — dramatiſch iſt der Bau der germaniſchen Mythologie von Anbeginn: obwohl es ſelbſtverſtändlich an (zum Theil ſehr reizenden) epiſchen und idylliſchen Zügen und Epiſoden nicht gebricht. Ich habe hier nur an Bekanntes zu erinnern und aus der Fülle des Stoffes blos die für unſere ſpecielle Frage belangreichen Züge hervor zu heben.

Wir wiſſen, es baut ſich die Mythenwelt der Edda aus dem Gegenſatz der Rieſen und Aſen empor. Die Rieſen (urſprünglich wohl ebenfalls Götter einer einfacheren, einer bloß die Naturmächte umfaſſenden Religion, vielleicht zum Theil einer anderen, von den Nordgermanen vorgefundenen Nationalität, der finniſchen, angehörig), ſind in der Periode, die uns hier beſchäftigt, unzweifelhaft die Vertreter der dem Menſchen und ſeiner Cultur ſchädlichen oder gefährlichen Naturkräfte z. B. des öden, unwirthlichen Felsgebirges, des Weltmeers mit ſeinen Schrecken, des Winters mit ſeinem Geſinde von Froſt, Eis, Schnee, Reif, des Sturmwindes, des Feuers in ſeiner verderblichen Wirkung ꝛc. Die

Digitized by Google

Asen dagegen, die lichten Walhall-Götter, sind nach ihrer Natur-Basis die dem Menschen wohlthätigen, freundlichen Mächte und Erscheinungen der Natur, z. B. das Gewitter nach seiner segensreichen Wirkung, der Frühling, der Sonnenstrahl, der liebliche Regenbogen; dann aber sind sie auch Vertreter geistiger, sittlicher Mächte und Schützer, Vorsteher menschlicher Lebensgebiete, also Götter und Göttinnen z. B. des Ackerbaues, des Krieges und des Sieges, der Liebe und der Ehe, u. a. Die Götter und die Riesen stehen nun in einem unaufhörlichen Kampf, der, ursprünglich von dem Ringen und Wechsel der Jahreszeiten und der bald freundlichen, fördernden, bald furchtbaren, verderblichen Natur-Erscheinungen ausgegangen, später auf das Gebiet des Geistigen und Sittlichen übertragen worden ist. In diesem Kampf den Göttern beizustehen legt allen Menschen und allen guten Wesen Pflicht und eigener Vortheil auf.

Anfangs nun lebten die Götter harmlos und schuldlos in paradiesischer kindlicher Heitre: „sie spielten," — sagt eine schöne Stelle der Edda — „sie spielten im Hofe heiter mit Würfeln und kannten die Gier des Goldes noch nicht." Damals drohte ihnen von den Riesen noch keine Gefahr. Allmälig aber wurden die Götter mit Schuld befleckt: zum Theil erklärt sich dies aus ihren Naturgrundlagen, (s. oben) zum Theil aber aus den anthropomorphistischen und aus den rein ästhetisch spielenden Dichtungen der mythenbildenden Phantasie. Sie brechen die während der Kämpfe hin und wieder geschlossenen Verträge und Waffenruhen mit den Riesen, trotz eidlicher Bestärkung, und auch im Verkehr unter einander, mit den Menschen und mit anderen Wesen, machen sie sich gar mancher Laster und Ver-

Digitized by Google

brechen ſchuldig: Bruch der Ehe und der Treue, Habſucht, Beſtechlichkeit, Neid, Eiferſucht und, aus dieſen treibenden Leidenſchaften verübt, Mord und Todtſchlag müſſen ſich die zu feſtlichem Gelag verſammelten Götter und Göttinnen vorwerfen laſſen: wahrlich, wenn nur die Hälfte von dem ihnen (von Loki) vorgehaltenen Sündenregiſter in Wahrheit begründet und durch im Volke lebende Geſchichten verbreitet war, ſo begreift ſich, daß dieſe „Aſen" „anſes" d. h. Stützen und Balken der phyſiſchen und ſittlichen Weltordnung, dieſe in ihrem Namen ausgedrückte Aufgabe nicht mehr erfüllen konnten.

Und darin liegt die richtige, die tiefe Erfaſſung von „Ragnar-rökr": dem Rauch, der Verfinſterung der herrſchenden Gewalten. Dieſe Verfinſterung bricht nicht erſt am Ende der Dinge in dem großen letzten Weltkampf plötzlich und von Außen, als eine äußere Noth und Ueberwältigung über die Götter herein, — die Götterverfinſterung hat vielmehr bereits mit der früheſten Verſchuldung der Aſen ihren erſten Schatten auf die lichte Walhallawelt geworfen: und fortſchreitend wächſt dieſe Verdunkelung mit jeder neuen Schuld dem völligen Untergang entgegen: Schritt für Schritt verlieren die Götter Raum an die Rieſen: denn mit ihrer Reinheit nimmt auch ihre Kraft ab. Lange Zeit zwar gelingt es noch Odhin und ſeinen Genoſſen, das fern her drohende Verderben zurückzudämmen; ſie feſſeln und bannen die rieſigen Ungeheuer, welche Götter und Menſchen, Himmel und Erde mit Vernichtung bedrohen, den Fenriswolf, die Midhgard-Schlange, den Höllenhund, den böſen Feuerkönig Loki, Surtur und Muspell's Geſchlecht und Andere: aber im Kampf mit dieſen Feinden erleiden ſie ſelbſt ſchwere Einbußen

Digitized by Google

an Waffen und Kräften: ihr Liebling Baldur, der helle Frühlingsgott, muß — ein mahnend Vorspiel der großen allgemeinen Götterdämmerung, — zur finsteren Hel hinabsteigen und immer näher rückt der unabwendbare Tag des großen Weltenbrands. Wann bricht dieser herein? wann ist die Stunde der Götterdämmerung gekommen? Antwort: alsdann, nicht früher, aber alsdann auch unentrinnbar, wenn die „Aesir", die Tragbalken der natürlichen und sittlichen Weltordnung, d. h. die Götter selbst völlig morsch und faul geworden, wenn die physischen und moralischen Bande des Kosmos völlig aus den Fugen gelöst sind, wenn das Chaos über Natur und Geist hereinbricht.

Diese Auffassung wird nicht von uns künstlich in die Edda hineingetragen: man muß in ihren eigenen herrlichen Worten nachlesen (in Völuspâ und Gylfaginning), wie dem Hereinbrechen des letzten Kampfes zugleich die Zerrüttung der Natur, des wohlthätigen Wechsels der Jahreszeiten vorhergeht —: („der große, schreckliche Winter, Fimbul-Winter, der drei Jahre, ohne Unterbrechung durch einen Frühling währt, denn die Sonne hat ihre Kraft verloren") — und die äußerste Verwilderung der Sitten, indem sogar der unverbrüchliche Friede der Sippe, des blutsverwandten Geschlechtes, germanischer Auffassung das heiligste Band, nicht mehr geachtet wird: „Da werden sich Brüder aus Habgier um's Leben bringen und der Sohn des Vaters, der Vater des Sohnes nicht schonen:

Brüder befehden sich
Und fällen einander, ...
Beilalter, Schwertalter,
Wo Schilde klaffen:

Digitized by Google

Windzeit, Wolfszeit,
Ehe die Welt zerstürzt:
Der Eine schont
Des Andern nicht mehr."

Als Ausdruck aber zugleich der unendlichen Ferne der Zeit, in welche diese Katastrophe gerückt steht, und als Gradmesser der äußersten sittlichen Verderbniß, an deren Höhepunkt jenes Gericht geknüpft erscheint, dient der Mythos von dem Schiff Naglfar. Dieses Schiff baut sich aus den Nägeln der Todten, welche man diesen unbeschnitten an Händen und Füßen läßt: und erst dann, wann dieses Schiff fertig und flott geworden, so daß es den Reifriesen Hrymr und seine gesammte Heerschar aufnehmen und zum Kampfe gegen die Götter heran führen kann — erst dann bricht die Götterdämmerung herein. Die fromme, pietätvolle Pflege und Bestattung der Leichen ist nämlich hohe sittliche und religiöse Pflicht germanischen Heidenthums — dann also ist das höchste Maß sittlichen Verderbens gefüllt, wenn die Ruchlosigkeit der Menschen so massenhaft die heiligste Liebespflicht unerfüllt läßt, daß sich ein ungeheures Kriegsschiff als Denkmal ihrer Pflichtvergessenheit aufbaut.

Alsdann sprengen die riesigen Ungethüme alle die Bande, mit welchen die Götter sie bis dahin zu fesseln vermocht: die Berge stürzen zusammen, die Bäume werden entwurzelt, Mond und Sonne werden jetzt endlich von den Wölfen eingeholt und verschlungen, welche ihnen seit Anbeginn nachgejagt und manchmal sie schon theilweise erreicht und mit ihren Rachen begriffen hatten (die Mond- und Sonnenfinsterniß), alle Ketten und Bande brechen und reißen, der Fenris-Wolf wird daher los und fährt mit klaffendem Rachen einher, daß der Oberkiefer an den Himmel, der Unterkiefer

Digitized by Google

an die Erde rührt und — fügt die Edda naiv hinzu: — wäre „Raum dazu, er würde ihn noch weiter aufsperren," die Midhgardschlange (der Gürtel des Okeanos) überfluthet das Land, die Reifriesen fahren von Osten auf dem Unheils-Schiff heran: Loki, Surtur und Muspels Söhne, als die zerstörenden Mächte der Feuerwelt, ziehen vom Süden einher zum letzten Entscheidungskampf gegen die Asen. Auch diese, die Walhall-Götter, rüsten sich zum Streit: Heimdal, ihr Wächter an Bifröst, der Regenbogen-Brücke, stößt in das gellende Horn, alle Götter und die Einheriar, die Selen der im Krieg gefallenen Helden, ziehen den Riesen entgegen auf die große Ebene Wigrid vor Walhalls Thoren. Hier reiben sich nun in ungeheurem Kampfe die beiden feindlichen Heere vollständig auf: alle Götter und Riesen fallen: und zuletzt entzündet sich das gesammte Weltall an der Gluth der Feuerriesen und verbrennt mit Allem, was es getragen hatte — ein ungeheures Brandopfer sittlicher Läuterung. —

Aber natürlich: den Gedanken der absoluten Vernichtung vermag das religiöse Bewußtsein nicht zu ertragen: es findet darin keine Versöhnung: deßhalb hat es an den fünften Act der großen Tragödie, die Weltvernichtung, ein idyllisch-paradisisches Nachspiel gefügt von musicalisch empfundener harmonischer Verklärung. Aus der Asche nämlich, in welche die alte schuldbefleckte Welt versunken, hebt sich, verjüngt und makelfrei, eine neue Welt, eine zweite Erde und ein junger Himmel: bewohnt von einem wiedererstandenen Menschengeschlecht ätherischer Natur — „denn Morgenthau ist all' ihr Mahl" — und nicht mehr von den alten Göttern, sondern von deren Söhnen, welche als unbefleckt von Schuld zu denken sind: die Söhne Thors, Modi und Magni, (Muth

Digitized by Google

und Kraft) haben des Vaters Hammer gerettet und geerbt, die Söhne Odhins, Baldur, der Fleckenlose, und dessen Bruder, der blinde Hödur, der ihn ohne Verschulden getödtet hatte, kehren wieder aus dem Reiche Hels: und in seligem Frieden, ohne Schuld und Leidenschaft, leben sie fortan in der erneuten Walhall, dem Idafeld: da werden sich, — und das ist ein reizender Zug — auch jene goldenen Scheiben im Grase wiederfinden, mit welchen dereinst d. h. vor ihrem Sündenfall, die Asen heiter gespielt hatten.

Es leuchtet ein, daß sich hier die Mythologie eines alten Lieblingsbehelfes bedient: die Söhne der Götter sind die Vertreter der Götter, ja gewissermaßen diese selbst, deren Widerholung, nur frei von den Flecken, welche auf die Väter die Mythenpoesie gehäuft hatte: das drückt sich am naivsten aus bei der Sonne, von der es heißt: „und das wird dich wunderbar dünken, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, nicht minder schön als sie selber: die wird nun die Bahn der Mutter wandeln.“ Rührend ist die Treue, mit welcher der Hammer Thors von der Phantasie der Mythe gerettet wird: die geliebte Nationalwaffe mag der Nordländer auch in dem neuen Paradiesesleben nicht missen, obwohl es keine Riesen mehr zu zerschmettern giebt: so mag der Hammer in den Händen der Erben friedlichen Weihezwecken (Brautweihe, Hausweihe u. a.) dienen.

Von dem Leben und Walten dieser neuen Götter in dem neuen Himmel erfahren wir nun aber nichts weiter: die Muse der mythischen Phantasie erschweiget hier. Und zwar ganz nothwendig. Denn wollte sie abermals anheben zu erzählen — sie müßte es in der alten Weise: und der Kreislauf, den wir eben abgeschlossen, er müßte von Neuem

Digitized by Google

anheben: denn abermals würde die anthropomorphe und freie, nur das Schöne suchende Phantasie der Mythe die gegebenen, abermals polytheistischen Vorstellungen zu Gebilden aus- und umgestalten, welche abermals dem Bedürfniß des Religionstriebes nach Einheit und Heiligkeit des Göttlichen widerstreiten und zuletzt eine Widerholung der Götterdämmerung nothwendig machen würden. So begnügt sich die Mythe mit dem Ausspruche: neue Götter und Menschen leben schuldlos in einer neuen verklärten Welt: so schließt der Bericht mit den Worten „Wenn du aber nun noch weiter fragen willst, so weiß ich nicht, woher dir das kömmt: denn niemals hörte ich jemanden ein Weiteres von den Schicksalen der Welt berichten. Nimm also hiermit vorlieb." —

Auch wir haben jüngst (geschrieben 1871) einen großen, einen riesengroßen Kampf geschaut: widerholt hat unser Volk in der Weltgeschichte den Beruf geübt, wie ein Gewitter Donars, schrecklich brausend und in Donnerschlägen, aber auch läuternd, reinigend und erfrischend über eine faulende Statsregierung dahin zu fegen: so die Völkerwanderung über das nieder brechende Römerreich, so die Kaiser des X. Jahrhunderts, die gepanzerten Ottonen und Heinriche, über die versumpfte Kirche und Moral in Italien, so in der Reformation des XVI. Jahrhunderts, so in dem Sturz der ersten napoleonischen Tyrannei und so nun heutzutage abermals vor unseren Augen in der Vernichtung des zweiten Kaiserreichs: „es scheint," so sagt ein Dichterwort, „die Welt bedarfs zu Zeiten, daß durch sie hin mit Waffenschwang gewaltig die Germanen schreiten mit

Digitized by Google

Richterſchwert und Schickſalsgang“: und wahrlich, auch in dieſem Kampfe war er mit ſeinen Söhnen — Wodan, der alte Gott des Siegs: wir hörten das Flügelrauſchen ſeiner Schlachtjungfrauen, der Walküren, die um unſere ſieggekrönten Fahnen ſchwebten: freilich, manchem theuren Helden haben ſie auch das brechende Auge geküßt und ihn hinaufgetragen in die Walhalla des deutſchen Ruhms! —

Möge dieſer Kampf die Frucht jedes guten Kampfes tragen: möge nach dem großen heiligen Kriege dauern ein großer heiliger Friede: dem beſiegten Feind zur Läuterung, dem deutſchen Volk aber zur Feſtigung in jenen Tugenden, durch welche es geſiegt hat. Denn, ohne eitle Ueberhebung, aber mit ruhigem Stolze dürfen wir es ausſprechen: was dem deutſchen Volk dieſen größten ſeiner Siege gewonnen hat, das war ſeine überlegene Pflicht-Treue: — jene großartige Sittlichkeit des Germanenthums, von welcher auch ſeine alte Götter-Sage ein glorreich Zeugniß giebt.

Digitized by Google

Skepticismus und Götterleugnung im nordgermanischen Heidenthum.

Man hat gegen meine nordische Erzählung „Sind Götter?“*) eingewendet, eine Weltanschauung, welche mit dem Heidenglauben, mit dem Glauben an Götter gebrochen und doch den Christenglauben nicht angenommen hat, eine Skepsis, welche von Göttern keine Hülfe erwartet, sondern nur von der eigenen Kraft, und statt der Götter oder des Christengottes nur ein Schicksalswalten annimmt — sei im Norden im X. Jahrhundert unmöglich.

Dem gegenüber stelle ich folgende Quellenbelege zusammen.

I. Mythische: welche selbstverständlich nicht minder beweiskräftig sind für die Anschauung der Zeit, in der sie entstanden, als die geschichtlichen:

Hrolfs Saga Kraka c. 48, „König Hrolfr und seine Kämpfer verehrten nicht Götter, sondern glaubten an ihre Macht und Stärke.

*) Zweite Auflage, Leipzig 1878.

Digitized by Google

c. 46 „nicht Odhin, sondern das Geschick (Glück) herrscht über das Leben jedes Mannes."

Ketils Saga hängs c. 5. „Ketil glaubte nicht an Odhin und führte einen Spruch im Munde: „niemals hab' ich Odhin verehrt, dennoch hab' ich lange gelebt."

Oervar Odds S. I. c. 1. „Oddr gewöhnte sich nicht an das Opfern — denn er glaubte an seine Macht und Stärke."

II. Geschichtliche: König Olaf Tryggvason sagt von dem Isländer Kjartan Olafsson: „mehr scheint er auf eigene Stärke und Kraft zu bauen als auf Thor und Odhin." (Laxdälasaga c. 40.)

Bardhr Digri glaubt nicht an „Götzen oder Teufel, nur an seine eigene Macht und Stärke" (Jüngere Olaf Tryggvason Saga c. 200.)

Finnr Sveinsson „verachtet die Götzen seines Vaters", lange bevor er vom Christenthum etwas erfährt. (Ebenda c. 201.)

Eindridhi antwortet auf die Frage nach seinem Glauben: „er sei der Meinung, er habe wohl gar keinen Glauben." (Ebenda c. 235.)

Sigmundr Brestisons, der Fürst der Faeroeer, „glaubt nur an seine Macht und Stärke" (Faereyinga Saga c. 321.)

Finnbogi der Isländer antwortet auf die Frage des Kaisers zu Byzanz, an wen er glaube?" „Ich glaube an mich selbst."

(Finnboga Saga hins ramma c. 19.)

Hrafnkell spricht: „ich halte es für eine Thorheit an Götter zu glauben." (Hrafnkels Saga Freysgodha p. 24.)

Digitized by Google

Endlich aber: die Losſagung von den Göttern vor Kenntniß oder unter Ablehnung des Chriſtenthums war ſo häufig, daß daraus ſogar ein beſonderer Beiname gebildet wurde; „godh-laus“, gott-los, nicht im Sinne moraliſcher Verworfenheit, ſondern nur der Gelöſtheit vom Götterglauben: ſo Helgi godh-laus und ſein Sohn Hallr godh-laus: „beide wollten nicht opfern und glaubten an ihre eigene Kraft“. (Landnama I. c. 11.) Ebenſo Berſi gudh-laus ebenda II. c. 4.

Das wird, denk' ich, genug ſein. —

Digitized by Google

Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes.

Es mag befremden, die verschollenen und vergessenen alten Götter als Zeugen aufrufen zu hören über Geist und Eigenart unseres Volkes: man wird vielleicht die Frage aufwerfen, ob das der mythologischen Forschung nicht Gewalt anthun und einen der Entstehung dieser Gebilde äußerlichen, fernen Gesichtspunkt einnehmen heiße.

Und doch ist die nationale, die ethnologische Auffassung der Mythologie die tiefst berechtigte, die höchst wissenschaftliche. Wir verdanken sie Jakob Grimm und der historischen Schule.

Man darf behaupten, erst jener Mann, erst diese Schule hat die Wissenschaft der deutschen Mythologie geschaffen: vorher war sie ein krauses Raritäten- und Curiositäten-Cabinet, an dessen barbarischen Gestalten die classisch geschulte Philologie wohl mit einem vornehmen Schürzen der Lippe, das „christliche Bewußtsein" aber, ein Kreuz schlagend, mit dem pharisäischen Wohlgefühl vorüberschritt, wie man es doch seitdem so herrlich weit gebracht. Daß diese ehrwürdigen Götter von Fleisch und Geist des

Digitized by Google

deutschen Volksthums und sehr fragwürdige Auskunftspersonen über dieses Volkes Wesen seien, ahnte man nicht. Die historische Schule aber, wie sie von Savigny und Niebuhr, von Eichhorn und von den Brüdern Grimm begründet worden, erblickt in der Religion ein wesentlich menschliches Attribut wie in der Sprache, Familie, Kunst, Moral Recht und Wissenschaft: in diesen Hauptgebieten und Richtungen lebt sich die Fülle menschlicher Anlage dar. Ueberall, wo Menschen wohnen, auch in den Zuständen der frühesten Vorcultur, finden sich wenigstens Anfänge, Ansätze zur Verwirklichung dieser gemeinmenschlichen Anlagen. Aber dieses allgemeine Licht erscheint nirgends abstract, rein, sondern überall concret, in bestimmter Färbung. Es hat nie gegeben und wird nie geben eine einheitliche Sprache, Kunst, Rechtsbildung der ganzen Menschheit; sondern der gemeinmenschliche Sprachtrieb, Kunsttrieb, Rechtstrieb verwirklicht die gemeinmenschliche Potenz der Sprache, die Idee des Schönen und des Rechts in stets wechselnden Erscheinungsformen. Die Eigenart, die Färbung jeder einzelnen dieser Erscheinungen ist das Product von zwei Factoren: einem äußerlichen, realen: das ist der Inbegriff der geschichtlichen Voraussetzungen eines Volkes in Raum und Zeit, und einem innerlichen, idealen: das ist jenes in seinen innersten Tiefen undurchdringbare Geheimniß, welches wir den National-Charakter nennen. Die Gestaltung des Rechtslebens in Deutschland z. B. seit dem 14. Jahrhundert ist einerseits ein Product der geschichtlichen Voraussetzungen des deutschen Nationallebens in jener Periode — der Zusammenhang mit Italien, die römische Kaiserkrone: daher das Eindringen des römischen Rechts — andrerseits des Nationalcharakters, der.

Digitized by Google

höchst geneigt und geeignet, fremde Cultur aufzunehmen, doch viele deutschrechtliche Bildungen sich nicht entwinden ließ.

Wenn nun also in der deutschen Mythologie wie z. B. im deutschen Recht neben den besonderen geschichtlichen Voraussetzungen der deutsche Nationalcharakter Ausdruck gefunden hat, so müssen wir, nach Ausscheidung der Einflüsse jener äußerlichen Einwirkungen, einen Rest in dieser Mythologie antreffen, welcher uns eben nichts anderes als den Nationalcharakter aufweist. In der That, die Götter sind ja, wie wir gesehen,*) überall von den Menschen nach des Menschen Bilde geschaffen: der Mensch will das Göttliche in der Religion unmittelbar erfassen, nicht, wie in der Philosophie, in der Vermittlung des begrifflichen Denkens: er erfaßt es mit dem Herzen, mit seinem Fürchten und Hoffen: das Göttliche soll ihm helfen, ihn schützen: es darf also dieser Gott der Religion kein unpersönliches Gesetz, wie der Gott der Philosophie, er muß ein persönlicher Gott sein. Da aber der Mensch keine andere Persönlichkeit kennt als eben die menschliche, so gestaltet er sich seine Götter als idealisirte, mit übermenschlichen Vorzügen ausgerüstete. dagegen von den menschlichen Schwächen befreite Menschen. Und selbstverständlich geht hierbei, nach dem oben angeführten Gesetz jedes Volk von dem eigenen Wesen aus: die Götter des Olympos: Zeus, Ares, Apollon sind idealisirte hellenische Männer und Jünglinge. So sind Wodan und Donar idealisirte Germanen der Urzeit. Wir sind daher berechtigt, in diesen beiden Gestalten das Spiegelbild des Antlitzes deutschen Volksthums zu suchen.

*) Oben S. 105.

Digitized by Google

Aber freilich — nicht alle Züge dieser Figuren sind Ausdruck lediglich des Nationalcharakters. Wir erinnern uns, daß die Gesammtheit der äußeren geschichtlichen Voraussetzungen der andere, gleich wirksame Factor bei diesen Bildungen ist. Daher z. B. der Einfluß des Klima's, der Landschaft: man darf annehmen, daß die germanische Religion zur Zeit der Einwanderung unserer Vorfahren aus Asien nach Europa lediglich eine Form jenes Lichtcultus war, welchen alle Völker der arischen Race in der asiatischen Heimat gemein hatten. Aber unzweifelhaft und unverkennbar hat die Versetzung in ein viel rauheres Klima, in eine ganz andere Naturumgebung auf Umgestaltung jenes ursprünglichen Lichtcultus großen Einfluß geübt: der lange, harte Winter in den Urwäldern Deutschlands gab namentlich der Wiederkehr des Frühlings, dem Sieg des Sommers über den Winter, nunmehr eine viel tiefer empfundene Bedeutung. Ja, man darf nicht übersehen, daß das Furchtbare, Großartige und Wilde der Natur im skandinavischen Norden offenbar auch den Göttergestalten der Edda ihr Gepräge aufgedrückt hat und keineswegs ohne Weiteres alle Züge, welche die Nordgermanen ihrem Odhin und Thor beilegen, auch auf den Wodan und Donar der Südgermanen übertragen, obwohl diese Götter an sich identisch.

Dazu kömmt, daß als gestaltendes Organ des Religionstriebes die dichterische Phantasie, lediglich den Bedürfnissen des Schönen folgend, frei schaffend wirkt. Es geht daher nicht an, alle Beziehungen, Abenteuer, Geschichten eines Gottes lediglich aus seiner Urbedeutung, z. B. Donar's als des Gewitters, erklären zu wollen. Es bleibt vielmehr in diesen Mythen häufig ein unerklärbarer, nicht auf den Ur-

Digitized by Google

charakter des Gottes zurückführbarer Rest — die Zuthat der dichtenden Phantasie —: und es ist Pedanterie, jede kleine Beziehung „deuten", mythisch entziffern zu wollen. Auch Uhland, dessen dichterischer Nachempfindung und Divination wir so manche tiefsinnige Erklärung der Mythen von Wodan und Donar danken, hat sich nicht immer ganz der Versuchung entzogen, Alles deuten zu wollen — freilich folgt man seinen Schritten gern, auch wenn sie in die Irre wandeln: denn ihn täuscht nicht pedantische Grübelei, — ihn inspirirt vielmehr die eigene hohe Dichterbegabung, so daß er uns diese Dinge oft schöner deutet, als sie selber jemals ahnten.

Mittelbar freilich gewährt auch die freie Phantasie in diesen Mythen Aufschluß über die deutsche Volksart: wie die Geschichte deutscher Dichtung und Nationalliteratur überhaupt. Es ist eben doch deutsche, nicht römische, slavische, keltische Phantasie, die hier geschaffen und gewaltet. Und mittelbar sind auch die Naturgrundlagen, nicht nur die geistig-sittlichen Bedeutungen dieser Götter Erkenntnißquellen für den Geist des Volkes: Donar als Gott des Ackerbaues, Wodan als Gott der Kriegspolitik spiegeln uns unmittelbar den Germanen jener Tage: aber auch Donar als Gewitter, Wodan als Luft und Wind bezeugen uns, in welcher eigenthümlichen Weise das ahnungsvolle, fein sinnige Naturgefühl der Deutschen jene Erscheinungen der Elemente erfaßte und empfand. Wir aber suchen in den beiden Göttern nur den unmittelbaren Ausdruck deutschen Wesens und betrachten daher nur ihre geistigen und moralischen Bedeutungen.

Die Naturgrundlage nun des Donar, nordisch Thôr, ist, wie sein Name besagt, das donnernde Gewitter: nach seiner idealen Bedeutung aber ist er der schützende Gott des

Digitized by Google

Ackerbaues und aller menschlichen Cultur. Der Zusammenhang dieser auf den ersten Anblick befremdenden Verbindung liegt darin, daß das Gewitter nicht in seiner den Menschen und ihren Werken schädlichen, sondern in seinen dem Ackerbaue wohlthätigen, die Erde befruchtenden Wirkungen als die Naturgrundlage des Gottes gefaßt wird: nicht der Blitz, der den Pflüger und sein Rind hinter dem heiligen Pflug erschlägt und die gefüllte Scheune entzündet, nicht der Gewittersturm, der dem Gehöfte das Dach von dem Haupte wirft, nicht der Wolkenbruch, der die Herde dahinschwemmt, oder der Hagel, welcher die Saten zerschlägt — nicht solche Wirkungen des Gewitters gehen von Donar, dem Freund und Beschützer des Baumanns, aus —: diese sind vielmehr die Werke seiner Feinde, der Riesen, eines älteren riesischen Donnergotts und der Sturm- und Hagelriesen ꝛc. Donar's Sendungen, Gaben und Werke sind vielmehr der befruchtende warme Gewitterregen, welcher das Satkorn aufquellend keimen läßt, und in würzigem Brodem aus den befeuchteten dunkelbraunen Schollen wieder in die gereinigten Lüfte steigt: sein Athem ist der erfrischende erquickende Hauch, welcher die brütende Schwüle des Sommertags in wohlige Kühlung auflöst und seines kräftigen Armes That ist die Zerschmetterung und Zermürbung des öden unfruchtbaren Felsgebirges durch den Wurf seines nie fehlenden Steinhammers Miölnir, des Zermalmers: die trotzigen Häupter der Steinriesen trifft er mit zertrümmernden Blitzen und verwandelt allmälig die Schroffen von Kalk, Granit und Basalt, welche jedes Wachsthum ausschließen, dem Pflug des Menschen nichts gewähren, zerbröckelnd und verwitternd

Digitized by Google

in fruchtbares Bauland, das dereinſt die golden wogende Erndte tragen mag.

So iſt der Gewittergott zugleich der Gott des Ackerbaues, der Gott des deutſchen Bauern: ausdrücklich wird er im Gegenſatz zu Wodan, dem Gott der Könige und Helden, der Bauern-Gott genannt: daher zieht er durch die Lüfte auf rollendem Wagen, deſſen Räder eben das Geräuſch des Donners erzeugen, dem Sämann Segen herunterſtreuend: daher wird ſein Wagen von den ihm heiligen Ziegenböcken gezogen — die Ziege, das Hausthier der Armuth, folgt dem Menſchen am höchſten nachkletternd bis an die oberſte Grenze unwirthlicher Felſen und urbaren Fruchtlandes. Da nun aber mit dem Uebergang vom ſchweifenden Hirten- und Jägerleben zu Ackerbau in feſten Sitzen der Anfang aller höheren Geſittung gewonnen iſt, wird Donar auch zum Gott der menſchlichen Cultur überhaupt: ſein Steinhammer iſt nicht nur Kriegswaffe im Kampf gegen die Felsrieſen, er dient auch friedlichen Zwecken: die Berührung mit dem Hammer weiht das Mädchen zur bräutlichen Frau und heiligt die Schwelle des Hauſes mit erhöhter Befriedung, der Hammerwurf bildet das Maß bei Landnahme und Landtheilung, der Hammer ſchlägt die ehrwürdigen Markſteine in den Boden, er feſtigt die Wegſäulen, er ſchlägt die ſtämmeverbindende Brücke und läßt die Grenzen enden und wenden: ja er weiht zuletzt noch den Scheiterhaufen, auf welchen fromme Hände den Todten zur letzten Ehrenfeier gebettet.

Dieſer Gott des deutſchen Bauers iſt nun aber — und das iſt Donar's Bedeutung als Ausdruck des deutſchen Volksgeiſtes — niemand anders als —: der deutſche Bauer

Digitized by Google

ſelbſt, wie er leibt und lebt, wie er arbeitet und raſtet, wie er zecht und ſchmauſt, wie er einen guten plumpen Spaß gern anthut und gern verträgt, gutmüthig im Gefühl der gewaltigen Kraft, plump, oft überliſtet, aber auch, wenn gereizt, unbändig und ungethüm in Alles zerſchmetterndem Jähzorn. Dieſe wohlbekannten Züge aus dem breiten Geſicht des deutſchen Bauers — wir finden ſie alle wieder in dem Bild, das uns die alten Sagen vom rothbärtigen Gott des Donners zeichnen.

Der deutſche Bauer iſt der beſte Bauer der Erde: ſein Fleiß, ſeine unermüdliche liebevolle Hingebung an Pflug und Ackerwerk haben ihn dazu gemacht; unabläſſig ſchafft und ringt er gegen die Ungunſt der Natur; er geräth in Eifer, in einen wahren Zorn der Arbeit, wo es gilt, dem Boden urbar Land abzugewinnen. Denſelben Zug hat Donar: unabläſſig, unermüdlich iſt er hinter ſeiner Bauarbeit her: dieſe aber beſteht darin, nicht zunächſt hinter dem Pfluge zu gehen; erſt muß Boden für den Pflug gewonnen ſein: und dieſen Boden zu gewinnen iſt Donar unaufhörlich unterwegs im Kampf mit den Steinrieſen: wo er nur einſolches Felſengethüm noch unbezwungen ragen weiß, dahin fährt er ſofort auf dem rollenden Wagen, ihm den harten Schädel zu ſpalten; er geräth in hellen Zorn, wo er die ſpröden Geſellen trifft, er weichet nicht, bis ſie zermürbt ſind: es iſt der germaniſche Bauer der Urzeit, der einen grimmen Kampf um's Daſein mit dem Geſtein des Felsgebirges führt: die Stahlhandſchuhe des Gottes ſind die feſten, arbeitharten Fäuſte des deutſchen Pflügers, der zauberkräftige Stärkegürtel des Gottes aber, der immer wieder

Digitized by Google

neue Kräfte leiht, wenn man ihn fester anzieht, ist der Entschluß unweichender Ausdauer, die nimmer erlahmt.

Auch äußerlich spiegelt die Erscheinung des Gottes den deutschen Bauer wider: er ist nicht fein, zierlich oder von natürlicherAnmuth wie der Romane: breitknochig, breitschultrig, breitbackig, mit wirrem, fuchsrothem Bart rund um das Kinn und die Wangen, wie ihn heute noch der westfälische Landmann trägt, um ihn fliegend im Wind oder in der Wuth, wenn er zornig darein bläst: derb, ja plump, langsam, ungefüg, von schwerfälliger Bewegung, aber von unwiderstehlicher Kraft.

Der deutsche Bauer, sagten wir, ist der beste Bauer der Erde: aber er ist auch vielleicht der beste, d. h. der stärkste Esser und Trinker der Erde. Es ist etwas daran, wenn unsere romanischen Nachbarn, denen übrigens schon das Klima die Mäßigkeit erleichtert oder auferlegt, mit ungeheurem Staunen den Appetit und den Durst des deutschen Bauers, den sie etwa als einquartierten unerbetenen Gast bewirthen müssen, barbarisch schelten. Es ist das eine alte Nachrede und fast besorge ich, wir bringen sie nicht mehr ab, nachdem schon vor 1400 Jahren die Quartierwirthe in Südfrankreich die nämliche Erfahrung an gothischer und burgundischer Einquartierung gemacht, und, wenn sie etwa Dichter waren, in Spottversen ausgesprochen haben, die nämliche Erfahrung, welche vor Jahr und Tag (1871) die Bewohner der Côte d'Or oder des Loiret an pommerschem Hunger und altbairischem Durst beklagt. Auch darin ist Gott Thor ein Vorbild — oder richtiger: ein Nachbild — des deutschen Bauers, dessen Verzehrungsvermögen man in den Polizeiordnungen des Mittelalters bei den Schmäusen

Digitized by Google

zur Taufe, Kirchweih, Hochzeit und Begräbniß von Amtswegen Schranken ziehen mußte. In einem der schönsten, weil abgerundetsten und einheitlichsten Lieder der Edda, Hamarsheimt, des Hammers Heimholung, oder Thrymsquida, das Lied vom Riesen Thrym, wird uns erzählt, wie Thor, dem, während er schlief, der Riese Thrym seinen Hammer entwendet hat und nur zurückgeben will, wenn ihm Freya als Braut zugeführt wird, sich als Freya verkleidet zu dem Riesen begiebt und hier beinahe durch sein ungeheures Zulangen bei dem Hochzeitsschmaus sich verräth: die Braut verzehrt einen ganzen gebratenen Ochsen und acht Lachse, ferner alles süße Gebäck, welches für alle Mädchen und Frauen bestimmt war, und trinkt dazu drei Kufen Meth. Der Bräutigam verwundert sich: „Wer sah," meint er kopfschüttelnd,

„Wer sah je Bräute
So gierig schlingen!
Nie so viel Meth
Sah ein Mädchen ich trinken."

Der schlaue Loki, der als Freya's Magd verkleidet daneben sitzt, weiß freilich Rath, um den durch seinen eigenen Durst beinah verrathenen Freund herauszulügen: acht Tage und Nächte, erklärt er entschuldigend, habe die Braut nichts genossen vor Sehnsucht nach dem Bräutigam — dadurch wird Zeit gewonnen, bis der ersehnte Hammer herbeigebracht wird, die Braut zu weihen — sofort ergreift der Gott die vertraute Waffe und zerschmettert dem Riesen und sämmtlichen Gästen seiner Sippe die harten Häupter

Auch das Plumpe, Ungeschlachte und Ungefüge, das dem deutschen Bauer anhaftet und seine gewaltige Kraft

Digitized by Google

zuweilen rathlos erſcheinen macht, die Unbeholfenheit der Glieder und der Sele, ſpiegelt ſich in ſeinem Gott. Nach der Schilderung des erwähnten Liedes wäre der ſtarke Gott, der ſich im Schlaf ſeine geliebte Waffe hat entwenden laſſen, mit all ſeiner furchtloſen Stärke nie wieder dazu gelangt, ſeinen Hammer nur wieder zu ſehen, hätten nicht Andere für ihn kluge Liſten erſonnen: darauf weigert er ſich noch, ſie auszuführen, er ſträubt ſich in ſeiner bedächtigen Ernſthaftigkeit, Freya's Kleider anzulegen:

„mich würden die Aſen
weibiſch ſchelte,
legt' ich das bräutliche
Linnen mir an. —"

und gebährdet ſich dann, auch nachdem er in den Plan gewilligt, ſo ungeſchickt, daß er in der Ausführung jeden Augenblick Alles zu verderben droht. Und ebenſo ſpielt er in manchen anderen Abenteuern, die er auf ſeinen Wanderungen erlebt, häufig die Rolle des (ungeachtet ſeiner Bärenſtärke — bezeichnend iſt ſein Beiname Björn, der Bär — und ſeines nie erſchrockenen Muthes) durch ſeine Liſt Geprellten und Gefoppten*), bis er etwa, ſpät genug, die Tücken entdeckt, die Geduld ihm reißt und nun freilich nichts der gereizten Kraft des Zornigen widerſteht, der mit ſeinem Hammer allen Widerſtand in Trümmer und Scherben ſchlägt —: wer kennt hier nicht die Rolle wieder, welche die ſchlichte deutſche Kraft — man verzeihe mir die Reminiscenz

*) Bei den Wanderungen, welche die Götter-Trilogie Odhin, Loki und Thor häufig in Gemeinſchaft unternimmt, trägt Donar häufig die Prügel davon — eine Rolle, in welcher ihn nach der Annahme des Chriſtenthums bei den legendenhaften Wanderungen von Chriſtus, Johannes und Petrus der letztgenannte Apoſtel ablöſt.

Digitized by Google

an eine hoffentlich für immer vergangene Zeit — durch fünf lange Jahrhunderte oft genug gespielt hat? Denn auch der Zug schlichter Gutmüthigkeit, die sich hochherzig der ungeheuren Kraft nur spät und zögernd zur Abwehr bedient, die kleine Verstöße, zumal Schwächeren, gern nachsieht und wohlwollend, kindlich, gerne den Geringeren hilft, fehlt nicht im gutmüthigen Gott des gutmüthigsten aller Völker. Auf einer seiner Fahrten spricht er in der Hütte armer Bauersleute ein, welche ihm, da sie selbst gar nichts haben, keine Speisung bieten können: da läßt er gutmüthig seine eigenen beiden Ziegenböcke schlachten und nährt davon seine Quartierwirthe und deren Kinder.

Endlich aber — auch die unwiderstehliche Kraft und Tapferkeit des Riesentödters ist das Bild des germanischen Wehrmannes: hat der Feind seinen Grimm geweckt, dann „fährt Asa-Thor in seine ganze Stärke," er bläst in seinen fliegenden rothen Bart, läßt den furchtbaren Schlachtruf ertönen, stürmt gradan wider den Feind und schleudert mit niemals fehlender Hand den Alles zerschmetternden Hammer. —

Ich wende mich zu dem zweiten Theil meiner Aufgabe, der Charakterisirung Wodan's: diese ist ungleich schwieriger, complicirter, aber, wie mir däucht, auch unvergleichlich reicher an Bedeutung: Donar repräsentirt die schlichte treuherzige Kraft des gemeinen Mannes in Deutschland: er erinnerte uns vielfach an das Massenmaterial, über welches in dem Kriege gegen Frankreich die geniale politische und militärische Leistung zu verfügen hatte: Odhin führt uns in höhere und tiefere, in feinere und mehr durchgeistete Elemente des germanischen Wesens: Thor ist der Gott der Bauern; Odhin,

Digitized by Google

der Siegeskönig, ist der Gott der völkerleitenden Fürsten und Helden, — modern ausgedrückt der Staatsmänner und Feldherrn — zugleich aber (und das ist das Wunderbare, in dieser Vereinung so ganz für die germanische Volksindividualität Charakteristische) ist er der Gott der deutschen Philosophie und der deutschen Dichtung: die großen Heerkönige des Vormittelalters, Geiserich, Theoderich der Große, Karl der Große, die kühn planenden staufischen Kaiser, der philosophirende und dichtende Preußenkönig, gleich groß in der Kunst des Sieges und des weisen Raths, ja in unseren Tagen Fürst Bismarck und Graf Moltke und andererseits der ewig suchende Faust der deutschen Philosophie, Kant, Fichte, Hegel, Schelling und die größten germanischen Dichter Shakespeare, Goethe und der Dichterphilosoph Schiller — alle diese Männer hätten unter der Asenreligion speciell Odhin als ihren Schutzgott betrachtet: alle diese unter sich so grundverschiedenen und doch gleichmäßig für germanisches Eigenwesen so scharf bezeichnenden Gestalten, sie sind Incarnationen, Erscheinungen dessen, was die heidnische Vorzeit unseres Volkes in ihren obersten Gott gelegt hat: ahnungsvoll hat das Germanenthum in den eigenen Busen gegriffen und seine höchste Herrlichkeit in Staats- und Siegeskunst, seine tiefste Tiefe in grübelnder Forschung, seine sehnsuchtvollste, schönste Begeisterung in der Dichtung verkörpert in seinem geheimnißvollen Götterkönig: es weht uns an wie Schauer aus den Urtiefen unseres Volks, gehen wir daran, Odhin's Runen zu lösen und die Falten zu lüften seines dunkelblauen Mantels. —

Wodan ist der Geist des deutschen Philosophen, des deutschen Dichters, des deutschen Statenlenkers.

Digitized by Google

Woher kömmt dieſe Verbindung ſcheinbar unvereinbarer Elemente in Einer Göttergeſtalt? warum hat das mythenbildende Bewußtſein dieſe Rollen nicht an drei Götter vertheilt?

Der Grund liegt zum Theil in der Naturbaſis, zum Theil in der Stellung Wodan's als oberſten Königs und Leiters der Walhallgötter.

Seine Naturbaſis iſt bekanntlich die Luft, — die alldurchdringende: von dieſem Alldurchdringen führt er ja auch den Namen: wir Neuhochdeutſchen freilich brauchen „waten", „durchwaten" nur mehr von dem Durchſchreiten des Waſſers, höchſtens etwa noch einer dichten Wieſe oder einer Sandfläche; aber althochdeutſch watan, altnordiſch vadha, bedeutete jedes Durchſchreiten und Durchdringen: von dem Praeteritum wuot, altnordiſch ôdh, hat ſich dann Wuoth, Wuth und Wüthen gebildet. Die Luft aber, in allen ihren Formen und Erſcheinungen gedacht, welche Fülle von Gegenſätzen ſchließt ſie ein: von dem lautloſen und regungsloſen blauen Aether, von dem gelinden, geheimnißvollen Säuſeln der Frühlingsnacht, das kaum das junge Blatt der Birke zittern macht, bis zum furchtbar brauſenden Sturmwind, der im Walde die ſtärkſten Eichenſtämme knickt: — alle dieſe Erſcheinungen ſind Einkleidungen Wodan's — er iſt im gelinden Säuſeln und nicht minder im toſenden Sturm. Aber durch dieſe ſeine Luftnatur wurde Wodan noch mehr — er wurde zum Gott des Geiſtes überhaupt. In vielen Sprachen iſt das Wort für den leiſen, unſichtbaren, doch geheimnißvoll allüberall fühlbaren Hauch der Luft identiſch mit dem Wort für Geiſt: spiritus iſt Lufthauch und Geiſt, ἄνεμος iſt animus. Und in der That, welch' treffenderes Bild gäbe es für den unſichtbaren Lebens-

Digitized by Google

hauch, den wir Geiſt nennen, als eben den unſichtbaren Lebenshauch der Luft? Die deutſche Sprache geht bei ihrem Ausdruck „Sele“ von ganz der gleichen Vorſtellung aus: Sele, gothiſch „saivala“ iſt die „hauchende, leiſe fluthende, wogende Kraft“: Geiſt aber iſt Giſcht, Schaum, gährendes Leben der Fluth.

Wodan, der Gott des Lufthauchs, iſt auch der Gott des Geiſteshauches: und zwar des Geiſtes in ſeinem geheimnißvollen Grübeln, in ſeiner tiefſten Verſenkung in die Räthſelrunen des eigenen Weſens, der Welt und des Schickſals: wer der Natur und der Geſchichte ihre Räthſel abfragen, wer die Urſprünge und die Ausgänge aller Dinge ergründen, wer Gott und die Welt im tiefſten Weſenskern erforſchen, wer Principien ſuchen, d. h. wer philoſophiren will, der thut wie Odhin: Odhin, der „grübelnde Aſe“, wie ihn bezeichnend die Edda nennt. Ahnungsvoll hat der deutſche Geiſt den ihm eigenen philoſophiſchen Sinn und Drang — denn wir wollen über unſeren Siegen nicht vergeſſen, daß man uns das Volk der Denker ſchilt und fortfahren, die Schelte zu verdienen — der ihn vor allen Nationen kennzeichnet, ſeinen Fauſtiſchen Zug in das Bild ſeines oberſten Gottes gelegt. Wie der Wahrheit ſuchende Grübler Fauſt nicht harmlos der frohen Gegenwart genießen mag und ſich des Augenblicks und der hellen Oberfläche der Dinge erfreuen, wie es ihn unabläſſig drängt, den dunkeln Grund der Erſcheinung zu erforſchen, die Entſtehung, die Geſetze, die Ziele und Ausgänge der Welt — ſo der grübelnde Aſe. Während die anderen Götter ſich der Freuden Walhall's hingeben, oder in Abenteuer, in Kampf und Liebe, der Gegenwart leben, uneingedenk der

Digitized by Google

Vergangenheit und um die Zukunft unbesorgt, kann Odhin nun und nimmer rasten im Suchen nach geheimer Weisheit, im Erforschen des Werdens und des Endschicksals der Götter und Riesen, der Menschen und Zwerge und aller Wesen. Die Riesen oder Einzelne unter ihnen gelten als im Besitz uralter Weisheit stehend: Odhin, obwohl es von ihm heißt: „stets wirst du der Weiseste sein", ermüdet nicht, solche weisen Meister aufzusuchen und auszuforschen; hat er doch sein eines Auge selbst als Pfand dahin gegeben, um von dem kundigen Riesen Mimir Weisheitslehren zu empfangen: denn im Wasser, in Mimir's Brunnen liegen die Urbilder, die Ideen aller Dinge verborgen, — er versenkt deshalb sein Auge in diesen Brunnen. Zauberinnen, Wala's, weissagende Frauen, lebende und todte, forscht er aus: ja er hat die Runen, den Inbegriff aller geheimen Weisheit, selbst erfunden: auch mit kundigen Menschen hält er Wettgespräche der Weisheit, in welchen der Götter und aller Wesen Entstehung, Wohnung, Schicksal und Ende erörtert wird. So hat er denn auch die Geheimkunde von der unabwendbar drohenden Götterdämmerung, von dem nothwendigen Untergang der Götter und des ganzen Universums ergrübelt — aber zugleich auch das trostreiche Hoffnungswort der Erneuerung, das Evangelium von dem Auftauchen einer neuen schönern, schuldlosen Welt: und er vermag dies Trostwort als letztes Geheimniß seiner Weisheit dem todten Lieblingssohne Baldur noch in das Ohr zu raunen. Wir verkennen nicht, daß es zunächst practische Gründe sind, welche den Leiter der Walhall-Götter zu solcher Forschung führen — das Interesse, die den Göttern von den Riesen drohende Gefahr der Zukunft zu erkunden —: aber ebenso

Digitized by Google

unverkennbar hat die Edda, hierauf weiterbauend, dem grübelnden Asen, dem Runenerfinder, den tief germanischen Drang nach Welt-Weisheit eingehaucht. Unabläſſig forſcht der Gott, der nicht allwiſſend iſt, aber es ſein möchte: täglich ſendet er ſeine beiden Raben aus, die Welt und den Lauf der Zeiten zu erkunden; ſie ſitzen dann zurückgekehrt auf ſeinen beiden Schultern und flüſtern ihm geheim in's Ohr: ſie heißen aber — und nicht könnten die Namen bezeichnender ſein — ſie heißen Hugi und Munin: Gedanke und Erinnerung. Um die verborgenſten Geheimniſſe zu erkunden, läßt Odhin ſeinen Raben Hugin fliegen, d. h. er ſendet ſeine Gedanken aus. So erſcheint in Wodan der philoſophiſche Forſchungsdrang, das Grübeln des deutſchen Geiſtes.

Aber vom Geiſt untrennbar iſt die Durchdringung mit Geiſt, die Begeiſterung: und wie der philoſophiſche findet der dichteriſche Drang germaniſchen Volksthums, der Geiſt, der, vom Trank der Schönheit trunken, ſelbſt das Schöne zeugt, in Odhin ſeinen Ausdruck. Zwar hat die nordiſche Mythologie einen beſonderen Gott des Geſanges aufgeſtellt, Bragi, der die Skalden ihre Kunſt gelehrt: aber er iſt nur eine Widerholung, eine Specialiſirung Odhin's als des Gottes der Dichtkunſt in ihrer tiefſten Bedeutung: Odhin iſt der Gott höchſter poetiſcher Begeiſterung, jener Entzückung künſtleriſchen Schaffens, welche, mit der wärmſten Liebesbegeiſterung für das Schöne, mit der Wonne der Zeugung lebendigen Lebens verwandt, auch von andern Völkern als ein Rauſch, als eine Art göttlichen Wahnſinns gefaßt, und gefeiert wird. Tief hat es das germaniſche

Digitized by Google

Bewußtsein erfaßt, daß nur aus der Liebe höchsten Wonnen und Qualen der Trank geschöpft wird unsterblicher Dichtung.

Die schöne Erzählung der Edda vom Ursprung der Dichtung ist allgemein bekannt: es sei nur gestattet, die für den hier zu verfolgenden Zweck wichtigsten Punkte kurz in Erinnerung zu rufen. Der Trank oder Meth der Dichtung war entstanden aus dem Blut eines Zwergen Kwâsir, „der war so weise, niemand mochte ihn um ein Ding fragen, er wußte Antwort." Den Trank hatte in Verwahrung des Riesen Suttung schöne Tochter Gunnlödh: durch List und in Verkleidung gelangt Odhin zu ihr: er gewinnt die Liebe der Jungfrau: drei Tage und drei Nächte erfreut er sich ihrer Gunst und die Liebende gestattet ihm, drei Züge von dem Trank zu schlürfen: aber in diesen drei Zügen trinkt der Gott die drei Gefäße leer, nimmt Adlersgestalt an und entflieht nach Walhall, indem er für sich und seine Lieblinge, denen er davon verleihen mag, die Gabe der Dichtung unentreißbar gewonnen hat: sie heißt daher Odhin's Fang, Odhin's Trank, Odhin's Gabe.

Hervorzuheben ist vor Allem, daß die Dichtung nach echt germanischer Auffassung zugleich die höchste Weisheit ist: sie gewährt Antwort auf alle Fragen: es ist jene tiefsinnige Wahrheit, daß der Dichter, der echte, daß ein Shakespeare, Goethe, Schiller die letzten Geheimnisse der Menschenbrust ausspricht und in schöner Ahnung die Räthsel der Natur und Geschichte löst: die goldene Frucht der Wahrheit in den silbernen Schalen der Schönheit — das ist die deutsche Auffassung von der Aufgabe der Poesie, wie sie unsere größten Meister erkannt und gelöst haben. Denn wahre Schönheit ist schöne Wahrheit.

Digitized by Google

Das Weſen dieſer Dichtkunſt aber iſt trunkene entzückte Begeiſterung: im „Lied des Hohen“ Hawamal, d. h. dem Lied Odhin's braucht dieſer ein prachtvolles Bild für den Rauſch, zunächſt allerdings für den Rauſch des Trinkers: „der Reiher der Vergeſſenheit rauſcht über die Gelage hin und ſtiehlt die Beſinnung“, „dieſes Vogels Gefieder,“ fährt er fort, „befing auch mich in Gunnlödh's Haus und Gehege, trunken ward ich und übertrunken, als ich Odhroerir erwarb.“ Es wird alſo der Rauſch dichteriſcher Begeiſterung eingekleidet in den Rauſch des Trankes des heiligen Meths: auch die Namen ſprechen etymologiſch die gleiche Lehre aus: Kwaſir bedeutet die ſchäumende Gährung und Odh-roerir iſt der „Geiſtrührer“ — der Trank, der den Geiſt in Bewegung ſetzt. Aber nur durch die Liebe gelangt der Gott zu dem ſelig berauſchenden Trank: drei Nächte erfreut er ſich der Gunſt der hingegeben Maid: nur ſie, nur

Gunnlödh ſchenkte mir auf goldenem Lager
Einen Trank des theuren Meths:

nie wär' ihm die Entführung des Trankes geglückt:

wenn Gunnlödh mir nicht half,
die gunſtgebende Maid,
die den Arm um mich ſchlang.

Und ſo hat man mit Recht*) darauf hingewieſen, daß es nicht ein ſimpler Methrauſch iſt, was Odhin zum Dichter — ſo können wir ſagen, ſtatt zum Gott der Dichter — gemacht hat, ſondern der dreifache Rauſch der Liebe, des Zechers und der dichteriſchen Begeiſterung hat ihn ergriffen: jener dreifache Rauſch, von welchem Goethe ſingt:

*) Simrock, D. Mythologie, S. 273.

Digitized by Google

„Lied-, Lieb- und Weines-Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt:
Die göttliche Versunkenheit,
Die mich entzückt und plagt." —

„Und Gunnlödh?" so hat vielleicht manche meiner Leserinnen leise gefragt, „was wird aus ihr?"

Auch das ist tief ergreifend in dieser wunderbaren Sage vom Werden der deutschen Dichtung, daß wie die Wonne, so das Weh der Liebe als unentbehrlicher heiliger Tropfe in diesen Becher der Poesie geschüttet wird: nicht ohne höchste Liebesluft, nicht ohne tiefstes Liebesleid zu geben und zu empfangen wird Odhin zum ersten germanischen Dichter: nach den drei seligen Nächten folgen für die Geliebte die langen, bangen Tage des sehnsuchtvollen Grämens, das ihr Leben verzehrt, und auch durch Glanz und Glorie des göttlichen Dichterkönigs klingt die Erinnerung an die gute Maid, „die Alles dahingab" und die er verlassen, leis elegisch zitternd nach: „Uebel vergolten hab' ich," fährt Odhin fort in seiner Biographie:

„Uebel vergolten hab ich der Holden
Heiligem Herzen und ihrer
glühenden Gunst:
den Riesen beraubt' ich
des köstlichen Tranks
Und ließ Gunnlödh sich grämen."

Rührender und tiefer und einfacher kann man die alte Geschichte nicht erzählen, wie Liebe doch mit Leide stets endlich lohnen muß: ein feines Ohr hört aus diesen ergreifenden Worten der Liebesgeschichte des Dichtergottes eine Vorahnung, präludirende Anklänge voraus: es tönt wie die schmerzensreichen Klagen Gretchen's, die für Faust soviel gethan, daß ihr zu thun fast nichts mehr übrig bleibt, es

Digitized by Google

ſchwebt an uns traurig grüßend die Geſtalt der Verlaſſenen von Seſenheim vorüber und leiſe, leiſe klingt es an wie die Beethoven'ſchen Accorde von Klärchen's verlöſchender Lampe und Sele. Doch getroſt, Gunnlödh: deine Liebe, deine Wonne und dein Schmerz lebt fort in der unſterblichen Schöne der germaniſchen Poeſie. —

Noch übrigt uns die Aufgabe, Wodan darzuſtellen als das Urbild des völkerleitenden, völkerbezwingenden, Völker zu Krieg und Sieg antreibenden, fortreißenden Statsmannes; die elegiſchen Flöten unſerer letzten Stimmung werden übertönt von dem hellen Sieges-Geſchmetter des ehernen germaniſchen Heerhorns, von dem brauſenden Schachtruf der Wahlſtatt.

Zwei Gründe ſind es, welche in Wodan den unabläſſigen Drang lebendig erhalten mußten, die Völker und Könige gegen einander zu hetzen, ſie ſtets liſtig unter einander zu verfeinden, „Zankſamen unter ihnen auszuſtreuen," bis ſie ſich in blutigen Schlachten morden, bis Tauſende auf ihren Schilden liegen — indem der Gott, der Siegeskönig, der all' das angerichtet, ſeine hohen, geheimen, von den geleiteten Fürſten und Völkern garnicht geahnten Zwecke dadurch erreicht.

Einmal iſt Wuotan, der Wüthende, die kriegeriſche Kampfluſt ſelbſt: er iſt der Gott jeder höchſten geiſtigen Erregung, jedes Enthuſiasmus: nicht minder als die dichteriſche iſt es die kriegeriſche Begeiſterung des Helden, welche er repräſentirt: jener germaniſche Heldengeiſt, welcher, aus den Urwäldern Deutſchlands hervorbrechend, in der Völkerwanderung das römiſche Weſtreich niederwarf, bis nach Apulien und Afrika, bis nach Spanien

Digitized by Google

und Irland unwiderstehlich vorwärts drang, jener „furor teutonicus“, den die Römer seit dem „kimbrischen Schrecken“ kannten, jene Freude am Kampf um des Kampfes willen: der Drang also, der von der Urzeit bis auf die Gegenwart die deutschen Männer in die Feldschlacht treibt — es ist der Geist Wodan's, der sie beseelt.

Dazu aber kommt ein zweites in der Oeconomie des gesammten Systems der germanischen Mythologie begründetes Motiv: Odhin hat als Anführer der Asen und all' ihres Heers im Kampf gegen die Riesen ein dringendes Interesse daran, daß Krieg und männermordende Schlachten kein Ende nehmen auf Erden: denn nur die Seelen jener Männer, welche nicht den „Strohtod“ des Siechthums oder Alters in ihren Betten, sondern den freudigen Schlachtentod gestorben sind auf blutiger Wal, nur diese werden von den Walküren nach Walhall getragen und nur diese, die Einheriar, kämpfen dereinst an der Seite der Götter gegen die Riesen; jedes Schlachtfeld liefert also dem König der Götter eine Verstärkung seiner Heerscharen.

Will man nun aber fragen, ob denn auch dieser Zug Wodans in der deutschen Geschichte, im deutschen Nationalcharakter seine Spiegelung gefunden habe, so muß die Antwort unbedingt bejahend ausfallen.

Denn jene friedfertige Gutmüthigkeit der Kraft, welche wir oben bei Donar's Charakterisirung dem deutschen Wesen zusprachen, ist doch keineswegs ausschließend und zu allen Zeiten wie in den tiefern Schichten des Volkes auch in seinen Leitern und Führern maßgebend gewesen und konnte es nicht sein in dem harten Kampf um das Dasein, den seit bald zwei Jahr-

Digitized by Google

tausenden das Germanenthum gegen Kelten und Romanen, Slaven und Mongolen, Türken und Tataren zu führen hatte. Mit solch treuherziger Friedfertigkeit allein hätte das Germanenvolk trotz Donar's Hammer und seiner Kraft vor den bald an Cultur, bald an Zahl überlegenen Feinden nicht bestehen können und wäre nicht im Lauf der Jahrhunderte siegreich von Centralasien quer durch ganz Europa nach Spanien, Süditalien und Afrika und in den neu entdeckten Erdtheil vorgedrungen, hätte Rom, Byzanz und Paris überwunden und den ehernen Fuß auf den Nacken des Slaventhums gesetzt. Da hat es denn von Anbeginn — und danken wir den Göttern dafür! — dem germanischen Stamm auch nicht an großen, kühnen und listigen Statsmännern und Fürsten gefehlt, welche mit überlegener Politik die Geschicke der Völker in Frieden und Krieg zu ihren geheimen und rettenden Zielen gesteuert. Schon jener Cheruskerfürst Armin, dessen bedeutende Gestalt im Portal unserer Geschichte steht, war in statskluger Arglist kaum minder groß als an Tapferkeit: die Noth der Völkerwanderung hat dann manchen ränkekundigen Fürsten erzogen, welcher byzantinischer Schlauheit mehr als gewachsen war: und bei dem Bilde Eines unter ihnen, des gefürchteten Meerkönigs Geiserich, des Vandalen, der aus seinem Hafen zu Karthago sein Raubschiff vom Ungefähr, vom Winde treiben läßt gegen die Völker, „welchen der Himmel zürnt", scheint die Heldensage geradezu Züge aus dem Wesen Wodan's entlehnt zu haben: wie er „klein von Gestalt, verschlossen, wortkarg, höchst geschickt gewesen, unter die Fürsten und Völker den Samen der Zwietracht zu streuen", er, der arglistigste aller

Digitized by Google

Menschen“*). Geschweigen wir Theoderich's des Großen und Karl's des Großen und gedenken sofort jener gewaltigen staufischen Kaiser, Friedrich II. und Heinrich VI., welche über Päbste, Könige und Völker hinweg ihre großartige, oft vielfach verschlungene Statskunst mit den Zielen Rom, Byzanz, Jerusalem verfolgten: erinnern wir uns jenes preußischen Friedrich, von dessen Politik man das über Geiserich gesprochene Lob wiederholen mag: — „er war früher mit der That fertig als seine Feinde mit dem Entschluß“ — und erwägen wir die Werke überlegener Stats- und Siegeskunst, welche wir, von dämonischem Glück getragen, vor Jahr und Tag mit staunenden Augen die deutsche Volkskraft leiten sahen, und es überschauert uns ein Ahnen von dem aus der Grundtiefe germanischer Art geschöpften Wesen Odhin's des statsklugen, völkerleitenden Königs des Sieges.

Wir haben in Donar die schlichte und treuherzige Stärke des deutschen Volkes, in Wodan den Ausdruck deutscher Weisheitsforschung, deutscher Dichterbegeisterung, deutscher Siegespolitik erkannt.

Mögen diese uralten Eigenschaften und Gaben deutscher Art fortdauern in den kommenden Geschlechtern: mögen wir aber nie vergessen, daß nun, nachdem Wodan's Statskunst und Donar's Hammer uns das Haus des neuen deutschen Reiches gebaut, daß in demselben nun sicher und friedlich die anderen beiden Töchter Odhin's blühen, schaffen und walten sollen: die deutsche Forschung und die deutsche Kunst.

*) Siehe Jordanes c. 33 Procop. de bello Vand. I. 3. Dahn, Könige der Germanen I. S. 151.

Digitized by Google

Der Aberglaube des Mittelalters.

(Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Dr. Heinrich Bruno Schindler. Breslau, bei Korn 1858.)

Der Aberglaube des Mittelalters! eine wissenschaftliche Darstellung desselben, welch' unendlich wichtiges Werk würde sie sein: fast in allen Disciplinen jener Zeit findet sich ein wenig beleuchtetes und ein bedeutsames Kapitel, welches „die Einflüsse des Aberglaubens" zu überschreiben wäre: in der Theologie, Metaphysik, Psychologie, Anthropologie; in allen Gebieten der Naturwissenschaften und der Medizin ist der Aberglaube ein wichtiges Moment ihrer Literaturgeschichte im Mittelalter: noch mehr beinahe ist die Kulturgeschichte im engeren Sinn bei dem Aberglauben des Mittelalters interessirt. Mythologie, vergleichende Sprachen- und Literaturgeschichte, endlich die Sittenkunde, von dem juristischen Aberglauben der Gottesurtheile bis herunter zur Erklärung des Sinnes von Volksfesten, von Standesgebräuchen, von Jäger-, Fischer- und Bauer-Regeln und -Uebungen haben eine Hauptquelle in dem Aberglauben des Mittelalters.

Aus dieser Erwägung ergiebt sich aber auch umgekehrt die Forderung, daß der Verfasser eines solchen Werkes

Digitized by Google

in all' den erwähnten Disciplinen zu Hause sein müßte, und da eine solche Polyhistorie heutzutage nicht mehr möglich ist, so erhellt, daß nur von einem ganzen Kreis von Forschern, deren jeder in der mittelalterlichen Geschichte seines Faches Meister wäre, in umsichtiger Arbeitstheilung die vielseitige Aufgabe gelöst werden könnte.

Gegenüber dem von einem Einzelnen geschriebenen Buch mußten also die an den Titel sich unwillkürlich knüpfenden Erwartungen von vornherein aufgegeben werden.

Dagegen wäre eine erschöpfende und übersichtliche Zusammenstellung der Resultate der bisherigen Forschungen, etwa durch neue Aufschlüsse aus dem Specialfach des Verfassers bereichert, noch immer eine dankenswerthe Gabe gewesen und in solcher Vermuthung haben wir das Buch zur Hand genommen; um so mehr als die in dem letzten Buch des Verf. (das magische Leben des Geistes 1857) entwickelten Anschauungen annehmen ließen, es würde in dem jetzt erschienenen Werke der Versuch gemacht werden, eine oder die andere „magische" Erscheinung des Mittelalters von einem neuen Gesichtspunkt aus psychologisch-medicinisch zu erläutern. — Allein auch diese Anforderungen werden nicht erfüllt.

Was ist es nun also, was uns das Werk bietet? Der Inhalt zeigt folgende Uebersicht: I. Buch: Die Weltanschauung des Mittelalters (Welt, Engel, Teufel, Mensch, Inanimaten, Geister, Spektra). II. Buch: Verhältniß der Geisterwelt zur Körperwelt (die Geisterwelt und der Mensch — die Geister und die Natur, das Wettermachen). III. Buch: die magischen Wissenschaften (Magie, Wunder, Zauber, geheime Wissenschaft). IV. Buch: Die Zauberei mit Hilfe Gottes und der himmlischen Heerscharen (Theosophie, Cabbala,

Digitized by Google

Macht des Wortes, des Gebetes, Segen und Fluch, Exorcismus, Beschwörung, Binden und Lösen, Amulet, Bild, Zeichen, Symbol, Symbolische Handlung, Citiren der Geister, Schatzgraben.) V. Buch: Naturmagie (Magische Wirkung der organischen und anorganischen Natur des Menschen, Krankheit und Tod, magische Heilung, natürliche Magie im Volksglauben, Alchymie). VI. Buch: Divination (Geo-, Hydro-, Aero-, Pyro-, Capitomantie, Wahrsagen aus magischer Bewegung, Daktylomantie, Coscinomanie, Wünschelruthe, Todtenorakel, Los, Losung, Gottesurtheil, Ordalrecht, Bahrrecht, Astrologie, Physiognomik, Chiromantie, Metago-, Ophtalmo-Skopie, Traumdeutung, Ekstase, Merktage, Tagwählerei, anderweite Vorhersagung). VII. Buch: Magisches Wirken mit Hilfe böser Geister (Wirksamkeit des Teufels, Teufelsbund, Hexenwesen, Hexenproceß, Berichtigung falscher Ansichten über Hexenwesen, Maleficium, Bedenken über Hexenwesen).

Diese Systematisirung des Stoffes erscheint nun in manchen Punkten willkürlich: warum wird z. B. das Wettermachen vom Hexenwesen getrennt? Warum werden die verschiedenen Mantien und Skopien in VI., die Cabbala IV., die Alchymie im V. Buch zerstreut und im III. Buch bei „den geheimen Wissenschaften" nicht genannt? Wie kann Geistercitiren, Schatzgraben und symbolische Handlung unter der Rubrik: Zauberei mit Hilfe Gottes und seiner Heerscharen aufgeführt werden, während doch Geistercitiren, und Schatzgraben viel eher in das VII. Buch (Zauberei mit Hilfe böser Geister oder Buch III. (magische Wissenschaft) gehören würden und Symbolische Handlungen doch wahrlich nicht bloß bei der weißen Magie vorkommen, vielmehr alle

Digitized by Google

Gebiete des Aberglaubens begleiten, also in einem allgemeinen Theil zu besprechen wären. — Wenden wir uns von dieser Systematik zur Methode der Schreibart, so treten uns mehrfache Uebelstände entgegen. Der Verf. hat es durchgängig verschmäht, von den wichtigsten Begriffen, die er behandelt, Definitionen zu geben: so vor Allem von seinem Gegenstand selbst. Zwar hebt er in der Vorrede die Vielseitigkeit des Aberglaubens hervor, aber gerade diese macht eine bestimmte Begriffsabgrenzung nicht überflüssig, sondern nothwendig: denn es gilt, Wesen und Princip des Aberglaubens aus allen seinen wechselnden Erscheinungen herauszufinden; nicht der Aberglaube ist ein so schwankes Ding, sondern seine Formen. Scharfe Begriffsbestimmungen unterscheiden die Wissenschaft von dilettantischem Raisonnement und bloßer Stoffaufhäufung, besonders aber in der so jungen Wissenschaft der Mythologie sind scharfe Definitionen die unerläßliche Bedingung des Fortschritts und die einzige Garantie gegen heillose Verwirrung. Allerdings sind solche Begriffsbestimmungen sehr schwierig — wir halten sie zur Zeit noch in vielen Dingen für unmöglich, weil das Material noch lange nicht genug gesichtet ist — allein daraus folgt dann nur, daß man heutzutage ein Buch, wie das hier versuchte, noch nicht schreiben soll und kann. Eine Ausscheidung von theoretischem und praktischem (nach Grimm: von passivem und aktivem) Aberglauben, die Unterscheidung des ersteren vom Dogma, des letzteren von den ebenfalls symbolischen, aber nicht eo ipso abergläubischen Handlungen, von den Zeichen und Uebungen im Gebiet des alten Rechtslebens (wir erinnern nur an die Maße, die Einführungs- und Perfektionszeichen der germanischen Rechtsalterthümer) des häuslichen und geselligen Lebens, der Gewerke, des

Digitized by Google

Ackerbau's ꝛc. wäre eine unerläßliche Einleitung in das Werk. Die Verabsäumung solcher Scheidung hat denn auch dazu geführt, daß wahrer Aberglaube, Sage, Märchen, Sprichwort und christliche Dogmatik durcheinander geworfen werden (z. B. S. 36, S. 47), während erst nach gehöriger Scheidung das Material dieser Grenzgebiete sicher benützt und zur Ergänzung herbeigezogen werden kann. Jener Mangel an begrifflicher Trennung hat ferner dazu geführt, Dichterstellen, (die der Verf. überhaupt mit Vorliebe citirt) ohne Weiteres als solche wie Quellen- und Belegstellen für den Aberglauben einer Zeit zu benützen. Natürlich sind sie dies sehr häufig, besonders solcher Dichter, welche mehr das Bewußtsein ihrer Zeit und ihres Volkes ausdrücken als das einer künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung, der Minderheit, also vorallem Volksdichter, Dichter aus unmittelbaren Kulturperioden. Auch bei bewußteren Dichtern hat die leise Hand eines Grimm mit unvergleichlicher Feinheit aus ihren Bildern und Personificationen echte Reste deutscher Mythologie und deutschen Volksglaubens herausgefühlt. Aber bei Dante, Tasso, Ariost und Milton ist ein solches Verfahren sehr schwierig und stets bedenklich: ihre hellenische, römische, jüdisch-christliche Bildung beherrscht all' ihre Ausdrücke und in den allermeisten Fällen hat der Verf. an ihnen, wo er sie citirt, Belege nicht, wie er meint, für den Aberglauben des Mittelalters, sondern poetische Umbildungen höchstens des Aberglaubens der Zeit Vergil's: denn diese Dichter und all' ihre gebildeten Leser glaubten nicht an diese Gebilde, deren Quellenstellen sie in ihrer Aeneïs und Ilias recht wohl kannten, während andererseits, wo diese Dichter originell sind, ihre künstlerische und individuelle Phantasie unmöglich als un-

Digitized by Google

mittelbare Quelle für die pathologische Aberglaubensphantasie ihrer ganzen Zeit gelten kann. — Ein weiteres schweres Gravamen gegen die Wissenschaftlichkeit des Werkes liegt in der Vernachlässigung aller näheren Quellenangaben. Der Verfasser hat sich damit begnügt, eine Literaturangabe an die Spitze zu stellen, deren Mangelhaftigkeit schon daraus schlagend erhellt, daß sie nicht eine einzige unserer Sagensammlungen nennt, welche doch eine Hauptquelle bilden und auf deren Inhalt der Verfasser sehr häufig zu sprechen kommen muß. Bei den allermeisten den Quellen und der Literatur entlehnten Angaben fehlt jede Bezeichnung der benützten Stelle, wodurch die Controlirung des Buches, die Würdigung der benützten Beweisstellen in ihrem Zusammenhang, d. h. also eigentlich das wissenschaftliche Studium des Werkes unmöglich gemacht wird. Noch sind wir in dieser Wissenschaft nicht so weit, daß uns die Gänsefüßchen, die in dem Buch statt der Quellenangaben stehen, zum Ziel führen könnten. Daher kommt es denn aber auch, daß der Verf. das Hauptwerk über seinen Gegenstand — Jacob Grimm's herrliche Mythologie — mit so großer Unbefangenheit und so häufig ausschreiben kann, wörtlich ausschreiben kann und zwar, wie sich bei dieser Methode von selbst versteht, ohne seinen Mann zu nennen, so z. B. S. 15, 16, 18, 25, 28, 29, 31, 48, 50, 106, 139, 161, 162, 163, 164, 171, 173, 177, 179—181—183, 194, 223—40, 260—263—267. Einige Male zwar nennt er seinen Gewährsmann, meistens aber nur da, wo er ihn angreift, — mit wie wenig Glück, werden wir noch sehen.

Wenn ungeachtet dieser Mängel das Buch noch als eine übersichtliche Compilation aus andern Büchern einigen Werth haben könnte, wird auch dieser sehr vermindert durch

Digitized by Google

einen weiteren — den größten — Fehler in der Behandlung. Der Verf. hat es unterlaſſen, ſein Material nach Nationalitäten zu ſondern: er hat in ſeinem Aberglauben des Mittelalters den Aberglauben faſt aller Zeiten und Völker — nicht etwa nebeneinander geſtellt, ſondern — durcheinander geworfen. Da findet ſich in Einem Capitel und zum Beleg Eines Satzes der Aberglaube der Juden und der Kelten, der Perſer und der Sachſen, der Chriſten und der Finnen, der Römer und der Inder, der Hellenen und der Slaven vermiſcht, ſo daß das Buch auch den Kundigen verwirren, den Laien aber ganz perplex machen muß. Wenn Jacob Grimm in dem Werke, welches den Grund dieſer Wiſſenſchaft für alle Zeit gelegt hat, nach ſtrenger Abhandlung eines Stoffes aus germaniſchen Quellen die Zuſammenhänge germaniſcher Mythenbildung ꝛc. mit der anderer Völker nachweiſt, ſo iſt das Reichthum und Klarheit: wenn aber der Verfaſſer keinen Gegenſtand aus ſeinem Quellenkreis, ſondern jeden zugleich aus allen Quellenkreiſen zuſammenſetzt, ſo iſt das nur Unordnung und Unklarheit. Strenge Scheidung der Stoffe nach den Nationalitäten iſt jetzt zu jedem Fortſchritt in dieſer Wiſſenſchaft unerläßlich: denn wir wollen nicht vergeſſen, daß ſolche Studien nicht dazu dienen ſollen, allerhand piquante Kurioſitäten nebeneinander zu ſtellen und ein müßiges, neugieriges Staunen zu erregen, ſondern den Geiſt und Charakter der Völker — und zunächſt der Germanen — von einer neuen, wichtigen und lang verabſäumten Seite kennen zu lernen: wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſchung wird ſich in dieſen Stoffen ſtets an der Hand der Sprachforſchung halten und die Ergründung der Nationalen bezwecken müſſen; das iſt allerdings ſchwerer, als ein buntes Raritätencabinet

Digitized by Google

anzufüllen. — Der Verfaſſer glaubt die Forderung nach nationaler Scheidung mit der Berufung auf die allgemeine Verbreitung vieler Sagen durch alle Völker, auf das Gemeinſam-Menſchliche der Mythenbildung und des Aberglaubens beſeitigen zu können. Allein die Polemik gegen das nationale und örtliche Princip in dieſen Forſchungen widerlegt ſich ſchlagend ſchon durch die Thatſache, daß alle ſolche allgemein-menſchliche Mythen ſich nach Nation, Land und Landſchaft bedeutend anders modificiren und gerade dieſe nationalen Modificationen ſind das Wichtigſte für unſern Zweck: Erforſchung der nationalen Eigenthümlichkeit. Wir erinnern nur daran, daß jede neue Sagenſammlung aus einem neu durchforſchten deutſchen Gau nicht nur die gemeinſam-deutſchen Mythen weſentlich anders geſtaltet, ſondern auch eine Reihe von ganz neuen mythologiſchen Gebilden aufweiſt, wie z. B. die im vorigen Jahr erſchienene Sammlung tiroliſcher Sagen und Mythen vom Ritter von Alpenburg. Dazu kömmt, daß die nationale Zuſammenſtellung das Verſtändniß jedes einzelnen Stoffes erleichtert. Der zu weit abgeſteckte Geſichtskreis mußte nothwendig im Einzelnen zu einer ungenügenden Darſtellung von wichtigen Gebieten führen, ſo z. B. ſind die gerade für den Aberglauben ſo bedeutenden Capitel von den Zeichen, Symbolen und Zahlen S. 135—136 von den Thieren und Pflanzen S. 160, vom Schatz, vom Taggericht S. 263 (wobei des Gebildbrodes gar nicht erwähnt wird) mangelhaft zuſammengeſtellt und gar nichts Neues dazu beigebracht. Auch mußte die compilatoriſche Methode manche Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten im Einzelnen hervorbringen! ſo wird z. B. S. 13 Berhta und Holda, wie es ſcheint, dem keltiſchen Stamm zu-

Digitized by Google

gewieſen, ſo ſoll der Drache ein Monſtrum des Salamanders ſein S. 17, ſo werden die Hexen gegen alles Recht mit dem Bilmesſchneider identificirt S. 47, ſo wird S. 60 der Unterſchied zwiſchen Wundern und Zaubern geleugnet, und dies vom Standpunkt der chriſtlichen Kirche aus bewieſen, während es doch dabei auf den Gegenſatz der Kirche zu den Heidengöttern ankömmt (vgl. Grimm d. M. S. 983). So bezweifeln wir, daß die 7 Heerſchilde des Lehenrechts eine Nachbildung der 7 Himmel, die 7 Churfürſten eine Nachbildung der 7 Erzengel ſein ſollten; vielmehr hatte ſich die Siebenzahl in beiden Fällen geſchichtlich ergeben und wurde nur etwa hintenher nach der Zahlenſymbolik gedeutet. So heißt der Bruder des Kaiſers Caracalla nicht Commodus, wie S. 225 ſteht, ſondern Geta ꝛc.

Wie ungenau die Darſtellung ganzer Abſchnitte iſt, läßt ſich z. B. im Capitel der Gottesurtheile darthun. Die Nebeneinanderſtellung der Titel: Gottesurtheil, Ordalrecht, Bahrrecht läßt eine Definition dieſer Begriffe und ihrer feinen Unterſchiede erwarten, die ſehr erwünſcht wäre, jedoch ausbleibt. Unrichtig iſt es, wenn in dem moderneu Duell ein Reſt des alten Kampfrechts geſehen wird: beide beruhen auf ganz verſchiedenen Grundgedanken; unrichtig, daß der gerichtliche Zweikampf nur für den Adel Geltung hatte, wovon ein noch ſo flüchtiger Blick in die Quellen überzeugen kann: vielmehr war der Kampf regelmäßig das Recht jedes freien Mannes, nicht nur des Adels. Unrichtig iſt, daß nur das judicium crucis eventuelles Ordal für den in concreto unanwendbaren Zweikampf war; unrichtig das Ordal mit dem kreuzbezeichneten Würfel unter dem judicium crucis zu ſubſumiren S. 232, vielmehr iſt dieß eine Gattung

Digitized by Google

des Losordals; unrichtig, daß allgemein für Nichtadlige hölzerne Stangen mit Sandsäcken Waffe war (eod.), vielmehr waren für Adel und Gemeinfreie die Waffen (bald Schwert, bald Keule ꝛc.) nach den Stammrechten verschieden; unrichtig ist S. 232 das Verhältniß von geweihtem Bissen, Eid und Abendmahl dargestellt; unrichtig, daß man zu Abendmahl und geweihtem Bissen nicht gezwungen werden konnte, vielmehr galt die Weigernng derselben ebenso für ein Schuldgeständniß wie die Weigerung der Kesselprobe z. B., welche selsamer Weise als eine Art der Feuerprobe bezeichnet wird; unrichtig endlich wird die eine Gattung der Bahrprobe (S. 234) Rheinrecht statt Scheinrecht genannt ꝛc.

Einer solchen Art von Forschung steht nun die häufig beliebte Weise der Polemik gegen Jacob Grimm und die Ergebnisse seiner unschätzbaren Arbeiten, denen dies Buch so viel entlehnt hat, nicht wohl zu Gesicht. Zu widerholten Malen läßt der Verf. die wohl begründeten Sätze Grimm's vornehm „dahingestellt" (S. 11, S. 27), ohne irgend etwas für seine Bemängelung beizubringen. Eine ausführlichere Befehdung erhebt er jedoch gegen diesen im letzten Buch, wo er die Ableitung des Hexenbegriffes aus germanischen Einflüssen bestreitet.

Diese Polemik ist nun aber aus Mißverständnissen und Widersprüchen zusammengesetzt. Grimm hat niemals geleugnet, daß römisch-heidnische und jüdisch-christliche Elemente zu dem Entstehen, das heißt zur Weiterbildung des Hexenglaubens beigetragen haben; er hat insbesondere den römischen Strygenglauben ꝛc. sehr wohl gekannt — hat doch der Verfasser eine große Zahl seiner Beweisstellen hierfür aus Grimm selbst entlehnt! Daß gewisse Mythen in allen Völkern wieder-

Digitized by Google

kehren und daß man nicht immer dabei eine Entlehnung und Uebertragung annehmen darf, hat Niemand früher und Niemand beſſer auseinander geſetzt als Grimm. Allein, wenn der Verf. den Hexenglauben von den Römern und dem chriſtlichen Orient auf die Germanen übergehen läßt, ſo iſt ja er es, der eine Entlehnung und Uebertragung annimmt. Wenn ſich bei allen germaniſchen Stämmen im Mittelalter bei dem Hexenglauben Elemente finden, die wir ſchon in der nordiſchen und urdeutſchen Mythologie finden, ſo müſſen wir doch eher die Fortwirkung germaniſchen Weſens bei Germanen annehmen als Uebertragung von Romaniſch-Chriſtlichem. Wie der Verfaſſer einen Widerſpruch Grimm's darin finden kann, daß dieſer die Teufelsidee ſelbſt als nicht germaniſch bezeichnet, iſt nicht einzuſehen: denn Grimm behauptet ja nicht die Entſtehung des mittelalterlichen Hexenglaubens aus ausſchließlich germaniſchen Elementen. Wenn das Hexenweſen nur romaniſch iſt, woher kömmt es dann, daß gerade in den überwiegend romaniſchen Ländern, in Italien und Spanien, das Hexenweſen viel weniger ausgebildet iſt als in den germaniſchen und germaniſch-durchdrungenen Ländern, in Deutſchland, England, Schottland und Nordfrankreich? Woher kommt es, daß die Sprache des Hexenthums bei den Germanen eine ganze Reihe germaniſcher, an uralte Mythen anknüpfender Worte aufweiſt? Freilich leugnet der Verf. unſere Prämiſſe vom Zuſammenhang mittelalterlich-deutſcher und urdeutſcher, ſowie deutſcher und nordiſcher Mythologie. Er wirft Grimm die Identificirung nordiſcher und deutſcher Mythologie vor S. 322. Wie? hat nicht Grimm das ganze Syſtem

Digitized by Google

der deutschen Mythologie aufgeführt und dabei principiell vom Nordischen abgesehen? Hat er nicht den Unterschied des Deutschen vom Nordischen hervorgehoben? Aber freilich hat er die Stammverwandtschaft wie in Recht und Sprache so auch im Götterglauben nicht bloß behauptet, sondern bewiesen, und wer diese heutzutage noch leugnet, stellt sich außerhalb der Wissenschaft. Wenn der Verfasser S. 320 die Deutungen der deutschen Heldensage aus der germanischen Mythe mehr witzig als wahr nennt, so richtet er damit nicht Jacob Grimm, sondern sich selbst.

Aber wenn S. 323 gesagt wird: „ein germanisches Göttersystem gab es in Deutschland gar nicht," so hat der Verf. vergessen, daß er an unzähligen Stellen desselben Buches die Gestalten dieses germanischen Göttersystems als in Deutschland geltend anführt, daß er Wuotan (nicht Odhin), Phol, Hulda, Nerthus ꝛc. sehr häufig nennt und die darauf bezüglichen Mythen erörtert. Uebrigens würde der angeführte Satz ein passendes Motto für das ganze Buch abgeben, und den Standpunkt desselben gut charakterisiren.

Nach so vielem hartem Tadel ist es nur Pflicht, einige Vorzüge des Werkes nicht zu verschweigen. Es ist durchgehends in flüssigem, gutem Styl geschrieben. Einzelne allgemeinere Partien sind auch im Inhalt gelungen und klare Durchführungen richtiger Auffassung: so z. B. die Darstellung der mechanischen Anschauung des Mittelalters bezüglich des Verhältnisses von Gott und Welt, von Geist und Körper, sowie des Verhältnisses der Reformation zu dem bisherigen Aberglauben; namentlich ist die Vertheidigung der katho-

Digitized by Google

liſchen Kirche gegen die Behauptung der „lutheriſchen Orthodoxen“, (?) daß die Hierarchie den Hexenproceß erfunden habe, um ihn zur Verfolgung der Ketzer gebrauchen zu können, gut durchgeführt. Wo der Verfaſſer ſein Material beherrſcht, wie in dieſer Partie, kömmt ihm eine gewiſſe Gewandtheit der Auffaſſung wohl zu ſtatten. Es wäre nur eben zu wünſchen geweſen, daß ſich der Verfaſſer auf die Gebiete beſchränkt hätte, in denen er zu Hauſe iſt.

Digitized by Google

Wald- und Feld-Kulte.

Erſter Theil: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarſtämme. Mythologiſche Unterſuchungen. Berlin 1875.

Zweiter Theil: Antike Wald- und Feld-Kulte aus nordeuropäiſcher Ueberlieferung erläutert von Wilhelm Mannhardt. Berlin 1877.

Dieſes in jeder Hinſicht ausgezeichnete Werk wird am Beſten aus ſeiner Entſtehungsgeſchichte heraus gewürdigt. Das Vorwort zu dem zweiten Bande giebt Mittheilungen über den Werdegang des hoch verdienten Verfaſſers und dieſes Buches zugleich — und damit ſehr werthvolle Beiträge zur Entwickelung der Wiſſenſchaft der deutſchen und der vergleichenden Mythologie in den letzten Jahrzehnten. Hören wir die Worte des Verfaſſers ſelbſt:

„Schon frühe iſt in mir ein Gefallen an mythologiſchen Gegenſtänden geweckt worden. Als Knabe lange Zeit an ein Streckbett gefeſſelt, das dem Uebel, welches das große Hemmniß meines Lebens werden ſollte, nur weitere Ausdehnung gab, nahm ich in freien Stunden die hehre Wunderwelt der griechiſchen Götter und Heroengeſtalten in Beckers meiſterhafter Wiedererzählung in die Seele auf, um ſie auf

Digitized by Google

dem Lager mit lebhafter Einbildungskraft in mir weiter zu verarbeiten. Zudem von Jugend auf durch ungewöhnliche Kurzsichtigkeit einer scharfen Erfassung der Dinge der Außenwelt beraubt, ward ich auf die innere Welt der Phantasie zurückgeworfen und gewöhnte mich, ihre Gestalten auseinander zu halten und unter verschiedenen Verhüllungen wieder zu erkennen. Als angehender Jüngling lernte ich im grünen Wald und an rauschendem Meeresstrand zugleich Milton, Ossian und eine nordische Mythologie kennen. Der Wunsch, einem befreundeten Dänen Widerpart zu halten, der mir, dem gebornen Schleswig-Holsteiner, als auszeichnenden Vorzug seines Volkes wieder und wieder dessen herrliche Götterwelt vorhielt, veranlaßte mich, Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie" heran zu ziehen. Es waren die Sommerferien: der Augustapfelbaum inmitten unseres Gartens warf mir seine rothbackigen Früchte in den Schos: — so habe ich, damals Sekundaner, das schwer errungene Meisterwerk von Anfang bis zu Ende gelesen — und die Richtung meines Lebens war entschieden."

Es werden nun in tief eindringender Erörterung die Eigenschaften des Ingeniums von Jakob Grimm dargestellt, welche in seltenster Vereinung ausgebreitetste Gelehrsamkeit und philologische Akribie mit einer wunderbaren Kombinationsgabe, mit einem feinfühligen Ahnungsvermögen für das Poetische, mit einer lebendigen Anempfindung der mythologischen Vorstellungsweise verbanden: — aufgedeckt werden dann auch die Gefahren und Schranken jener Eigenart: aber in pietätvoller Weise, wie in deutscher Sprache überhaupt nur von Jakob Grimm gesprochen werden darf, soll nicht ein Frevel des Undanks begangen werden. Ohne jede Aus-

Digitized by Google

rüstung mit Phantasie, ohne die Fähigkeit, im Sinne des poetisch gestaltenden, Mythen bildenden Triebes anzuschauen und vorzustellen, wird keine noch so gelehrte Forschung auf dem Gebiet der Mythenkunde produktiv wirken können: man darf ein bekanntes Wort leise ändernd sagen: „auch wer Mythen will verstehn, muß in Dichters Lande gehn". Und das ist es eben, was in hohem Maß auch unsern Verfasser auszeichnet, was ihn zu mehr als bloß sammelnder, was ihn zu bauender Arbeit in der Mythenforschung, zur genetischen Konstruktion beruft, daß er in einer vielfach an Jakob Grimm gemahnenden Sinnigkeit der Anschauung die mythenbildende Thätigkeit der Volksseele nach zu empfinden versteht: ohne solche Begabung hätte auch Ludwig Uhland nicht in seinem „Thor" und „Odhin" mit so räthselösender Dichter-Weisheit schaffen können. Der Verfasser schildert dann, mit großer Bescheidenheit und in seltener Selbsterkenntniß begangene Fehler und irrig eingeschlagene Wege aufzählend, seinen weiteren Entwickelungsgang unter den Einflüssen von A. Kuhn, W. Schwartz, Müllenhoff, Th. Waitz u. a.

Das ausgedehnte Gebiet, welches der gelehrte Verfasser beherrscht, ist aber nicht nur die Welt der Bücher: mit rührender Aufopferung hat er überall aus dem Munde des Volkes zu schöpfen sich bemüht: so hat er unermüdlich, trotz der Cholera, welche in den Kasernen und Baraken-Lagern herrschte, von vielen hunderten von gefangenen Dänen, Jüten, Nordschleswigern im Kriege von 1864, von den Gefangenen, aus dem vielsprachigen Oesterreich 1866, endlich von den zahlreichen, allen Departements Frankreichs von den Vogesen bis an die Pyrenäen und von Dieppe bis nach Marseille

Digitized by Google

angehörigen Gefangenen von 1870 Sagen und Gebräuche von Mund zu Munde gesammelt: mit weiser Beschränkung zunächst auf Acker- und Ernte-Kulte, da ja vor Allem die bäuerliche Bevölkerung die Heere füllte und die Gefangenen lieferte. Wir müssen darauf verzichten an dieser Stelle auch nur eine summarische Uebersicht des außerordentlich reich gehäuften und musterhaft klar gegliederten Stoffes zu geben und auf das Studium des Buches selbst verweisen, welches nicht minder Genuß als Belehrung gewährt und als eine ganz hervorragende Leistung zu rühmen ist. —

Das sehr umfassende Material, welches, in allen sieben rechtsrheinischen Kreisen Bayerns für König Max II. besonders von unserm zu früh verstorbenen Freunde Lentner in mehr als zwanzig dicken Folio-Manuscript-Bänden gesammelt, unserer Redaktion und Bearbeitung in dem ethnographischen Theil der „Bavaria“ übergeben wurde, hat in sehr vielen Fällen Beläge oder Analogien für die Aufstellungen des Verfassers geboten. Wir selbst haben Jahrzehnte lang (besonders im Chiem-Gau) die Reste heidnischer Ueberlieferung in den Volksgebräuchen verfolgt und könnten aus eigner Erfahrung gerade für den Baum-Kult, dann für das Noth-Feuer interessante Beiträge zu den Sammlungen des Verfassers liefern. Davon vielleicht ein ander Mal. Zum Schluß nur eine leise Andeutung in Betreff der Methode. Der Verfasser zeigt an vielen Stellen, daß ihm eine Klippe, an welcher gerade die geistvollsten Mythologen am häufigsten scheitern, sehr wohl bekannt ist: nämlich die Gefahr, in die Mythenbildungen eine Folgerichtigkeit, eine logische Consequenz zu verlegen, welche nur in dem Gedanken des Mythologen, aber nicht in der frei spielenden,

Digitized by Google

arabeskenhaft den Grundstoff umrankenden Phantasie der Mythen bildenden Volksseele vorhanden ist. Widersprüche erträgt unser Forschen nicht, aber sehr wohl das Objekt unserer Forschung. Nothwendige Folgerungen aus einer festgestellten Anschauung zu ziehen ist ein Bedürfniß des Mythologen, aber durchaus nicht der Mythologie. Ganz unerschöpflich und unberechenbar sind die Verbindungen oder auch die Sprünge und Lücken in dem Gewebe der mythischen Vorstellungen: sie bilden nicht ein System. Die Poesie, welche sich frei schaltend der mythischen Stoffe bemächtigt — auch schon die Volkspoesie, nicht erst die Kunstpoesie — bindet sich an kein Gesetz als an das ihres Schönheitsbedürfnisses: sie schafft Mythen, welche andern Mythen des gleichen Stoffes widerstreiten: sie flicht Züge, Eigenschaften, Färbungen in eine Mythe, welche mit dem Kern, dem Grundgedanken der Mythe gar nichts zu schaffen haben, vielmehr zuweilen demselben widersprechen. Deshalb müssen wir uns hüten, Alles erklären zu wollen: es bleibt sehr oft ein rein phantasiemäßiger Rest. Und hüten müssen wir uns ferner, alle Striche eines Mythos als aus seinem Centrum gezogene Radien zu erklären: spielend schlingt die Poesie ihre Ranken durch den Kreis, das Centrum verbergend, die wirklich von ihm ausgehenden Radien ebenfalls verhüllend und ihre geraden Linien umwuchernd, zwischen den Radien unzählige und unentwirrbare Windungen knüpfend und endlich mit ihren ausgreifenden Luftwurzeln weit über die Peripherie des Einen Mythenkreises nach allen Seiten hinüber langend in benachbarte nicht nur, nein, oft mit Auslassung der nächst liegenden, in fernab liegende andere Mythenkreise, deren

Digitized by Google

Zusammenhang in nichts anderem besteht, als in diesen übermüthig spielenden Arabesken der Phantasie.

Das Alles weiß Meister Mannhardt theoretisch so gut und besser als wir. Aber er wird vielleicht selbst zugeben, daß er es in seiner Praxis, im schönen, im heiligen Eifer begeisterter Erklärung hie und da einmal außer Acht gelassen hat. Und wir danken ihm dafür. Denn wer nicht das Wagniß übernimmt, mit der Wünschelruthe auch einmal neben den verborgenen Schatz zu schlagen, dem versagen die Götter, den Schatz selbst jemals zu treffen. In diesem Werk aber liegt ein reicher Hort glücklich gehobener Weisheit und Schönheit.

Königsberg, Winter Sunwend 1877.

Digitized by Google

Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit.

(Von Professor E. L. Rochholz. 2 Bände. Berlin 1867.)

Der unermüdliche Forscher, dessen lehrreiche Abhandlung über den Grabfund zu Lunkhofen wir anderwärts besprachen, hat in den vorliegenden Bänden eine Reihe einzelner Abhandlungen über Glaube und Brauch unseres Volkes zusammengestellt, deren Verbindung, wie das Vorwort sagt, in der Doppeluntersuchung liegt: auf welchen Wegen ist der Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt, und wie ist er zur Gründung bürgerlicher Ordnung allmälig vorgerückt?

Von diesen Gesichtspunkten aus behandelt der erste Band die Vorstellungen von Gold, Milch und Blut (das goldene Zeitalter, das Milchmeer, das schreiende Blut,) vom Verhältniß zwischen Sele und Körperschatten, und schildert dann in größter Reichhaltigkeit die oberdeutschen Leichenbräuche, von denen wir hier nur folgende namhaft machen: die Leidfarbe Weiß, volksthümliche Redensarten für Sterben, Voranzeichen, (Wehklage, Todtenührlein, Hausschlange, Biene,) besonders Thiere, die als Todesboten gelten,

Digitized by Google

Lebenslicht und Sterbkerze, das Aus- und Ueberfahren der Sele, Leichenschmückung und Leichenmitgaben, das Nachweinen und einzelne Züge aus dem Höllenleben. Den ersten Band schließen zwei Erörterungen über den Knochenkultus und das Allerselenbrod aus denen wir die Darstellung des rituell geschlachteten Opferthiers, der Menschengebeine als Reliquien, der Schädel als Trinkschalen hervorheben, ferner die Erklärung von Körperverstümmelung bei einzelnen Göttern, die Besegnungsformeln gegen Gliederverrenkung und die etwas bedenkliche Theorie vom Ersatzknochen. Im zweiten Bande finden wir „die deutschen Frauen vor dem Feind" d. h. die Schilderung des Germanweibes als Walküre, Gefolgsgeist (Fülgja), Feldpriesterin und Schildjungfrau, woran sich Züge deutschen Frauenmuthes in Dithmarschen und Tirol, sowie besonders aus der oberdeutschen Provinzialgeschichte von 1298 bis 1799 reihen — und eine Darstellung von Roth und Blau, als der deutschen Leibfarben; die werthvollsten Stücke aber dieses Bandes und des ganzen Werks scheinen die Abhandlungen über das alamannische Haus und über die deutschen Wochentage. Insbesondere ist die Darstellung des alamannischen Hauses eine durch erschöpfende Sachkenntniß, Tiefe der Erklärung und Poesie der Empfindung gleichermaßen glänzende Perle.

Es ist überflüssig bei einem Werke von Rochholz über den Reichthum seines Materials und seine erstaunliche Combinations- und Deutungsgabe zu sprechen. Die gesammte Literatur der Sitten- und Sagen-Kunde, welche seit 30 Jahren außerordentlich in's Wachsen, ja in's Schießen gerathen ist, beherrscht und übersieht der außerhalb Deutschlands in einem Schweizerstädtchen verborgene Verfasser mit einer Voll-

Digitized by Google

ständigkeit, die auch am Sitz einer großen Bücherei nicht leicht zu erzielen wäre: und zwar beschränkt sich diese Kenntniß nicht auf die germanischen oder selbst arischen Traditionen, sondern aus der Vergangenheit und Gegenwart aller Racen der Menschheit trägt er die Bausteine zu seinen immer sinnreichen, wenn auch manchmal allzu kühnen, Constructionen zusammen. Dabei liefert die Literaturgeschichte nur den kleinsten, bequemsten Theil des Stoffs: weitaus das Meiste steckt in entlegenen Winkeln des Lebens und des Aberglaubens, denen Rochholz bis in die Fleischschüssel der Hausfrau und bis in die Morgenwaschung der Jungfrau nachspürt.

Wir empfehlen das Buch namentlich auch den Laien: gar mancher deutsche Mann und manche deutsche Frau wird daraus nicht nur eine Fülle neuer reizvoller Züge aus dem sinnigen Leben unseres Volkes erfahren, sie werden auch mit Erstaunen gewahren, daß eine Menge bekannter Dinge, die sie achtlos schon lang' im Bewußtsein mit sich getragen und für gleichgültige Flachsknoten erachtet hatten, köstliche Goldstücke sind aus dem uralten Hort unserer Vorzeit. —

Nachdem ich so freudig mein Lob gespendet, sei es mir auch gestattet einige Bedenken auszusprechen, welche ich gegen einzelne Ausführungen, besonders aber gegen einige Seiten der Methode des verehrten Verfassers auf dem Herzen habe. Ich berühre dabei Gefahren, welche mit den größten Vorzügen dieser Arbeit untrennbar zusammenhängen, mit der kolossalen Materialfülle und der rastlosen Combination.

Deutschen Glauben und Brauch will uns dieses Buch im Spiegel der heidnischen Vorzeit, d. h. doch der des

Digitized by Google

deutschen Volkes, zeigen: aber auf allen Blättern begegnen uns außerdeutsche, außergermanische, außerarische Quellen; nicht nur Inder und Hellenen, Römer, Kelten und Slaven, auch Chinesen und Mongolen, Araber und Juden, Malayen und Wilde von kaum dem Namen nach bekannten Inseln aller Meere werden heraufbeschworen als Eidhelfer und Gezeugen für Gebräuche und Vorstellungen einer schwäbischen Bauernschaft, für Gepflogenheiten einer friesischen Slacht. Warum das? In vielen Fällen freilich werden durch solche Analogien und Parallelen erst die richtigen Gesichtspunkte für das Verständniß einer zunächst sinnlos scheinenden Uebung gewonnen, und namentlich dem Laien die Augen geöffnet für tiefer liegende, meist symbolische Bezüge. Aber mir will scheinen, als ob jenes Massenaufgebot, jener Landsturm von Citaten manchmal aufgerufen wird, wo er nicht bloß überflüssig, wo er geradezu schädlich wirkt. Denn er verwirrt alsdann gewöhnlich die Frage, auf welche es, methodisch betrachtet, am meisten ankommt: ob Urgemeinschaft des Brauchs vermöge Stammesgemeinschaft vorliege, oder Entlehnung vermöge geschichtlicher Berührung, oder endlich, ob ohne Urgemeinschaft und sonder Entlehnung die gemeinsame Menschennatur in den einfachen sich vielfach gleichmäßig einstellenden Zuständen der Vorkultur die gleiche Sitte erzeugt hat? Meines Erachtens ist dermalen in diesen Studien die Zeit für die größtmöglichste Arbeitstheilung und nationale, ja stammthümliche und locale Besonderung noch nicht vorüber, die Zeit für die möglichst specialisirte Erklärung. Man darf sich hiegegen nicht auf Jakob Grimms Vorgang in der „Deutschen Mythologie" berufen: damals freilich war es nothwendig, vor allem die große Ausdehnung des auf-

Digitized by Google

zuführenden Gebäudes vor den Augen des Unglaubens weit und gewaltig abzustecken, überall die Grenzen benachbarter Gebiete zu berühren; damals war die combinirende, zusammentragende Thätigkeit geboten, damals mußte, nach Aristoteles, das Ganze früher sein als die Theile; damals bedurfte es vor allem der Schichter und Dichter, heute wohl der Sichter und Schlichter, ja selbst, wie dieser Aufsatz einer ist, vielleicht der Splitterrichter.

Denn, das will ich nur gleich hinzufügen, diese meine Bemerkung leidet an einer gewissen Undankbarkeit und Unbilligkeit: man sollte füglich froh sein, wenn neben den vielen Männern, welche ausschließlich das Fixiren des Stoffes, das nüchterne Sammeln betreiben, ohne Deutungsversuche, zu denen vielleicht die Begabung mehr noch als der Wille ihnen gebricht, ein Talent der Auslegung und Combinirung, wie sich dies bei Rochholz mit dem größten Sammlerfleiße vereint, auch sofort in schönen und überraschenden Bauten mit den kaum noch beigeschafften Steinen sich gefällt. Oft ist hier die Kühnheit und der Irrthum Mutter und Vater einer höchst glücklichen Entdeckung. Mag auch die Phantasie eine gefährliche Begabung des Mythendeuters sein — jedesfalls ist sie eine unentbehrliche: und wer möchte Uhlands herrliche Deutung des Mythos vom Thôr deßhalb entbehren, weil manchmal die Phantasie des Dichters offenbar nicht nur gedeutet und errathen, sondern auch selbst gedichtet, nicht nur aus, auch untergelegt hat? Wer nicht das Zeug hat, auch einmal unterzulegen, der legt nun und nimmer eine tiefe Wahrheit oder Schönheit aus.

Aber freilich, ich möchte in dieser meiner Palinodie das Recht der Phantasie nicht nur für den Sagendeuter, ich

Digitized by Google

möchte es auch gegen ihn vertheidigt haben — für die Mythenbildung selbst.

Ich glaube nämlich, daß gerade die gedankenreichsten und scharfsinnigsten Mythologen einer großen Gefahr ausgesetzt sind, der Gefahr, allüberall tiefe Bezüge und bestimmte Bedeutungen, aus dem Centrum des Gesammtsystems gezogene Radien anzunehmen und zu erklären, wo doch nur die poetische Phantasie irgend eines Fortbildners der Ueberlieferung harmlos und halb unbewußt eine reizende Arabeske um das alte Gebilde gerankt hat. Man übersieht im Eifer der Erklärung aus tief symbolischen Beziehungen, in der Jagd nach den religiösen und mythischen Grundgedanken, die man in allen Erscheinungen wiederfinden will, daß die frei gestaltende poetische Phantasie bei der Ueberlieferung und Fortbildung jener Grundgedanken und der überkommenen älteren Sagenstoffe sehr lebhaft thätig ist, und bald bewußt, bald unbewußt Zusätze und Veränderungen, leisere oder eingreifendere schafft, welche ganz ausschließlich im ästhetischen, nicht im religiös-mythisch-symbolischen Bedürfniß wurzeln. Wie manche Legende hat das Mittelalter um die Madonna und die Heiligen gesponnen lediglich aus poetischer Verarbeitung des einmal gegebnen Stoffs, ohne daß man die Erfindung immer aus christlichen Lehren oder aus Uebertragung altgermanischer Göttergestalten auf diese Heiligen ableiten könnte. Ja, ganz äußerliche Motive der dichterischen Technik, Bedürfnisse der Alliteration, Assonanz und des vielbegehrlichen Reims führen gar oft zu Wendungen, die man dann später aus tiefen, innern, systematischen Zusammenhängen ableitet. So möchte ich dem kundigen Beherrscher des alamannischen Kinderliedes doch ganz schüchtern die Frage vor-

Digitized by Google

legen: ob er nicht glaubt, daß bei der Composition des s. S. 72. angeführten Auszählspruchs Nr. 228:

Nün, zeh:
git e chräh.
ölf, zwölf:
git es chräteli volle wölf."

der liebe Reim wenigstens ebenso sehr gewirkt hat wie der Bezug auf den Mondwolf? Wenn sich „wölf" nicht auf „zwölf" reimte, würde gewiß ganz was anders im Chräteli stecken.

Als einen großen Vorzug der Methode des Verfassers muß ich hervorheben, daß er frei ist von der unter seinen Fachgenossen weit verbreiteten Neigung, nun alle im Mittelalter begegnenden Aberglauben und Uebungen und Heiligengeschichten gerade von den altgermanischen Walhallagöttern abzuleiten, wenn sich nur irgend eine mögliche Beziehung zu ihnen ergibt; er betont vielmehr widerholt, daß der eigenartige christliche Geist in sehr vielen Fällen ohne heidnischen Reminiscenzen im eigenen poetischen Bedürfniß aus dem religiösen Material neues gebildet hat. Und in der That, bei einiger Begabung und Uebung für solche Unterscheidungen wird man den heidnischen und den mönchischen Ursprung solcher Gebilde leicht von weitem wittern; während in jenen etwas vom Hauche des deutschen Eichwalds schwebt, kräuselt sich durch die kirchlichen, neben oft großer Zartheit der Empfindung, doch meist ein Hauch von Weihrauch hin, der gesunden Nasen allzu süßlich däucht.

Nach diesen mehr allgemeinen die Methode betreffenden Betrachtungen über das Werk, greife ich einzelne Stellen aus demselben heraus, um dem Leser eine ungefähre Vorstellung

Digitized by Google

von dem unerschöpflich reichen Material wach zu rufen, welches hier aufgespreichert liegt.

Sehr interessant ist z. B. I. S. 25. der Nachweis der in unsern deutschen Volksmärchen so wichtigen und häufigen Wunder- oder Wunsch-Dinge (der Glücksschuhe, des Glücksstabs und des Glückssäckels) schon im Sanskrit, in der indischen Märchensammlung des Dichters Some Deva aus Kaschmir, eines Zeitgenossen Kaiser Friedrich II.; natürlich hat dieser Dichter aus Traditionen geschöpft, welche bis in jene Urzeit hinaufreichen, da der germanische Nomade noch neben seinem indischen Bruder sein Zelt aufschlug, und noch nicht mit Hund und Habicht nach Nordwesten abgezogen war. Ich möchte nur zu den im Volksmärchen stets genannten drei Wunderdingen bemerken: daß doch die Variationen des Wunschmantels und Wunschhutes ebenso häufig, und wegen Odhin, des Wunschgottes Oski, Hut und Mantel gerade für die germanische Ueberlieferungsweise des Märchens besonders wichtig sind.

Auch die Rechtsalterthümer, auf deren Boden für manchen andern Mythologen die Lorberen nicht gerade am dichtesten gewachsen sind, überschaut und verwerthet der Verfasser mit kundiger Hand; nur hie und da hätte ich eine Erinnerung zu machen, so z. B. zu der Darstellung der Schatten- und Scheinbuße I. S. 113. Der Sachsenspiegel III. 45. giebt nämlich den „Spelluden und allen den die sik to egene geven" zur Buße den Schatten eines Mannes. Deutlicher und genauer sagt die entsprechende Stelle des Spiegels deutscher Leute, 283 § 9: den Schatten des Mannes: und der Schwabenspiegel erklärt dies ausführlich dahin, daß der Spielmann, dem von einem unbescholtenen

Digitized by Google

Freien „leides geſchehen", ſeine Rache darin finden ſoll, daß er dem Schatten des gegen eine ſonnenbeſchienene Wand geſtellten Beleidigers einen Schlag an den Hals geben darf. (Nach einer andern Handſchrift darf er an dem Schatten Talion üben, d. h. demſelben zufügen, was er von dem Beleidiger erlitten.) Hierbei muß gegen des Verfaſſers Auffaſſung dieſer Stellen erſtens bemerkt werden, daß keineswegs jener Schlag an den Hals ein ſymboliſches Kopfabſchlagen bedeuten ſoll: es wird dem Schattenwerfenden nicht damit „an's Leben gegriffen".

Denn das germaniſche Strafrecht hat für eine einfache Strafinjurie, die hier wohl vorausgeſetzt wird, auch an Unbeſcholtenen und Freien begangen, niemals die Todesſtrafe aufgeſtellt — wie ſollte es das gleiche Delict, an einem Ehrloſen begangen, mit ſolcher Strafe ahnden wollen? Es liegt vielmehr für den Unbeſcholtenen und Freien eine empfindliche Demüthigung, eine Ehrenſtrafe darin, daß er ſich, ſelbſtverſtändlich öffentlich, wenn auch nur in effigie, von einem ſo tief unter ihm Stehenden einen Schlag geben laſſen muß; ſchon jene Variante mit der Talion ſchließt den Gedanken an die Todesſtrafe aus, obwohl auch Jakob Grimm ſich dadurch an die bekannte in Luthers Tiſchreden erzählte Geſchichte einer ſymboliſchen Hinrichtung unter Max I. erinnert fand. Zweitens aber iſt es ein Irrthum, wenn der Verfaſſer den geſchädigten einen „unfreien Spielmann" nennt. Die Stellen in den drei Rechtsbüchern ſprechen nicht von unfreien Spielleuten, ſondern nebeneinander von 1) Unfreien und 2) von ſolchen Freien, die eine Minderung oder völlige Einbuße ihrer Ehre erfahren haben.; zu den letztern gehören unter andern (neben den Pfaffenkindern und Unehelichen überhaupt) die

Digitized by Google

Dirnen, Lohnfechter und die im Land herumziehenden den Gauklern naheſtehenden Spielleute; die Verbindung der Unfreien mit den Spielleuten durch „und“ wird daher im Schwabenſpiegel erſetzt durch ein „oder“. Daß übrigens die ganze Beſtimmung ja zu jenen Strafdrohungen zählt, die wohl nie practiſch ausgeführt worden, braucht kaum bemerkt zu werden. —

Die umſtändlichen feierlichen Handlungen, welche vor allen Nachbarn und Genoſſen die Beſtattung des Verſtorbenen und den Eintritt des Erben in ſeine Stelle begleiten und ausdrücken, ſind vom Verfaſſer in vorzüglicher Gründlichkeit dargeſtellt. Vielleicht wäre noch die Bemerkung anzufügen geweſen, daß einige dieſer Handlungen, namentlich die erſtmalige feierliche Beſitznahme von dem Sitz und der Function des Hausherrn und gewiſſe öffentliche Todtenopfer von Seite des Erben, auch den auf das Rechtsleben gerichteten Zweck hatten: die Succeſſion volkskundig zu machen, und etwaige andere Prätendenten zu alsbaldiger Geltendmachung ihrer Anſprüche zu provociren, ſollten ſie ſich nicht verſchweigen. Erwägt man, daß Eigenthum und andere dingliche Rechte an Liegenſchaften unter Lebenden nur durch öffentliche Handlungen übertragen werden konnten, und daß das ganze private und gemeindliche und ſtatliche Rechtsleben auf der Notorietät der Grundbeſitzverhältniſſe und folgeweiſe der mit dieſen verbundenen Rechte und Pflichten beruhte, ſo begreift man, daß öffentliche volkskundige Formen auch für Veränderungen durch Erbgang unentbehrlich waren, daß dieſe tief eingreifenden Wechſel nicht gleichſam hinter dem Rücken der Genoſſenſchaft vorgehen durften.

Digitized by Google

Nicht ganz richtig sind einige Auffassungen des Verfassers über germanisches Strafrecht, welche — und das ist zugleich ihre beste Entschuldigung — auf den Sammlungen der „Rechtsalterthümer" (J. Grimms) beruhen, die der Natur der Sache nach in vielen Einzelpunkten durch seitherige Specialforschungen überholt oder doch genauer bestimmt worden sind. So kann man nicht sagen, daß nur Meineid, Meuchelmord und Ehebruch nicht durch Wergeld hätten gebüßt werden können: einerseits gibt es auch noch andere unsühnbare Verbrechen, z. B. gegen die Götter oder den Stat: und andrerseits fehlt es nicht an Quellenstellen, welche auch jene drei Delicte als durch Bußen sühnbar darstellen.

Mit dem Ehebruch hat es ohnehin im ältesten germanischen Recht eine Bewandtniß, welche freilich wenig zu der herrschenden allzu optimistischen Vorstellung über die Gefühlsreinheit jener Söhne des Tuisco in geschlechtlichen Dingen stimmen will. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß in der heidnischen Zeit der Begriff des Ehebruchs sich (wie im römischen Alterthum) auf den Bruch des Eherechts des Mannes durch die Untreue der Frau beschränkt. Der Verheirathete, der sich mit der Frau eines Andern vergeht, bricht dessen Ehe, aber nicht die seinige: und seine Buhlschaft mit einer Unverheiratheten ist gar kein Ehebruch. Auch Vielweiberei ist nicht ganz ausgeschlossen und das Halten einer Kebse neben dem Eheweib gilt nicht immer und überall als unstatthaft.

Ein Irrthum ist auch die Identificirung von Verbannung und Verknechtung. Keineswegs „beginnt mit dem Leben in der Fremde die Knechtschaft, die eben auch darin

Digitized by Google

besteht, der Todesstrafe unterworfen werden zu können.“ Verbannung und Verknechtung sind in dem Strafsystem der Volksrechte zwei scharf von einander geschiedene Strafarten. Der verbannte Feind wird nicht Knecht, er wird rechtlos, insofern er im eignen Stamm und Land den Frieden verloren hat, und der Rechtsschutz fremder Genossenschaften sich (in der Urzeit) nicht auf ihn erstreckt: es schirmt ihn nur unter gewissen Voraussetzungen, das zunächst moralisch-religiöse Gastrecht, welches aber auch juristische Wirkungen äußern kann. Mit großer Befriedigung habe ich dagegen die geistvolle Ausführung über die Todesstrafe als Menschenopfer verfolgt. Es wird sich der Satz vertheidigen lassen, daß ursprünglich alle Todesstrafen Menschenopfer waren (bei den Germanen), d. h. daß der Stat nur Verbrechen gegen die Götter mit dem Tode strafte, was freilich noch nicht sagt, in wie zahlreichen Delicten man eine Beleidigung der Götter erblickte.

Der Verfasser sucht dann zu beweisen, daß jene Todesarten nichts Entehrendes hatten, welche den Körper unzerrissen ließen, dagegen die den Körper zerstückenden schimpflich waren, weil sie nach der religiösen Anschauung die Fortdauer nach dem Tode abschnitten. Dies scheint mir eine jener geistreichen, kühnen und glänzenden Hypothesen zu sein, an welchen das Buch vielleicht allzu reich ist, und welchen ich für mein Theil immer mit einem leisen Frösteln weit umbiegend aus dem Wege gehe. Erstens widerspricht diese Annahme der eigenen Auffassung des Verfassers von der Todesstrafe als Menschenopfer, denn er unterscheidet jetzt wieder den ehrlichen Tod des zum Opfer Bestimmten und den schimpflichen Tod des Verbrechers. Ferner dürfte

Digitized by Google

wohl allzuraſch generaliſirt werden, wenn nun aus einzelnen, zerſtreuten Auffaſſungen, welche die Fortdauer der Sele an die Unzerſtücktheit des Körpers knüpfen, dieſe Idee als eine gemein germaniſche und dem ganzen germaniſchen Todesſtrafenſyſtem zu Grunde liegende gedacht wird; endlich iſt doch noch nicht erwieſen, daß die Theilung oder Nichttheilung des Körpers die Todesart zur ſchimpflichen oder unſchimpflichen mache, und gerade die Enthauptung, der Schwerttod, welcher doch in allerprägnanteſter Weiſe den Körper zertheilt, gilt anerkanntermaßen als ehrlicher Tod, während der unzerſtückelt am Galgen hängende Dieb einen Hundetod ſtirbt. Dabei leugne ich nicht, daß unter den Anſchauungen der Odhin-Religion die Gehenkten als dem Windgott geopfert gelten konnten.

Schließlich muß ich noch einem Mißverſtändniß, welches ſich an die Darſtellung ſchließen könnte, vorbeugen. Es ſagt der Verfaſſer: das Chriſtenthum habe die Lehre der Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetz geltend gemacht, und das heidniſche Volksrecht zuerſt aufgehoben, welches den Freien von der Todesſtrafe entband, weil er die Compoſition erlegen konnte, dagegen den beſitzloſen Sklaven ſchonungslos tödten ließ.

Dem gegenüber iſt doch daran zu erinnern, daß alle Volksrechte, welche doch ſämmtlich (mit Ausnahme des älteſten Textes des Lex salica vielleicht) unter der vollen und intoleranten Herrſchaft des Chriſtenthums redigirt worden ſind, wie z. B. das Weſtgothenrecht, welches vollſtändig von einem bis zum wildeſten Fanatismus ſtrengen Chriſtenthum durchdrungen iſt, jene alte Unterſcheidung nicht nur feſthalten, ſondern mitten unter den Einflüſſen der

Digitized by Google

Kirche eine alte und neue Ungleichheit noch viel weiter ausführen: sie strafen nämlich nicht nur den Sklaven, sondern auch den armen und geringen Freien viel härter als den Reichen und Vornehmen: (freilich zum Theil nothgedrungen), wir erinnern nur an das eine, daß eine Rechts-Quelle jener Zeit als Folge der Nothzucht für den reichen Erben nur die Nöthigung, die Vergewaltigte zu heirathen und ihr ein Fünftel seines Vermögens zuzuwenden, ausspricht, während sie den geringen Freien mit dem Tode straft. Das ist nicht etwa heidnisch-germanisches, sondern christlich-byzantinisches Rechtsgefühl. Und wie tief in's Mittelalter hinab jene Ungleichheit reicht, ist bekannt. —

Ich muß mir hier versagen, auf die zahlreichen, geistvollen und oft tiefpoetischen Conceptionen und Deutungen des Verfassers näher einzugehen, die uns fast auf jeder Seite des Werks begegnen und auch in den Fällen einen mächtigen Reiz üben, in welchen sie skeptischer Betrachtung zunächst nur als Hypothesen erscheinen. Die liebe deutsche Lesewelt, Männlein und Weiblein, wird nicht müde, jede modernste Seifenblase, die aus der „Schmutzstadt der Pariser" aufsteigt, andächtiglich zu bewundern; mögen deutsche Männer und Frauen auch einmal deutschen Brauch und Glauben im Spiegel der heidnischen Vorzeit beschauen. Niemand wird denselben ohne reiche Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Digitized by Google

Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart.

Bekanntlich ist die Wissenschaft der deutschen Mythologie eine der jüngsten Musen: wir können ihr Geburtsjahr angeben: es ist das Jahr, in welchem Jakob Grimm's klassisches Werk erschien. Seither ist fleißig gegraben worden in dem unerschöpflichen Schacht deutschen Volksthums; vorerst heißt es hier noch lange sammeln mit unbefangnem Auge, ohne Täuschung und Selbsttäuschung: das Sichten, Deuten und Erklären ist nicht so eilig, als manche vorschnelle Erklärer wähnen. Im ganzen weiten deutschen Vaterland, von Schleswig bis Südtirol, von Elsaß bis Mähren und darüber hinaus, in allen Ländern, in welchen germanischer Einfluß sich mit Finnischem im Nordosten, mit Keltischem und Romanischem im Westen und Süden berührte, überall hat man in Sage und Sitte, Glaube und Aberglaube, im Kinderspiel und Handwerksbrauch, in der Hausmarke, ja im Gebildbrod, das Hausfrau oder Bäcker zu großen Festen formen, die Spuren der bald gewaltig schreitenden, bald leicht hinschwebenden Germanengötter aufgedeckt. Auch mein Heimatland, Altbayern,

Digitized by Google

hat reichen Stoff geliefert und eifrige Forscher; dicht hinter Jakob Grimm unter den Allerersten steht Andreas Schmeller, in Sprachforschung, in Sittenkunde, in alldurchdringender Kenntniß des Volkslebens von Keinem übertroffen; ehrerbietig haben wir Epigonen auch da zu ihm empor zu blicken, wo ihn die fortschreitende Forschung überholt hat.

Als vor Jahren auf Veranlassung des Königs Max II. das ethnographische Werk „Bavaria" herausgegeben wurde, fiel mir die Aufgabe zu, das Volksleben der ober- und niederbayerischen Bauernschaft zu schildern; reiches, höchst werthvolles Material, welches ein zu früh verstorbener älterer Freund, Josef Lentner, Jahrzehnte hindurch gesammelt und in mehr als Einem Dutzend stärkster Foliobände (im Manuscript) nach einem sorgfältig gearbeiteten, auf alle einzelne Landschaften gleichmäßig angewendeten System dem Könige übergeben hatte, wurde mir zur Verfügung gestellt; Einiges vermochte auch ich beizufügen, denn nicht unvertraut bin ich mit meinen heimischen Bergen. Vor Allem aber hatte ich den ohne Beziehung zu der Wissenschaft der deutschen Mythologie und Alterthumskunde aufgehäuften Stoff im Sinne und in der Methode dieser Disciplinen zu verwerthen.

Da war denn besonders auch nachzuweisen, wie in zahlreichen Gepflogenheiten und Gebräuchen nicht des Landvolkes nur, auch der mit handelnden katholischen Kirche, z. B. in mancherlei Umzügen, in den Weihungen von Salz, Wasser, Feuer, Brod u. a. an bestimmten Festtagen, uralte Ueberlieferungen germanischen Heidenthums in Götterglauben und Götterverehrung mit oft geringen Veränderungen nachwirken. Darüber wurde ein bayerischer Bischof — es war ein nun

Digitized by Google

lang verstorbener von Speier — so ungehalten, daß er gegen das harmlose Buch einen förmlichen Hirtenbrief warnend erließ. Und doch war darin nur dargethan, was einer der bedeutendsten Päpste, Gregor der Große, ganz allgemein bei Verbreitung des Christenthums unter den Heiden angeordnet hatte und und was der Apostel der Deutschen, Bonifacius, überall als Methode bei der Bekehrung anwandte.

Papst Gregor war ein Meister in jener seelenbezwingenden Klugheit der römischen Kirche, welche damals am geeigneten Ort auch durch milde Duldung zu gewinnen wußte, wo unnachsichtiges Festhalten an der Consequenz des Dogma's in Ermangelung ausreichender Machtmittel nur schaden konnte. Er wußte, wie tief der alte, mit der ganzen Vergangenheit der germanischen Stämme verwachsene Götterglaube in den Herzen gewurzelt war; der Ruhm der Väter, die Stammsage des Königsgeschlechts, welches seinen halbgöttlichen Ursprung von Wodan oder Donar leitete, beruhte darauf und nicht minder die Freude, das Frohleben der Gegenwart: die Feste, welche mit Schmaus und Trank das graue Leben des nordischen Winters erheiterten, waren Opferfeste mit Opferschmaus und Gelübdetrank. Das Volk hätte die Boten des neuen Glaubens nicht zu Ende gehört, hätten sie damit begonnen, ihm die göttlichen Ahnen seiner Könige und Helden als Erfindungen zu erklären und ihm das Schlachten des Jul-Ebers zur Winter-, den fröhlichen Sprung über das Feuer zur Sommer-Sonnenwende zu wehren.

So wies denn Papst Gregor seine Sendboten an — der Brief an die Missionäre unter den Angelsachsen ist uns noch erhalten —, die neuen Lehren überall an die Ueber-

Digitized by Google

lieferungen des alten Glaubens und Cultus zu knüpfen, so schonend wie möglich mit den liebgewordenen Gebräuchen umzugehen, das Volk nicht abzuhalten, sich zu den bisherigen Festtagen an den durch graues Herkommen geheiligten Orten, (welche oft zugleich die alten Gerichtsstätten waren) einzufinden; an diesen Stätten des heidnischen Cultus selbst, nach welchen der Zug des Herzens, der Erinnerung (und des praktischen Bedürfnisses der Recht-Suchenden) drängte, sollten sie christliche Bethäuser errichten und es im Anfang geduldig mit ansehen, wenn in Gebet und Gesang und christlichen Gottesdienst sich die heidnischen Bräuche noch mischten; ja er ging so außerordentlich weit in seiner klugen Toleranz, daß er sogar, wenn es nur fortan im Namen Gottes geschähe, das heidnische Schachten der Opferthiere bei diesen christlichen Festen gestatten hieß — er wußte genau, daß sich das Volk seine irdischen Festfreuden nicht gern gegen die Anweisung auf die himmlische Seligkeit nehmen ließ.

Ganz in diesem Sinne wurde auch in Deutschland das Bekehrungswerk betrieben; Bonifacius ging hierin mit zwingendem Beispiel voran; es ist charakteristisch — ja man kann in diesem Vorgang einen Typus, ein Symbol des ganzen Systems erblicken, — daß er, als er zu Geismar in Hessen die uralte Donars-Eiche niederschlug und die Heiden nun das Christenthum annahmen (offenbar, weil sie einen Gott, welcher ihn vor der ausbleibenden Rache des Donnerers zu schützen vermochte, als noch mächtiger erkannten, denn den rothbärtigen Riesen-Zerschmetterer), nicht etwa das Holz des gefällten Götterbaumes verbrennen, sondern aus diesem selbst an der nämlichen Stätte ein christliches Bet-

Digitized by Google

haus errichten ließ: so ging es überall: das Material des bisherigen Glaubens wurde mit der erforderlichen Umgestaltung als Mittel zu den Zwecken der neuen Lehre verwandt. — Uebrigens geschah dies keineswegs nur in berechnender Absicht oder in Befolgung jener päpstlichen Anweisungen; glaubten doch die christlichen Priester selbst an die Existenz der heidnischen Götter, nur daß sie dieselben für böse dämonische Mächte, abgefallene Engel und Genossen des Lucifer hielten; sie glaubten also wie die Heiden an die Wunder, Omina, Zeichen der Gegenwart und an die Geschichten der alten Göttersage — nur mit jener Umdeutung.

So ist es denn kein Wunder, daß nicht nur im profanen Volksleben sich die Traditionen des Heidenthums erhalten haben — ist doch die religiöse Anschauung einer Nation Ausdruck ihrer Volksindividualität und diese selbst wird nur verändert, nicht gewechselt unter dem Einfluß der veränderten Cultur —, daß sie auch in den Gebräuchen, in welchen Volk und Kirche sich berühren, ja auch in rein kirchlichen Handlungen noch unschwer zu erkennen sind. Dies nachzuweisen ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.

Dieselben könnten mancherlei Wege einschlagen; es böte sich für Anordnung des Stoffes etwa das Schema in Jakob Grimm's Mythologie: jede der dort gewählten Rubriken ließe sich mit diesen Beiträgen aus dem süddeutschen Material belegen, ergänzen, beleuchten. Oder es ließen sich die Hauptgestalten der deutschen Mythologie einzeln in den süddeutschen Traditionen nachweisen; vom geheimnißvollen Wodan und dem offensinnigen Donar, von der glänzenden Freya, vom weißen Baldur bis zu der wimmelnden Schaar leichtfüßiger Elben, lichtscheuer Zwerge und ungefüger Riesen; das soll etwa

Digitized by Google

einmal zu anderer Zeit und an anderem Orte geschehen. Für diesmal will ich das bayerische Bauernjahr, den Kalender des Volkslebens, der ein ganz anderer ist, als der gedruckte unseres städtischen Lebens, als Rahmen der Darstellung benutzen.*)

Der Bauer beginnt das Jahr nicht mit dem ersten Januar, sondern mit dem Tage der heiligen drei Könige, dem 6. Januar; der Neujahrstag ist nur kirchlicher, nicht volksthümlicher Feiertag: doch gehört die Sylvesternacht mit der von St. Thomas (21. December), der Christnacht und der vom Dreikönigstag zu den vier Rauchnächten, so benannt, weil am Abend derselben oder wohl auch um Mitternacht der Hausherr feierlich, mit der Rauchpfanne in der Linken, in welcher geweihte Kräuter auf glimmenden Kohlen verbrennen, allerlei böse Geister verscheuchend, ausräuchernd durch Wohnhaus und Stallungen schreitet. Denn die Nächte vom Christfest bis zum Dreikönigstag sind die sogenannten „Zwölften", „Zwölf Nächte", in welchen alle Geister, die sonst gebändigt und gebunden sind, frei schalten und walten durch Luft und Land, durch Haus und Hof, durch Wald und Wege; den Schluß bildet dann die den Lesern aus Shakespeare bekannte „Twelfth-night". Aus welchem Grunde gerade diese Frist als die besondere Spuk-

*) Ich greife meistens bajuvarische, d. h. bayerisch-österreichische Beispiele heraus, weil ich mit diesen am meisten bekannt bin. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß in dem alamannischen, fränkischen, thüringischen Volksthum sehr zahlreiche Parallelen begegnen. Und der Kundige weiß, daß der norddeutsche (sächsisch-friesische) Stamm, ja auch die außerdeutschen Germanen in Scandinavien, England und Holland mit wenigen Modificationen die nämlichen Göttersagen und Gebräuche hatten, welche sich folgeweise auch heute noch in ihrem Volksleben spiegeln.

Digitized by Google

zeit der Geister gilt, wissen wir nicht anzugeben. Doch möchte ich eine Vermuthung wagen: gegen Ende des Decembers feierten alle Germanenstämme die Winter-Sonnenwende: das nordische Julfest, aus dessen brennendem Scheiterhaufen (?) der moderne Julblock in Scandinavien, die Weihnachtspyramide mancher norddeutschen Gegenden und der freundlich durch ganz Deutschland schimmernde Weihnachtsbaum erwachsen ist. Es scheint, daß nach germanischer Anschauung unmittelbar nach diesem Sieg des Lichtes über die Finsterniß, mit dem Beginn der zunehmenden Tage, die seit dem Tode des Lichtgotts mit in Todesschlaf versunkenen Naturgötter wieder lebendig wurden, daß die während der Zeit der Nachtherrschaft entrückten, verschwundenen Götter wieder zurückkehrten in die irdischen Lande. In der christlichen Zeit machten dann die Priester aus den erwachenden, befreit heimkehrenden Göttern entfesselte böse Geister, welche an jenen Tagen ungehemmt schalten und schaffen. Dafür spricht beredt ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Schon Tacitus berichtet uns, — und viele spätere Quellen bestätigen es — daß zu gewissen heiligen Zeiten die Götter, oder Einzelne von ihnen feierlichen Einzug halten in die Gaue der Stämme, wobei die Bilder der Götter im Umzug mit Gesang auf Wagen gefahren oder umher getragen werden. Wir werden solche feierliche Umzüge und Processionen, rein weltliche, rein kirchliche und gemischte, zahlreich an verschiedenen Jahresabschnitten antreffen; höchst wahrscheinlich fand nun auch ein solcher Einzug der wiederkehrenden Götter alsbald nach dem Julfest statt, der in der christlichen Umgestaltung auf die

Digitized by Google

Wanderung der heiligen drei Könige bezogen wurde, welche ebenfalls aus weiter Ferne mit großem Gepräng um diese Zeit eintreffen: vom ersten Donnerstag im Advent an — der Donnerstag aber ist des Donnergottes geweihter Tag — bis zum „obristen Tag", dem „großen Neujahr" d. h. eben dem Dreikönigstag dauern die sogenannten Klöpfels-Nächte, (vom Anklopfen oder von dem „Klöpfel" geheißenen Festkuchen), Anroller-Nächte (d. h. Anschlagen, Anpochen) „Gen-Nächte" (Geh-Nächte oder Geb-Nächte); an diesen ziehen die Kinder des Dorfes, vorauf die heiligen drei Weisen aus Morgenland, umgeben von möglichst stattlichem Gefolge und in der buntesten Verkleidung, welche die vereinten Garderoben der Mütter gewähren mögen, mit Turban und Kaftan und anderem orientalischen Kostüme — oft aber besteht die ganze Verkleidung nur darin, daß sie ihre Jacken und Hosen umgekehrt anthun — nach dem Ave-Maria-Läuten von Haus zu Haus durch die stillen, beschneiten Gassen, indem sie uralte, zum Theil wunderschöne, durch ihre Einfalt und Innigkeit mit tiefer Rührnng ergreifende Hirten- und Sternlieder*) nach alten eintönigen, aber eindrucksvollen, kirchlichen Melodien absingen. Sternlieder heißen sie deshalb, weil Einer aus der Schar in primitiver Weise, welche an den Mond in der Rüpel-Komödie des Sommernachtstraums erinnert, den die frommen Weisen führenden Stern darstellt, indem er, dem Zuge voranschreitend, an einem Stock ein strahlenförmig Lichtlein schwingt.

*) M. Lexer hat als Anhang zu seinem kärnthischen Wörterbuche eine Anzahl solcher Hirten- und Sterngesänge aus seiner Heimat veröffentlicht, die zu den allerschönsten dieser halb geistlichen, halb weltlichen Volkslieder zählen.

Digitized by Google

Hirtenlieder aber heißen sie, weil sie, wenigstens während der Adventzeit, die Verkündung des Engels an die Hirten auf dem Felde, deren verschiedene, nach den Charakteren abgestufte Aufnahme der Botschaft und das Aufsuchen des Christkindes in der Stallkrippe zu Bethlehem darstellen; daher wird auch besonders der Hirt des Dorfes an jenen Tagen reich mit Geschenken bedacht, in frommer und dankbarer Erinnerung daran, daß Hirten zuerst die Geburt des Heilands verkündet und seine Anbetung vergönnt war. Am Nordufer des Chiemsees wurden solche Hirtenlieder erst vor wenigen Jahren aus dem Munde des Volkes neu gedichtet und mit Umzügen abgesungen.

Das wäre nun Alles ganz christlich. Aber schon, daß den Sängern der Sternlieder gewisse Kuchen gereicht werden müssen, weist auf heidnische Erinnerungen: so oft wir nämlich bestimmte Gerichte, namentlich Brod und andres Gebäck von vorgezeichneter Form, „(Gebildbrod", wie man das nach Rochholtz' vortrefflichem Buche nennt) an gewissen Tagen und Festzeiten als heilsame oder doch allgemein übliche Nahrung oder als nothwendiges Geschenk vorgeschrieben finden, dürfen wir vermuthen auf mythologischer oder, genauer, auf sacraler, ritueller Fährte zu wandeln. Bei den Opferschmäusen, welche in dem germanischen Cult keine verächtliche Rolle spielten, wurden nämlich zu Ehren des Gottes oder der Göttin, welche gerade gefeiert wurde, bestimmte Opferthiere geschlachtet (Pferde, Schweine), aus deren Fleisch und Blut bestimmte Gerichte bereitet, und dazu andre passende Gerichte (Hirse-Mus, Hafer-Brei), namentlich aber auch bestimmte Brod- oder Kuchen-Arten gebacken, welchen man meist eine symbolische, auf die Attribute

Digitized by Google

der Gottheit bezügliche (sehr oft phallische, erotische) Form gab; die Theilnahme an diesen Schmäusen galt als Verehrung der Gottheit, die Weigerung der Betheiligung als Verleugnung derselben: man beschenkte sich, Jung und Alt, mit den heiligen, heilbringenden, des allgemeinen Cults gemahnenden, die fröhliche Festzeit bezeugenden Brod- und Kuchengebilden. Die Götter und Göttinnen nun sind buchstäblich zum Teufel, oder, wenn man lieber will, unter die Teufel gegangen: aber die Kuchen, die man ihnen zu Ehren gebacken, hat sich das Volk nicht nehmen lassen: sie munden ihm auch unter dem neuen Glauben.

Am Vorabend des Dreikönigstages werden in der Kirche — und hier sehen wir also die geistliche Betheiligung an dem profanen Aberglauben und weltlichen Ueberrest des Heidenthums — Kreide, Wasser und Salz geweiht. Mit der geheiligten Kreide schreibt der Hausvater an alle Thüren und Thore des Gehöftes die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige K † M † B † Kaspar, Melchior und Balthasar und drei Kreuze dazu: das hält den Eingang des Teufels und aller bösen Geister ab. Aus dem geweihten Wasser und Salz wird der sogenannte Salzstein gebildet — getrocknetes Salz, in bestimmte genaue einzuhaltende Formen gepreßt —: auch dieser dient zu allerlei Aberglauben, als vorbeugendes und heilendes Mittel gegenüber Krankheiten; namentlich ehe man eine längere Wanderung von der Heimat hinweg antritt, genießt man davon wie man auch hausbacken Brod und Salz aus dem elterlichen Salzfaß in das Wanderränzlein steckt, in ferner Fremde manchmal davon zu essen: das stillt wie kein fremdgebacken Brod den Hunger und vertreibt das Heimweh —

Digitized by Google

eine sinnige, innige Vorstellung. — Das Räucherwerk besteht besonders aus den zu Pulver zerriebenen „Sangen", d. h. den Kräutern, welche an einem andern heiligen Tage, Mariä Himmelfahrt, gepflückt worden und getrocknet aufbewahrt sind. Davon später in anderem Zusammenhang. Auch die Beeren des Wachholderstrauches (Kranewitt) dürfen nicht fehlen, welcher ursprünglich Donar geweiht und sicher war vor Blitzschlag; die spätere mittelalterliche Marienlegende hat, wie wir alsbald sehen werden, Wachholder und Haselstaude verwechselnd, diesen Gedanken in ihrer Weise anmuthig verwerthet.

Daß aber die Feier der heiligen drei Könige nur christliche Umgestaltung eines heidnischen, in jenen Tagen gefeierten Festes ist, beweist deutlich das Hinzutreten einer der höchsten Göttinnen Walhalls zu den neutestamentlichen Gestalten: es ist eine Königin des heidnischen Himmels, welche sich hier mit der Verehrung der christlichen Himmelskönigin berührt: die Frau Berht oder Percht-Frau, diese leuchtende Göttin („berahta, d. h. leuchtende, glänzende) ist die goldlockige Freya selbst, mit dem schimmernden Halsgeschmeid (brisingamene) um den Nacken, welches der Anmuth siegenden Zauber trägt; längst ist freilich die Göttin der Schönheit und Liebe zur kinderschreckenden Unholdin verzerrt worden. Sie ist zugleich die Göttin der Spindel, des Spinnens, der fleißigen, hausfräulichen Arbeit; das Spinnen, welches Ende Octobers oder Anfangs Novembers überall auf dem Lande beginnt, steht unter ihrer besonderen Aufsicht: jetzt, zu Dreikönig, sieht sie nach, ob die Mägde den ihnen bei Beginn der Spinnzeit zugetheilten Flachs säuberlich zu Ende gesponnen: in langem, faltigem weißen Linnengewande —

Digitized by Google

man sieht, die Tracht der leuchtenden Göttin, welcher die Fertigung des Linnens untergeben und die deshalb in Linnen gekleidet war, haftete treu in dem Gedächtniß des Volkes — wandelt sie leise nach dem Vesperläuten durch die Gassen des Dorfes oder um die einsamen Gehöfte und schaut durch die erleuchteten Fenster in die Spinnstuben; aber nur die faulen, unordentlichen Dirnen haben sie zu scheuen, den Fleißigen, welche das Spinnrad richtig schnurren lassen — jene Musik, welche die Göttin anzieht — und den Wocken glatt und sauber halten, hilft sie ungesehen bei der Arbeit: viel früher werden diese mit dem zugetheilten Maß des Flachses fertig.

Aber bis zum Dreikönigstag muß jede fertig sein und da darf kein Spinnrad mehr schnurren — ein deutlicher Hinweis, daß um diese Zeit ein großes Fest der Göttin gefeiert wurde, an welchem alle Arbeit ruhen muß; wer dann noch arbeitet, hat einmal in der vorhergehenden Zeit durch Unfleiß gegen die „Spinnerin" gefehlt und scheint ihr zweitens jetzt an ihrem Fest die Ehrerbietung zu versagen. Solchen saumseligen Mädgen verdirbt die Göttin den noch nicht fertig gesponnenen Rest, sie verzottet ihn unentwirrbar, ja sie verbrüht ihnen die träge Hand: und die ein recht böses Gewissen haben, fürchten, sie schneidet ihnen nachts den Leib auf und füllt ihn mit dem Kehricht, welchen die Unreinlichen in der Stube gelassen haben. Dawider kann man sich einigermaßen schützen, indem man tüchtig von den Kücheln ißt, welche der Göttin zu Ehren an diesem Tage gebacken werden, „dann glitscht ihr langes Messer ab"; der ursprüngliche Sinn der Vorstellung aber ist, daß man durch eifrige Theilnahme an dem Opferfest und Opferschmaus

Digitized by Google

der Göttin deren Gunst wieder gewinnen mag. Im Lande an der Salach war der alte Cult noch vor Kurzem so lebendig, daß man um diese Zeit einen großen nächtlichen Aufzug und Mummenschanz hielt, dessen Hauptgestalt ein in lange, faltige, weiße Linnengewande gehülltes Mädchen war, umgeben von zahlreichem Gefolg in allerlei Vermummung; feierlich zog man, uralte Lieder singend, von einem Dorf zum andern und alle Begegnenden wurden gezwungen, dem Zuge sich anzuschließen: die Göttin zieht bei den Menschen ein und Niemand darf sich weigern, ihr Huldigung zu thun: „Berchten-Laufen", „Berchten-Gehen", nennt man diesen Umzug. Wir werden der leuchtenden Göttin noch einmal zu Ende des Jahres begegnen.

Sie löste, so scheint es, Anfang Januar ihren Gemahl, den Götterkönig Wodan, ab in dem Aufenthalt auf Erden oder dem häufigen Sichtbarwerden unter den Menschen. Denn Dreikönig, der Schluß der Zwölfnächte, macht auch ein Ende dem Treiben des „wilden Heeres" (der „wilden Jagd", des „wilden Gjaids", des „wilden Jägers"), welches vom Beginn der Advent-Zeit seinen brausenden Umzug hält. Es ist Wodan und sein Gefolge, welches die „Holzweiblein" jagend verfolgt, d. h. es sind die Stürme, welche die Wintersonnenwende zu begleiten pflegen und welche die Bäume im Walde zerbrechen: die Seelen der Bäume, die (hellenischen) Dryaden und Hamadryaden, sind die vom Sturm bedrohten Holzweiblein. Mit lautem Peitschenknallen, mit Hussaruf und Meute-Gebell — Züge aus den Hetzjagden des Mittelalters — zieht die wilde Jagd über die Wipfel der ächzenden Bäume düsterer Wälder oder hoch über verrufenes ödes Haideland. Der verspätete Wanderer entgeht dem wilden

Digitized by Google

Treiben, das ihn auf nächtlichem Pfad überraſcht, wenn er ſich in der Mitte der Straße hält oder, noch ſicherer, wenn er ſich, mit ausgebreiteten Armen ein Kreuz bildend, in der Mitte des Weges auf das Antlitz wirft und ein Vater Unſer betet, bis der tolle Spuk vorüber iſt — eine Erinnerung daran, daß es der König der Heidengötter iſt, welcher da oben in den Lüften waltet und dem man ſich durch die Heils-Mittel des Chriſtenthums entzieht. Aber wehe dem Unvorſichtigen, der etwa durch ein ſpöttiſches Wort in das Rufen und Hetzen mit einſtimmt: ſofort verfällt er damit der wilden Genoſſenſchaft, welche ihn als Mit-Jäger, als Waidgeſellen zu ſich empor reißt — „willſt du mit rufen, ſollſt du mit reiten, willſt du mit johlen, ſollſt du mit jagen" —, Stunden weit mit durch die Lüfte führt und endlich fern von ſeinem Pfade in Sumpf und Röhricht halbtodt abſetzt. Er kann noch froh ſein, wenn ihm ſtatt deſſen mit dem Ruf: „da haſt du dein Jagdtheil" die blutende Lende eines Menſchen oder eines Holzweibleins Rumpf — d. h. ein tüchtiger Baumaſt — auf den Kopf geworfen wird. Auch Wodan werden wir am Schluſſe des Jahres in anderer Function noch einmal begegnen. Als phyſiſchen Anlaß der Erſcheinung, welche hunderte von Landleute wahrgenommen zu haben eidlich betheuern würden, bezeichnen Jäger, welche viele Winternächte im Walde verbringen, außer dem Heulen und Pfeifen des Sturms in den blattloſen Zweigen des Bergwaldes und dem Sich-Fangen des Windes in Felshöhlen — (wer dieſe Muſik nie vernommen, macht ſich von ihrer Mannigfaltigkeit und durchdringenden Schrille keine Vorſtellung: es iſt wirklich oft, als ob alle Geiſter der Hölle in ungeheuren Septimen-Accorden ein infernaliſches Finale

Digitized by Google

ſängen —) das diaboliſche Gelächter der Eulen und den ſchwirrenden, ſauſenden, pfeifenden Lärm, welchen große Flüge von Wandervögeln (Kranichen, Wildgänſen und Schwänen) unſichtbar hoch in den Lüften vollführen.

Am 2. Februar begehen Kirche und Volk das Feſt Mariä Lichtmeß oder Kerzenweihe: es wird nämlich an dieſem Tage in der Kirche das heilige Wachs geweiht, deſſen das Gotteshaus wie die Bauernhütte vielfach im Laufe des Jahres bedarf: von den mancherlei Wachskerzen, welche an dieſem Tage geweiht werden, ſei hier nur genannt die Oſter-Kerze und die Wetter-Kerze: die erſtere wird von der Kirche zu Oſtern, zu Frohnleichnam und bei Taufen entzündet, die Wetterkerze wird in das Bauernhaus mitgenommen, unter dem Cruzifix neben Heiligenbildern und gemachten Blumen aufbewahrt und im Sommer ſowohl während der ſogenannten Schauermeſſen angezündet, welche man abhält, um aufſteigende Schauer- und Hagel-Wetter abzuhalten, als auch, wenn die Gefahr bereits eingetreten iſt, um ſie hinweg zu beten, die Dauer des Hagels abzukürzen, den Schaden zu verringern. Anderwärts verbleibt die Wetter- wie die Oſter-Kerze in der Kirche und der Bauer kauft von derſelben eine dritte, die Hauskerze, für ſich und einen rothen Wachsſtock für die Bäuerin; dieſer dient beſonders dazu, bei der Entbindung um Hand und Fuß der Gebärenden und des Kindes gewunden zu werden, allen böſen Zauber von Mutter und Säugling fern zu halten. (Ferner werden die rothen Wachsſtöcke von den Weibern, wenn ſie „in der Klage“ ſind um einen Verſtorbenen, in der Kirche zum Heil der armen Seele angezündet.) Die Hauskerze dagegen wird angebrannt bei ſchwerem Unwetter, namentlich zur Nacht —

Digitized by Google

denn nächtliche Gewitter kommen nicht von Gott, sondern von bösen Gewalten — ferner am Sterbebett, den bösen Feind fern zu halten von der ausfahrenden Sele. — Wir begegnen hier dem zweitgrößten unter den Walhallagöttern: auch der Gewittergott, Donar, ist noch unvergessen. Jene Wetter, welche nicht von Gott kommen, schickt ein besonderer „Wetterteufel", „Donnerteufel", „Wettermann", welcher, auf hohem Felsengebirge thronend, in seinen langen, rothen, im Winde flatternden Bart bläst — das ist der Wetterwind, welcher rasend schnell die aufgethürmten Wolken vor sich her treibt — und seine Axt bald nach den Gipfeln schlanker Kirchthürme, bald nach den Kronen ragender Eichen schleudert oder auch Menschen auf dem Feld erschlägt, welche, anstatt sich gottesfürchtig bei Blitz und Donner zu bekreuzen, der Allmacht Gottes trotzend „in sein Wetter hinein spotten" — solche giebt der Herr dem „Wettermann" Preis, daß er sie erschlage; ja, auch schon über solche Menschen gewinnt er leicht Gewalt, welche an dem Tag, da sie das Wetter befällt, noch keine Kirche besucht oder kein Vater Unser gesprochen haben: solche schlechte Christen verfallen dem rothbärtigen Donner-Gott des alten Götterglaubens, welcher nunmehr zu einem Teufel herabgewürdigt ist.

Das Wachs, das zu Mariä Kerzenweihe geweiht wird, ist ein besonders heiliger Stoff. Deshalb wird auch aus Wachs das von der Kirche geweihte Universalmittel gegen alle Hexerei und Zauberei gebildet, nämlich der „Trudenfuß", das Pentagramma, welches sogar einem so aufgeklärten und modernen Teufel wie Mephistopheles noch Pein macht. Der Trudenfuß, aus weißem oder rothem Wachs geformt, wird im Stall — denn da liegt die Hauptsorge des Bauers und

Digitized by Google

eine Hauptstätte böſen Zaubers, — an der Wiege, an dem Ehe- und Krankenbett, an der Thür der Wohnſtube angebracht und ſo möge denn in die Zeit der Wachsweihe ein Theil des Zauber- und Hexenglaubens eingeſchaltet werden, welcher noch immer unter unſerem Landvolk ſehr lebendig iſt und leider von einem Theil des Clerus noch begünſtigt wird: vor Kurzem noch wurde in Niederbayern, dem frömmſten und roheſten Theile Altbayerns, auf welchen die meiſten Wallfahrten und Mordthaten fallen, ein in eine kranke Kuh gehexter Teufel mittelſt Exorcismus von einem Geiſtlichen ausgetrieben.

„Trudenfuß“ iſt eine Falle für die Füße der „Truden“ d. h. junger Hexen, welche zur Nachtzeit Menſchen und Thiere wie der Incubus reiten, drücken. Unter den Thieren lieben ſie zumal die Roſſe zu reiten, welche der Bauer dann am Morgen nach ſolchem nächtlichen Trudenritt ganz matt und erſchöpft im Stalle findet, die Halfter abgeriſſen, Schaum vor dem Munde, Schweif und Mähnen zerzauſt und verwirrt. Schon dieſes zeigt, wie andere Spuren, daß die Truden urſprünglich zu dem Geſchlecht der Elben zählten: erſt ſpäter, unter chriſtlichem Einfluß, hat ſie vergröberter Aberglaube vermenſchlicht oder zu Unholdinnen gemacht. Aus den jungen Truden werden ſpäter die alten Hexen:*) Hexerei iſt die durch den Teufel erlernte Kunſt zu zaubern.

*) Die Ableitung des Wortes Hexe iſt beſtritten, wahrſcheinlich muß die poetiſchere von Jacob Grimm: Hexe = Hage-Diſe d. h. Waldgöttin der richtigeren aus dem Romaniſchen hechicera von facere machen d. h. zaubern nachſtehen. Doch erfahre ich, daß man heute noch in Weſtfalen auffallend hellblonde und helläugige Mädchen und Frauen Hage-Diſen nennt. Das Wörterbuch v. J. Grimm (Heyne) erklärt das Wort nunmehr als Feld-Schade von hag, ager, und angelſ. teoſan, laedere.

Digitized by Google

Bezeichnend ist für die Kreise, in welchen dieser Aberglaube waltet, die Richtung, in welcher sich ihre übernatürliche Kunst zu bewegen pflegt: die Hexen machen böse Wetter, Hagelwetter, Schauerschlag zum Schaden ihrer Feinde; sie peitschen zur Nachtzeit solange die stöhnenden Gewässer, bis grauenhafte Gewitter entstehen; in Wirbelwind entführen sie den Nachbaren Heu und Getreide aus den Garben, von dem Erntewagen, ja noch aus der gefüllten Scheune; sie verschaffen sich Milch, Butter und Schmalz von fremdem Vieh, dessen durch Zaubersprüche gelerte Euter nachgehends vom Eigenthümer vergeblich gemolken werden; ja aus den Zaunstecken, aus dem auf der Bleiche liegenden Linnen des Nachbars vermögen sie die Milch von dessen Vieh herauszudrücken.

Hexen brauchen nämlich unmäßig viel Butter und Schmalz, da sie alle Speisen im Fette schwimmend essen. Dieser Zug ist wieder ganz charakteristisch: es ist nicht nur das eigene Ideal der Speisebereitung des bayerischen Bauers, es wirkt hier noch die Erinnerung nach an die alten heidnischen Opferschmäuse, bei welchen es in dieser Richtung hoch hergehen mußte zu Ehren der gefeierten Götter. Ferner verstehen sie Krankheiten zum Schaden von Mensch und Vieh in Wohnhaus und Stall durch heimliches Einschleppen von verderbensvollen Bündeln zu zaubern, die nur nach Auffindung und Entfernung jenes Zaubermittels zu heben sind. Endlich hexen sie auch Kröten in die Häuser, Mäuse in Speicher und Feld ihrer Feinde. Die Quelle nun ihrer übernatürlichen Macht ist der Teufel; d. h. also die untergeordneten heidnischen, göttlichen und halbgöttlichen Wesen, ferner die heidnischen Priesterinnen, welche ihr Centrum in Odhin, dem Gott aller Geheimkünste, hatten, werden von der christlichen

Digitized by Google

Auffassung in gleicher Weise mit dem christlichen König der Hölle in Verbindung gebracht, zu dessen Bild ja sehr zahlreiche Züge von den germanischen Göttern verwerthet worden sind.

Bei all' ihrer Macht bleibt die Hexe zeitlebens arm und elend: denn fröhliches Gedeihen kommt nicht vom Teufel, sondern nur durch des Menschen Fleiß und Gottes Segen. Gegen den bösen Zauber von Hexen, Truden und allen Unholden sucht man sich durch entgegengesetzten guten Zauber, durch die „weiße Kunst," die nicht vom Teufel ist, zu schirmen. Schäfer und Schmiede vor Allem sind im Besitz solch geheimnißvoller Mittel zu Schutz und Heilung, und eine Hauptwaffe gegen bösen Zauberschaden ist nun das erwähnte, am Lichtmeßtag geweihte Wachs: besonders, wenn jener Tag auf einen Sonntag fällt: denn die Biene, welche das edle Wachs bereitet, ist allein von allen Thieren dem Menschen mit der süßen Honig-Speise unverschlechtert aus dem Paradiese nachgeflogen: darum sagt man von allen Thieren, daß sie crepiren, von den Bienen, daß sie sterben.

Am 5. Februar, dem Tag der heiligen Agathe, wird das Brod geweiht, insbesondere im Isarland: anderwärts, z. B. auf den Inseln und an den Ufern des Chiemsees, werden Brod und Geld am grünen Donnerstag oder am Tag des heiligen Benedict geweiht.

Der Fasching nimmt auf dem Lande seinen Anfang mit dem letzten Donnerstag vor der Fasten: dieser heißt daher der „gumpete Döschta" (von gumpen, d. h. lustige Sprünge machen); das Hauptvergnügen besteht in dem Maskenlaufen. Die jungen Burschen stecken sich in eine oft sehr anspruchslose Verkleidung, sie machen die Gesichter mit Ruß und Kohle unkenntlich. In solchem Anzug besuchen

Digitized by Google

sie die Nachbardörfer und ziehen dessen Bewohner mit den überall vorkommenden Neckereien auf, welche eine Gemeinde gegen die andere nach dem Muster der „Lalenburger“ zu erfinden pflegt, oft besteht zwar das letzte Wort der Neckerei in einem Faustschlag. Die Gestalten, welche typisch hierbei begegnen, sind außer dem Hanswurst, dem Fastnacht-Schimmel, (dessen Reiter Niemand anders ist als der oberste der Walhalla-Götter: Odhin) der Teufel, der Soldat, der Quacksalber und Andere. (Früher auch Doktor Martin Luther und seine Käthe). Am häufigsten begegnete man denselben noch vor 20 Jahren im Gebiet von Tölz und Tegernsee; das „Begrabenwerden der Fastnacht“ (d. h. einer weiblichen Figur von Papier) in dem Teich oder Brunnen des Dorfes weist übrigens auf jene Feste hin, die den Sieg des einziehenden Frühlings feiern und die wir später noch kennen lernen werden. Die Scherze der Fastnacht werden beendigt durch den Aschermittwoch, an dessen Vormittag die ganze Gemeinde in der Kirche eine feierliche Einäscherung vornimmt: aber an diesen christlich kirchlichen Gebrauch schließt sich noch ein Stück Heidenthum in der Sitte, mit dieser Asche des Abends die Felder zu bestreuen, was der Sat ersprießlicher sei als drei Tage Regen und drei Tage Sonnenschein: in der Heidenzeit hatte zu gleichem Zweck die Asche der Opferfeuer gedient.

Im Laufe des Februars wird auch das Ausdreschen des eingebrachten Getreides beendet und es reiht sich daran ein Gebrauch, welcher echt heidnisches Gepräge trägt: denn man liebte in der Urzeit, Eingang und Ausgang aller Arbeit mit symbolischen, den Segen der Götter anrufenden Handlungen zu begleiten. So werden denn auch hier in größeren

Digitized by Google

Höfen reicherer Bauern, wenn der Vorrath allmälig zu Ende geht, alle Hausgenossen, ja auch Nachbarn und Freunde, mit zum Dreschen beigezogen und eine Reihe von heut zu Tage halb verwischten, aber doch noch als heidnisch und symbolisch zu erkennenden Handlungen knüpft sich an denjenigen, welcher mit der „Drischel" auf das letzte Getreidebündel den letzten Schlag geführt hat. Es heißt von ihm: er hat die „Los" d. h. die Sau: er muß nun diesen letzten Strohbündel heimlich in die Tenne des nächsten Bauern werfen, der mit dem Ausdreschen noch im Rückstand ist, dieser wird ob seiner Saumsal schwer verhöhnt und heut zu Tage mit Geld gebüßt, früher hatte er den Gegnern eine Mahlzeit zu geben. Deshalb stehn aber die Knechte des Verspäteten, der ein solches Zustecken der „Los" zu fürchten hat, scharf auf der Lauer und, wird der „Loswerfer" beim Anschleichen entdeckt, so ergeht es nun ihm selbst schlecht: er wird gebunden, in den Brunnengrund getaucht, im Gesicht mit Ruß beschmiert und endlich in seinen hänfenen Ketten dem Hofherrn zurückgeführt. Diese verdunkelten Züge des Festes, die Wassertauche und die Bestrafung des Ergriffenen, beruhen auf Vermischung mit dem später zu besprechenden Fest des „Wasservogels". Den echten Charakter des fröhlichen Festes der „Drischel-Henk" kennzeichnet das fröhliche Mahl mit besonderen Fest-Kücheln, welches am Abend alle die Fleißigen versammelt und belohnt, welchen die Feier der nun vollendeten Arbeit zu danken ist; der „Ehrenknecht" aber, der den letzten Schlag geführt, erhält noch obenein zu verzehren das „Losküchel", ein Gebildbrod, welches, oft zwei bis drei Schuh breit, bald mit Wachslichtern besteckt und mit dreschenden Bauern en miniature von Teig besetzt, eine Tenne mit

Digitized by Google

der Dreſcharbeit darſtellt, anderwärts aber — und das iſt offenbar, wie der Name beſagt, die ältere, echt heidniſche Form, die erſt ſpäter von der Kirche verändert wurde, — ein ebenfalls mit Lichtern beſtecktes, mit Rosmarin bekränztes Schwein d. h. offenbar den Opfereber, welcher zu dieſer Zeit dem Gotte Frô geſchlachtet wurde als Dankopfer für die von ihm den Feldern geſpendete Fruchtbarkeit, deren Ergebniſſe ſo eben die Driſchelhenk offenbar gemacht hat. Von dieſem Opferthier erhielt urſprünglich der „Ehrenknecht" das beſte Stück. Gerade der Ausdruck „Driſchelhenk" beweiſt das hohe Alter des Gebrauchs: denn die Urzeit liebte es, das bei Seitelegen, zur Ruhe ſetzen, Aufbewahren eines gebrauchten Geräthes nach geſchehener Arbeit beſonders feierlich, ja ſacral vorzunehmen: dieſe Driſchel-Henk iſt die Zwillingsſchweſter des uralten „Skaftlegi" der älteſten Frankenzeit, d. h. des feierlichen Actes, mit welchem der vom Herbann zurückkehrende Franke den Speresſchaft von ſich an die Wand legte.

In den Monat März fällt gewöhnlich der Sonntag Lätare oder Roſenſonntag, an welchem noch in der vorigen Generation in ganz Altbayern das uralte Feſt des Sieges des Sommers über den Winter gefeiert wurde. Man muß ſich in die klimatiſchen und in die Culturzuſtände des alten Germaniens zurückverſetzen, um, auch bei dem regen Naturgefühl unſeres Volkes, die ganz außerordentliche feierliche Weihe begreiflich zu finden, mit welcher, ſelbſt von den Erwachſenen, damals das Ende der grauen, freud- und thatenloſen Winterzeit begrüßt wurde; ſehr zahlreiche Mythen des germaniſchen Götterglaubens feiern in den mannigfaltigſten Wendungen dieſen Sieg des freudigen Lebens und Lichtes über Tod und

Digitized by Google

Finsterniß, wie umgekehrt das Erliegen des Lichtes vor den Finster-Mächten in Glauben und Cult eine bedeutungsvolle Rolle spielt. Noch durch das ganze Mittelalter hat sich wie in der Poesie der Dichter in dem Festleben des Volkes der Jubel über Wiederkehr und Sieg des „milden Maien" in den verschiedensten Formen erhalten, wenn auch meistens jetzt im Anschluß an christliche Feste wie Ostern, Pfingsten, Fronleichnam. Es ist fast traurig, zu verfolgen, wie, seit dem 16. Jahrhundert etwa, im Zusammenhang mit unseren veränderten Culturzuständen überhaupt, mit der Verdrängung des Naiven, Unmittelbaren, Poetischen durch Reflexion und phantasielose Prosa auch diese Freude und ihr Ausdruck immer mehr auf die Kinder beschränkt und selbst von ihnen nicht mehr in gemeinsamer Feier bethätigt wird, mit welcher ehedem auch die Erwachsenen den Hirten beschenkten, der die Ankunft der ersten Frühlingsboten, der Schwalbe, des Storches, der ersten Veilchen im Dorfe meldete, worauf sie in festlichem Jubelzug den Ankömmling begrüßten. Doch begegnet heute noch in manchen Thälern der Umzug und Kampf des Sommers und Winters.

Der Sommer, meist der schmuckste Bursch des Dorfes, wird in alles Grün gekleidet, das die Jahreszeit gewährt; bunte Bänder flattern von seinem Strohhut, von Schultern und Knien, von dem Scepter, das er in Gestalt eines Blüthenreises oder eines mit Kirschen behängten Baumes führt. Seine Gefolgen sind entsprechend costümirt. Der Winter dagegen, mit Pelzmütze und Pelzmantel, führt die Schneeschaufel oder den Dreschflegel und wird von seinen rußigen Gesellen auf einem Schlitten umhergefahren. Beide Parteien ziehen nun durch alle Gassen des Dorfes, sie halten

Digitized by Google

vor den Häusern, singen die Strophen uralter Lieder ab und sammeln Geschenke von Brot, Eiern und Obst für den Sommer, wobei so reichlich gespendet wird, daß man von einem schwer Bepackten sagt: „der muß so schwer wie Sommer und Winter tragen.“ Nach kurzem Kampf wird nun der Winter vom Sommer besiegt und entweder in den Dorfbrunnen getaucht, d. h. symbolisch ertränkt, oder unter lautem Jubel zum Dorf hinausgejagt in den finstern Wald gen Norden, wohin er auf lange Zeit verbannt ist.

Offenbar berühren sich hier Religions- und Rechtsalterthümer. Die Verbannung in den Wald bedeutet das Friedlos-Setzen des Geächteten, die Ertränkung ist eine uralte Form der Todesstrafe im germanischen Recht. Unter den Riesen aber, welche die Götter bekämpfen, und zu denen insbesondere auch der Winterriese zählt, sind ganz ebenso die dem Menschen feindlichen Elemente und Naturkräfte als die Vertreter des Unrechts, des Friedebruchs, der Feinde der sittlichen und der Rechtsordnung zu verstehen: die „Asen“ (d. h. Aesir, Anses) sind wörtlich die „Tragbalken“ zugleich des Himmels und der Rechtsordnung, ihre Feinde, die Riesen, die Bedroher der heilsamen Ordnung in Natur und Recht. Und es ist höchst bezeichnend, daß der Fenriswolf, einer ihrer gefährlichsten Riesenfeinde, welcher zuletzt, nachdem er sich losgerissen, Odhin selbst verschlingt, durch dasselbe Mittel bis zur Götterdämmerung gebändigt erscheint, welches noch in den Bildern zum Sachsenspiegel den Aechter, d. h. den wegen Verbrechens friedlos Gesetzten kennzeichnet, ein Schwert, welches die beiden Kiefern des gebändigten Wolfes auseinander sperrt. Ob die in verschiedenen Formen des Verbrennens, Ertränkens ꝛc. dargestellte Todesstrafe nicht

Digitized by Google

an uralte Menschenopfer erinnert, welche im Frühling und im Herbst dargebracht wurden, bedarf weiterer Untersuchung: gewiß ist, daß die älteste der Todesstrafe zugrundeliegende Auffassung die des Menschenopfers ist.

Ganz die gleiche Bedeutung des Sieges des Frühlings über den Winter hat das am 24. April in vielen Gegenden Altbayerns, zumal im Chiemgau, mit großem Gepräng gefeierte Fest des heiligen Georg. Es ist nun höchst lehrreich zu verfolgen, wie in der genannten Landschaft, in deren grasreichen Niederungen des Vorgebirgs seit uralter Zeit ganz besonders Rossezucht getrieben wurde, der christlich ritterliche Heilige an die Stelle des Frühlingsgottes Baldur, südgermanisch Phol, getreten ist. Am feierlichsten wurde und wird noch am Westufer des Chiemsees, im Gebiet des alten Gerichts Stein, Pfarrei St. Georgen, dieser „Georgiritt" abgehalten; das Fest ist hier zugleich die Feier des Sieges des Frühlings und eine ursprünglich dem Gotte Phol als dem Beschirmer der Rossezucht dargebrachte Huldigung, ein besonders zahlreich besuchter Roßmarkt wurde bei beginnendem Frühjahr hier offenbar in der heidnischen Zeit mit Opferfesten, wie dies allgemeine Sitte war, verbunden. Heut zu Tage trägt der feierliche Umritt, der ursprünglich dem Frühlingsgott und dem Beschirmer der Rossezucht galt, freilich viele christliche und stark modernisirte Züge.

Um sechs Uhr morgens versammeln sich nach dem Frühgottesdienst aus allen umliegenden Dörfern im Hofe des uralten Schlosses Stein (dessen geheimnißvolle unterirdische Gänge wohl noch aus vorgermanischer Zeit stammen) die Reiter, mehr als hundert an der Zahl, jeder mit wenigstens

Digitized by Google

zwei Rossen. Um sieben Uhr bricht der Zug auf, geführt von Trompetern und Postillonen zu Pferde, und sechs „Engeln" d. h. kleinen Bauernbuben in weißen Jacken mit fleischfarbenen Strümpfen und rothen Schuhen, auf schneeweißen Rossen: in ihrer Mitte der heilige Georg selbst in Gestalt eines Burschen aus Sct. Georgen, der sich zu Behuf dieser Feier besonders den sonst nicht landesüblichen Schnurrbart hat wachsen lassen; auch sein Roß, wie die Pferde seiner Gefolgschaft, muß — und das ist bezeichnend — von weißer Farbe sein. Das Costüme des Heiligen oder Gottes ist freilich aus Rüststücken des 17. Jahrhunderts und modernem Gewaffen buntscheckig zusammengesetzt; hervorzuheben ist der Brustpanzer, der Helm mit wallenden weißen Federn, der rothe Mantel, die roth und weiß bekreuzte Fahne in der Linken, in der Rechten das Schwert. An diesen Vortrab mußte sich früher — denn das Fest war sehr ernst gemeint — anschließen die Gutsherrschaft von Stein sammt ihrem Burgkaplan, in Chorrock und Stola, hoch zu Roß, entsprechend der vollständigen Verkirchlichung der Feier: später wurde die Gutsherrschaft durch ein Mitglied des königlichen Landsgerichts ersetzt. Darauf folgen die „Zechpröbste" d. h. Vorsteher der Brüderschaft St. Georg's mit großen, kranzumwundenen Wachskerzen und endlich die Reiter, parweise, nach Pfarreien geordnet, jede Schar von einem Bannerträger auf weißem Roß geführt. Der Zug geht auf der uralten salzburger Straße nach der St. Georgenkirche zu Weißbrunn, deren Pfarrer sammt Clerisei den Reitern mit dem Sanctissimum entgegengeht, begleitet von den Männern der Georgibrüderschaft im weißen Talar mit rothem Kragen. Die Fußgeher machen nun Halt und

Digitized by Google

ſcharen ſich um eine uralte Heidenlinde in der Nähe der Kirche —: an dieſen Ort knüpft ſich der unverkennbar echt heidniſche Zug des Feſtes, den alle chriſtlichen Umhüllungen nicht ganz zu verbergen vermochten: es ſprengen nämlich die Reiter, einer nach dem anderen, im Galopp an der Linde vorüber und es werden dabei Roß und Mann von dem Pfarrer im Vorüberjagen mit Weihwaſſer beſprengt, welches Krankheit und Sturz von Beiden für Jahresfriſt abwenden ſoll; natürlich iſt das Weihwaſſer an die Stelle eines heidniſchen Segenſymbols getreten. Darauf folgt ein ausführliches Zechgelage und ein eifrig betriebener Roßhandel, die Pferde aber müſſen von Anderen nach Stein zurückgebracht werden, die Reiter zu Fuß nach Hauſe gehen. Gewiß bluteten in der Heidenzeit hierbei Pferdeopfer, welche ja noch in ganz ſpät chriſtlicher Zeit vergebens von der Kirche bekämpft wurden.*)

Daß der Georgstag die Erinnerung an alte Götterfeſte, und zwar in nahem Bezug auf die Roſſezucht, bewahrt, erhellt aus zwei andern denkwürdigen, an dieſen Tag geknüpften Gebräuchen. In vielen Gegenden, ſo im Gebiet der Traun, muß am Georgsabend den Roſſen junges Gras, mit blanker Sichel geſchnitten und mit geweihtem Salz beſtreut, in die Krippe geworfen werden: offenbar die Inauguration der erſtmaligen Fütterung mit dem Gewächs dieſes Jahres, welche ſich mit dem Götterfeſt verband. Ferner aber gehört die Georgsnacht als ſogenannte „Freinacht" den

*) Ich vermag nicht anzugeben, ob auch heute noch wie vor zehn Jahren das Feſt mit ſolcher Feierlichkeit begangen wird. Uebrigens werden anderwärts die Tage anderer Heiliger, z. B. des h. Bernhardt, als Nachfolger Phols mit ſolchen Ritten gefeiert.

Digitized by Google

ledigen Burschen, d. h. sie dürfen allerhand Muthwill und Uebermuth ungeahndet treiben: die Freiheit des alten Götterfestes, bei dem die Freude zügellos waltete und die Strafe ruhte, schützt sie noch heute, nachdem die schützenden Götter längst vergessen sind. Alterthümlich und heidnisch muthet ein Lieblingsstreich dieser Freinacht an: sie schleppen nämlich alles Ackergeräth weithinaus in's Feld und thürmen es an dem Stamm eines wilden Birnbaums empor, — die Erinnerung daran, daß während der Zeit des frohen Götterfestes Arbeit und Ackergeräth ruhen mußte. —

Typisch geradezu für die oben geschilderte Christianisirung heidnischer Feste durch die Kirche, wobei heidnische und christliche Züge oft ganz unvermittelt nebeneinander stehen, ist eines der höchsten Kirchenfeste, das heilige Osterfest. Diese hohe christliche Feier trägt schlecht und recht sogar noch den vollen Namen einer holdseligen Gestalt des germanischen Heidenthums, der „Ostara", d. h. der von Osten, von Aufgang her sieghaft in's Land einziehenden Frühlingsgöttin: dereinst loderten ihr zu Ehr' und Opfer von allen Hügeln und Höhen die heiligen Feuer, in welchen Bilder und Symbole ihres Feindes, des besiegten Winterriesen, verbrannt und allerlei Opfergaben verzehrt wurden. Es ist nun eine hochpoetische Combination, daß das Fest der Auferstehung des Welterlösers aus Grabesnacht mit dem Fest der Auferstehung des erlösenden Frühlingslichts aus den Banden der Winternacht in Zusammenhang gebracht wurde; wenn auch heut zu Tage noch an vielen Orten die heiligen Osterfeuer lodern, so werden sie in doppeltem Sinne entzündet, es ist bald die papierene Gestalt des Verräthers

Digitized by Google

Judas, bald die des Winter-Riesen, welche in die Flammen geworfen wird.

Wir stellen nun die heidnischen und die aus Heidnischem und Christlichem gemischten Züge der Osterfeier nebeneinander.

Am Palmsonntag wird in der Kirche die „Palmweihe" gehalten d. h. die sogenannten „Palmbüschel" werden an diesem Tag gebunden und geweiht; ursprünglich die Palmen, welche bei Christi Einzug in Jerusalem gestreut wurden, werden sie in unserem Lande, wo keine Palmen rauschen, durch nordisches Grün ersetzt (in Italien bilden die Surrogate die immergrünen Zweige von Lorber und Myrthe, im Orient werden noch heute Palmenblätter dazu verwendet.) Das Heft dieses christlich-orientalischen Büschels ist nun aber nothwendig — das mechanische Nebeneinander dieser Elemente könnte nicht bezeichnender ausgedrückt sein — ein Stab der Haselstaude, welche, dem Gotte Donar geweiht, in dem Frühlingscult des Alterthums eine wichtige Rolle spielte. Als heilige Staude des Donnergotts schirmte sie gegen den Blitzstrahl und wurde als Obdach bei ausgebrochenem Gewitter aufgesucht, indem man sich ihr mit bittend aufgehobenen Händen näherte. Das Obdach unter der Haselstaude wollte und konnte die Kirche den vom Unwetter Ueberraschten nicht entziehen, aber der Grund des sichernden Schutzes mußte geändert werden, so entstand denn die Legende, daß dieser Busch der Madonna mit dem Kinde während der Flucht nach Aegypten — schwerlich wachsen in der Wüste Haselstauden! — Schutz gegen Gewitter verliehen und daher von der Himmelskönigin Sicherheit vor dem Blitzstrahl erhalten habe. Der Palmbüschel dient besonders auch zum Schutz wider Hexen und die von solchen

Digitized by Google

heraufbeschworenen Gewitter: daher muß der Haselstiel sorgfältig geschält sein, denn Hexenspuk und Elbenzauber ist so fein, daß er selbst zwischen Holz und Rinde nisten könnte. Außer der Hasel sind wesentliche Bestandtheile des Palmbüschels die Blüthenkätzchen der Palmweide, welche, die ersten Verkündiger des Lenzes aus dem Pflanzenreich, vermuthlich der Ostara heilig waren — eine unverkennbare Erinnerung daran, daß es sich hier ursprünglich um nichts anderes als ein Frühlingsfest handelte. Weiter sind erforderlich der Sayling (Juniperus Sabina), dessen Geruch alle Hexen vertreibt, endlich die altheilige Mistel, deren hohe Bedeutung für den Baldurcultus allbekannt ist. Für jedes Gemach des Hauses wird nun ein Palmbusch geweiht und das Jahr über wohl verwahrt. Zieht ein Wetter herauf, so entzündet man mit Gebeten frisches Feuer auf dem Herde und verbrennt einige der trockenen Blätter: alsdann nehmen die Blitze anderen Weg. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß der Cultus der Frühlingsgötter und der des Donner-Gottes sich nah berührten, ja daß man Winters-Ende und Frühlings-Anfang mit dem ersten Gewitter zusammenfallen ließ, so daß vielleicht das erste Gewitter auch den Tag des Ostara-Festes bezeichnete. Offenbar bilden die Palmbüschel einen Rest der heiligen Zweige und Hölzer, welche in das Ostarafeuer geworfen wurden: wir wissen, daß die Scheiterhaufen und andere geweihte Feuer mit gewissem Gedörn und Gezweig umhegt, (Dornröschen und die „Waberlohe") besteckt und entzündet werden mußten.

Dafür spricht entscheidend mancher Gebrauch des noch heute am Charsamstag entzündeten Osterfeuers. Jedes Haus im Dorf hat einen Beitrag von Holz zu senden, — dies

Digitized by Google

weist immer auf alte Opferfeuer und Schmäuse hin, an welchen Theil zu nehmen alle Gemeindegenossen verpflichtet und berechtigt waren. Vor der Kirchthür — und zwar immer mit Stahl und Stein, also frisch entzündet, nicht mit entlehnter Flamme, — wird der Holzstoß entfacht; wir bemerkten schon, daß die darin verbrannte Figur von Holz oder Papier bald Judas, — (was offenbar ganz willkürlich und gegen den Geist der biblischen Erzählung ist) — bald den Winterriesen darstellt. Jedes Haus im Dorf zieht nun aus dem Scheiterhaufen ein Stück Holz, welches, wie die offenbar viel jüngeren Palmbüschel, bei jedem Gewitter des Jahres auf dem Herd angezündet wird, mit seinem Dampfe die Blitze zu verscheuchen. Der wälsche Nußbaum, dessen Holz heut zu Tage mit Vorliebe hierzu verwendet wird, ist wohl seines Wohlgeruchs wegen, wie ich vermuthe, an die Stelle eines dem Donar geweihten Baumes (Eiche, Vogelbeerbaum) getreten. Anderwärts entzündet man an dem Osterfeuer den Schwamm, mittels dessen, nach sorgfältiger Verlöschung des alten, das Herdfeuer des neuen Jahres in das Haus getragen wird.

Die innige Verbindung der Culte der Frühlingsgöttin und Donars beweisen insbesondere die Ostereier: diese müssen die rothe, dem rothbärtigen Blitzgott geweihte Farbe tragen und gelten als besonders werthvoll, wenn sie an dem diesem Gotte heiligen Donnerstag gelegt sind. Aber freilich nicht — wie andere Eier — von einem Huhn, sondern von der der Frühlingsgöttin wegen ihrer Fruchtbarkeit heiligen Häsin rühren sie her. Auf besonders heilige, durch Gegenwart der Götter segenvolle Zeit weist es hin, daß auch das edle Element des Wassers, am Ostertag unter besonderen Voraus-

Digitized by Google

setzungen geschöpft, geheimnißvolle Heilkraft übt; es muß nämlich vor Aufgang der Sonne, stromabwärts, mit zum Gebet gesenktem Haupt, stillschweigend, ohne Widerwort Anderer, geschöpft sein und sonder bösen „Angang". (vergleiche darüber J. Grimm's deutsche Mythologie: die Begegnung gewisser Thiere oder Menschen bei Beginn bestimmter Werke ist „Angang" von guter oder böser Vorbedeutung; oben S. 81).

In dem abgelegenen Thal der Jachenau, wo sich überhaupt alte Sitte zäher als anderwärts erhalten, wird der Osterschmaus in einer Weise gefeiert, welche noch vollständig ein Stück germanischen Opferfestes darstellt; es muß nämlich in jedem Jahre, in umgehender Reihe, jeder der sechsunddreißig „Hofbauern" d. h. Alt- oder Vollbauern des Thales — die armen Söldner sind von dieser Verpflichtung frei — einen Widder zum Ostermahle spenden; dieser wird in Vierteln gebraten, dann in einem Korb wieder zusammen gerichtet, als wäre er unzerstückt, mit dem abgezogenen Vließe wieder bedeckt, das Haupt mit einem Kranz von Buchs und rothen Bändern geziert und — das ist echt heidnisch — seine Hörner werden, wie die der Opferthiere des Nordens, vergoldet; das so geschmückte Opferthier trägt der Erbe des Hauses zur Weihe in die Kirche, die hier sichtlich an die Stelle des Opferpriesters getreten ist, der Hirt eines jeden Hofes nimmt einen entsprechenden Theil in Empfang, die geringeren Stücke werden unter die Söldnerfamilien vertheilt: man sieht, wie hier das jüdisch-christliche Pascha nicht völlig den germanischen Opferdienst zu verhüllen vermag. Die Kirche weiht übrigens zu Ostern besonders Eßwaren: Eier, Salz, Brot, Kalb- und Schweinefleisch und

Digitized by Google

da sich auch ein besonderes Gebildbrot dieses Festes, der „Osterfladen", erhalten hat, so dürfen wir auch hierin Erinnerungen an alte Opferschmäuse, die zu dieser Festzeit gehalten wurden, erblicken.

Ein anderer Tag, an welchem noch bis in das späteste Mittelalter, ja bis in die Gegenwart von der Schuljugend das Fest des Frühlingseinzuges gefeiert wurde und wird, ist der erste Mai. Ich vermuthe, daß das feierliche Setzen der Maibäume ursprünglich eine Cult-Handlung zu Ehren eines Frühlingsgottes war: wenigstens wird das Aufrichten und Schmücken solcher Bäume von zahlreichen geistlichen Quellen, Concilsschlüssen, Bußordnungen ꝛc. in Italien und Deutschland als heidnischer Aberglaube verpönt. Der allgemeine Maibaum gilt als Ehrenzeichen der ganzen Gemeinde; er wird schon Mitte April in feierlichem Zug aus dem Walde geholt, wo er unter besonderen Sprüchen und Formen gefällt worden — so muß der Vertreter jedes Standes einen Schlag mit der Axt thun: — nachdem er nun bearbeitet, mit allerlei charakteristischem Zierat behangen und besteckt ist, wird er am ersten Mai auf dem freien Platz zwischen Kirche und Wirthshaus aufgepflanzt und mit frischem Wasser begossen. Dieser Plan, ehedem der Versammlungsort dere rwachsenen Dorfjugend zu Spiel und Tanz, sieht jetzt freilich höchstens noch die Kinder tanzen „um den grünen Maien". Aber noch immer hält ein ehrlich Dorf durch das ganze oberbayrische Land viel auf einen schönen Maibaum; namentlich im Ampergrund, aber auch im Innthal und im Chiemgau, sieht man sie oft reich und schön verziert und häufig erneuert. Neben den bloß willkürlichen Zieraten, wie Fahnen,

Digitized by Google

Kränze, Wappen, Inschriften, gibt es auch wesentliche unerläßliche Bestandtheile desselben: so der „Maibüschel“ d. h. der grüne Tannenwipfel, der an der Spitze stehen bleiben muß, zur Erinnerung, daß wir hier nicht vor einer todten Stange stehen, sondern vor einem lebendigen Baum des deutschen Waldes. Baumcultus der Germanen z. B. der Langobarden, namentlich aber auch der Bajuvaren, ist vielfach bezeugt: die Sitte, Madonnen- und Heiligenbilder in einen Baumstamm einzulassen, dieselben mit Blumen, Lichtern und im Herbst mit rothen Vogelbeeren zu bestecken, namentlich an Bäumen in der Nähe von Quellen, ist uralt und, wie wir alsbald sehen werden, auch heute noch lebendig im Schwange. Uebrigens ist dabei nicht an Anbetung der Bäume zu denken, diese sind vielmehr nur der Wohnsitz von Göttern und Halbgöttern, namentlich den Elben.*) Diese Bedeutung des Maibaums als eines Stückes von Waldverehrung ist freilich längst verwischt: auch der Maibaum wurde christianisirt, indem das sogenannte „Leiden-Christi“, d. h. alle Werkzeuge seines Leidens, von der Kirche als wesentliche Bestandtheile des Maibaums beigefügt wurden; wir wüßten gerne, an Stelle welcher heidnischen Zeichen sie getreten sind. So dürfen nicht fehlen: Geißel und Säule, Leiter und Ruthe, Schwert und Laterne, Hammer und Zange,

*) Es ist ganz verkehrt, wenn man den Germanen „Fetischismus“ o. h. unmittelbare Anbetung von Steinen, Bäumen, Thieren als göttlicher Wesen Schuld gibt: es liegen in solchen Fällen nur Incarnationen oder Verwechselung der Wohnorte und Attribute mit den Göttern selbst vor. Nur vereinzelt scheint, wie übrigens bei allen Religionen, namentlich in Scandinavien zur Zeit der Auflösung des alten Götterglaubens solche Verirrung und Vergröberung des Religionstriebes und des ursprünglichen Licht-Cultus vorgekommen zu sein.

Digitized by Google

Nagel und Würfel, Sper, Eſſigſchwamm und Krug, ja auch nicht der krähende Hahn St. Peters.

Offenbar viel älter ſind jene Figuren des Maibaums, welche Bauer und Bäuerin, das Bauernhaus und die Abzeichen der Gewerke darſtellen; das älteſte Attribut aber ſind wohl die vier Armbrüſte, welche, gegen die vier Winde geſpannt, das drohende Symbol bäuriſcher Wehrhaftigkeit gegen jeden Feind waren; ſie ſtammen aus der Zeit, da die hergebrachte Waffe des Bauern, ſofern er überhaupt noch zum Heerbann oder doch zum „Landſchrei“ aufgeboten wurde, in Pfeil und Bogen beſtand. Der Zuſammenhang dieſer Wehrbäume mit dem „Caroccio“ der lombardiſchen Städte iſt unverkennbar: übrigens fehlt es auch in Deutſchland an ſolchen Bäumen halb feſtlicher, halb kriegeriſcher Bedeutung auf Wagen und Gerüſten keineswegs. Neben dieſem allgemeinen Maibaum giebt es noch kleine, beſondere Maien, welche nur der Einen, der ſie geſetzt worden, zur freudigen Ehre gelten ſollen. Denn wie man ſchlechten oder bösartigen Weibern Nachts einen „Tattermann“ (von „tattern“, das heißt: erſchrecken) vor's Fenſter ſtellt, einen dürren Baum mit Lumpen behängt, oder einen Strohmann mit zerfetzten Kleidern, ſo pflanzt man ſchönen und braven Mädchen gern einen „Ehrenbaum“ auf's Dach oder vor's Kammerfenſter: und zwar thut dies nicht nur ihr Schatz allein, ſondern oft die ganze männliche Jugend des Dorfes. Solch ein Ehrenbäumlein, ein kleiner Tannenbuſch mit farbigen Bändern, mit Kränzen und rothen Aepfeln gar lieblich geſchmückt, ſoll der wackern Dirne zeigen und allen Leuten ſonſt, wie man Sauberkeit an Leib und Sele wohl zu ehren weiß im Ort. Anderwärts wird wohl auch dem jüngſt

Digitized by Google

verheiratheten Ehepar oder einem tüchtigen Pfarrer, einem freigebigen Gutsherrn ꝛc. ein ſolcher Ehrenbaum geſetzt.

Das Feſt der Sommerſonnenwende wird am Tage St. Veit oder am Tag Peter und Paul, regelmäßig aber am Tag Johannis des Täufers, dem 24. Juni, gefeiert. Urſprünglich wurden die Sonnenwendfeuer zu Ehren des ſterbenden Lichtgotts entzündet: Baldur's, des Gottes des Frühlingslichts, der an dieſem Tag beginnt, der Nacht zu unterliegen und in Hela's dunkles Reich hinabzutauchen. Es waren die Flammen des Scheiterhaufens, welche die Leiche des ſchönen Gottes verzehrten, ſpäter wohl auch heilige Opferfeuer. Längſt hat die chriſtliche Kirche die Erinnerung an die urſprüngliche Bedeutung jener Feuer im Bewußtſein des Volkes ausgelöſcht.

Aber die uralte Tradition und die Luſt an dem ſchönen Element hat die Freude des Volkes an der Sitte durch die Jahrhunderte erhalten, obwohl weltliche und geiſtliche Geſetze ſchon des 7. und 8. Jahrhunderts, Beichtordnungen ꝛc. es als heidniſchen Aberglauben verbieten, „den Göttern auf den Bergen nächtliche Feuer anzuzünden, durch dieſelben zu ſpringen, das Vieh zu treiben“ ꝛc.

So lodern denn noch durch ganz Oberbayern, trotz den frühern Verboten einer lichtſcheuen Polizei, die fröhlichen Flammen, beſonders auf den Bergen; und einen poeſievollen Eindruck macht das leuchtende Spiel mit den oft höchſt maleriſch darum gereihten Gruppen in der ſchweigenden, nächtlichen Landſchaft. Auch fehlt es noch keineswegs an dem Bewußtſein, daß es ſich hier nicht um gewöhnliche Feuer handelt, ſondern daß dieſe Flammen ein heiliges Feſt bedeuten. So wird daſſelbe an vielen Orten nur von ge-

Digitized by Google

weihtem Holz genährt, z. B. von den Bäumen, welche bei der Frohnleichnamsprozession aufgepflanzt worden. Anderwärts muß jedes Haus im Dorf Antheil haben am Sonnwendfeuer und seinem Segen: eine deutliche Erinnerung an die alte Opferfeier, bei welcher ja auch nur die zur Strafe friedlos gesetzten ausgeschlossen waren. Daher ziehen am Vorabend die Kinder singend von Haus zu Haus und erbitten überall einen Beitrag zu dem Scheiterhaufen. Dabei singen sie den Vers:

„Ist ein braver Herr im Haus,
Reicht er uns ein Scheit heraus;
Zwei Scheiter und zwei Boschen
Machen es brennen und gloschen."

Auch im übrigen kennt man noch die heilige Bedeutung, die heilende Wirkung dieses Feuers; es heißt noch immer: „Nothfeuer". Das Wort wird doppelt erklärt. Einmal als durch Nothzwang zur Entstehung genöthigtes Feuer, indem es, nachdem alle Feuer im Dorf sorglich gelöscht sind, durch Reiben bestimmter Hölzer (in manchen Gegenden müssen es neunerlei Hölzer sein) neu entfacht wird, d. h. durch den Gebrauch während des ganzen Jahres und die Entlehnung eines Herdes von dem andern hat das Element an seiner geheimnißvollen, jungfräulichen Heiligkeit verloren, es wird daher neu entzündet; anderwärts bedient man sich zu gleichem Zweck des „Wildfeuers", d. h. das unmittelbar aus Donar's Hand durch den Blitzstrahl in Bäumen entflammten Feuers; zündete der Blitz in der Nähe, so wird ebenfalls alles Feuer im Dorf gelöscht und in jedes Haus ein brennender Spahn des „Wildfeuers" getragen. In andrem Sinn wird „Nothfeuer" als das vorbeugend oder heilend gegen gefürchtete

Digitized by Google

oder eingebrochene Krankheit von Mensch und Vieh dienſame Feuer erklärt und gebraucht; d. h. man treibt geſundes Vieh durch die halbverlöſchenden Flammen, auf daß es nicht erkranke, oder erkranktes, auf daß es heile. (Oben S. 97) Auch kranke Menſchen, namentlich an Hautausſchlägen Leidende, ſpringen durch die reinigende Flamme. Wer über dieſe hüpft, dem thut beim Kornſchneiden und bei aller Feldarbeit das Herz nicht weh; auch achtet der Bauer wohl, wie hoch die Flamme emporlodert; denn ſo hoch wächſt in dieſem Jahre das Korn. Beſonders alt, weitverbreitet und mannigfaltig iſt aber der Liebesbrauch, mit ſeinem Schatz Hand in Hand durch die heilige Flamme zu ſpringen; reichartigſter Aberglaube und mancherlei Scherz knüpfen ſich an die Art, wie das Par den Sprung vollführt. Im Lechrain wird bei dieſem „Feuerjucken" der Spruch geſungen:

„Unter'm Kopf und oberm Kopf thu i mein Huatl ſchwinga,
Deandl, wenn'ſt mi recht gern haſt, durch's Feuer mußt mit mir ſpringa.

An andern Orten iſt das „Scheibentreiben" üblich; die Burſche ſchleudern Holzſcheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rothglühend gemacht ſind, an langen Stöcken im Wettſpiel einer höher als der andere, in die dunkle Luft, ihren Liebſten zum Preis. Und ſie ſingen dazu:

„Dieſe Scheiben will ich treiben,
Meiner Herzallerliebſten zu Ehren".

Und mit dem drohend-trotzigen Zuſatz: „Wer will's wehren"? Daher ſtammt die Redensart: „Jemandem eine Scheibe einſetzen", d. h. eine Ehre anthun. Anderwärts freilich iſt der früher als ſacraler Akt von den Erwachſenen ernſt-gläubig vollzogene Brauch zu einem Spiel der Kinder herabgeſunken: — wie das bei ſo vielen altheidniſchen Ge-

Digitized by Google

pflogenheiten begegnet — im Kreis um das Feuer wird dann das sogenannte „Hennenfangen" gespielt, wobei die erwischte Henne über das Feuer gelupft wird. Aber zumal an abgelegenen Orten tanzen auch noch die Erwachsenen um das Feuer selbst oder um einen daneben aufgerichteten Balken mit einem Querholz, der dicht mit Stroh umwunden und angezündet wird; in wildem Ringeltanz, nach eintöniger Weise, dreht sich alles, bis Feuer oder Balken herabgebrannt. Mit solchen Gebräuchen wird das uralte Fest oft bis weit über Mitternacht hinaus gefeiert, sodaß, statt seines herabgebrannten Scheiterhaufens, der Gott des Morgenlichtes selbst den von seiner Feier Heimkehrenden leuchtet. Es bedarf keiner Ausführung, daß in diesen Traditionen Ueberreste des Baldur-Cultus enthalten sind, des Gottes des Sommerlichts und wohl auch theilweise der Heilkunst.

Aber auch das Andenken eines Gottes, von welchem wir aus den schriftlichen Quellen der germanischen Mythologie ziemlich wenig wissen, nämlich des Gottes des Erntesegens, der Feldfruchtbarkeit, Frô's, hat sich in einem merkwürdigen Aberglauben in Bayern lebendig erhalten, welcher wieder einen bezeichnenden Beleg giebt für die Dämonisirung, — wie ich das Herunterziehen zu teuflischen Unholden nennen will — der Walhalla-Götter durch die christliche Lehre. An drei Nächten des Juni, St. Veit, Sonnwend und Peter und Paul, waltet jener böse Zauber, welchen neidgierige Bauern an dem Getreidefeld ihrer Nachbarn üben und welcher unter verschiedenen Namen z. B. Durchschnitt, Wegeleschnitt, Bockschnitt, endlich Bilwisschnitt bekannt ist. Oft sieht man in den Kornfeldern einen querfortlaufenden Schnitt, meistens etwa fußbreit, durch welchen die Halme, ungefähr 1½ Fuß

Digitized by Google

oberhalb der Erde, scharf, wie mit einem Messer, abgeschnitten sind; die Verheerung rührt weder von Hasen her, für welche der Schnitt zu hoch, noch von Rehen, von denen sich keine Fährte zeigt; aber auch nicht von Menschen, da die Halme oft mitten im Getreide abgeschnitten sind, wohin keine Menschentritte führen; wahrscheinlich sind Insekten oder kleine Nagethiere die Uebelthäter. Nach dem Volksglauben aber rührt der Schade von einem bösen Nachbar her, der ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen; er setzt sich rücklings auf einen pechschwarzen Bock oder ein gelbes Schwein — eben den Teufel selbst —, bindet ein blankes Messer, dessen Klinge zu gefreiter Zeit mit gestabten Worten, in sacralen Formen, geschmiedet und zur Mitternacht in bestimmte Gewässer getaucht sein muß; er reitet nun, ohne die Erde zu berühren, über die Spitzen der nickenden Halme von einem Eck des fremden Feldes zum andern; dadurch werden alle Garben, welche der Weg des unholden Reiters umzirkt, dessen eigen. Da dies aber zur Zeit der Blüthe, nicht der Reife, des Getreides geschieht, so blühen und zeitigen dieselben nicht mehr auf dem Acker des Geschädigten zu Ende, sondern zwar gleichzeitig mit dem Korn auf dem Felde, aber nunmehr in der Scheune des dämonischen Reiters.

Der Ritt kann nur an jenen drei Tagen und zwar während des Gebetläutens geschehen; aus diesem Grunde wird an diesen Tagen nur so kurze Zeit als möglich geläutet. Zwar sind während des Rittes Zauberer und Teufel unsichtbar, aber es giebt ein Mittel, sie zu erschauen: wenn man nämlich einen alten Maulwurfshügel verkehrt auf den Kopf stülpt, so erkennt man das Geritt und, ruft man den Reiter bei Namen, so muß er siechen von Stund an. Auch

Digitized by Google

erkennt man den Bilwisschneider daran, daß er vorn auf dem Kopf kein Haar hat, sondern die Stirne steil und spitzig in den Schädel ausläuft; vermuthlich, weil er die Stirnlocke dem Teufel als Unterpfand für seine Sele opfern mußte. Um das Verderben von dem also durchrittenen Felde zu wenden, ja selbst die hinweggezauberten Garben wieder zu gewinnen, giebt es zwei Mittel: ein spätes, christliches: man besprengt die erste eingebrachte Garbe mit dem am Tage der heiligen drei Könige geweihten Wasser und Salz; und ein altes, heidnisches: man schiebt den ersten Erntewagen verkehrt in die Scheune. Der Bilwis ist übrigens auch sonst zu einem schädlichem Dämon herabgesunken; Kindern, deren Hare morgens verfilzt und verzottelt erscheinen, hat dies zur Nacht der Bilwis gethan*); solcher Muthwille ist sonst ein Spiel der Elben und vielleicht liegt darin ein Hinweis auf die elbische Natur und Rangstufe dieses Geistes, mit der er sich später begnügen mußte; ursprünglich aber haben wir gewiß an den Gott der Ernte zu denken, welcher auf seinem heiligen Thiere (den Bock hat erst der Zusammenhang mit dem Teufel untergeschoben), dem goldborstigen Eber Gûlinborsti zur einbrechenden Dämmerzeit segnend durch die Felder reitet, daß alle Halme fruchtschwer im Abendwinde nicken.

Wie das Osterfest trägt auch das hohe Kirchenfest der Pfingsten noch die Feier eines altheidnischen Gebrauches, das Spiel des „Pfingstels", „Pfingstlümmels" oder „Wasservogels", welches im Gebiet der Isar, der Sempt und Isen, aber auch im Lande der Par und des untern Lechs, bald

*) Siehe Schmeller's Wörterbuch unter „bilwizen".

Digitized by Google

jährlich, bald in einem Cyklus von drei oder fünf Jahren noch immer eifrig geübt wird. Heutzutage sind darin zwei verschiedene Handlungen verbunden: erstens abermals eine Verherrlichung des Sieges des Sommers über den Winter — denn zur Zeit dieses fröhlichen Festes ist ja die Pracht der schönen Jahreszeit am siegreichsten entfaltet —, sodann aber ein Erbitten von Regen nach längerer Dürre durch symbolische Handlungen. Es leuchtet ein, daß letztere Culthandlung nicht jährlich und nicht zu bestimmter Zeit gebräuchlich sein konnte: man hat nur später aus halbem Vergessen der alten Frühlingsfeier die Regenbitte mit hereingezogen. Am Pfingstmontag nach der Vesper besteigt ein Bursche, früher jedesmal der faulste Knecht, d. h. der zuletzt beim Frühgottesdienst erschienen (offenbar späte christliche Zuthat), ein mit Kränzen, Laubgewinden und Bändern bunt geschmücktes Pferd, der Reiter ist selbst ganz in Grün, d. h. in Laub und Schilf gehüllt. Ihm folgt ein berittenes Geleit von ein par Dutzend Burschen, sie ziehen von Haus zu Haus und sammeln unter Absingung alter Lieder und Sprüche Gaben von Brot und Eiern, Butter und Mehl. Dies Sammeln und Singen heißt „Santrigel" und alle Genossen des Zuges die „Santrigelbuben", von dem alten „Sammtrigal" = Symbolum. Darauf geht der Zug nach einem Bach oder Teich in der Nähe des Ortes und nun wird der „Pfingstel" oder, wie er gerade bei dieser Procedur heißt, der „Wasservogel", unter lautem Jubel vom Roß herab in das Wasser geworfen; es hat dies keine andere Bedeutung als das Ertränken des besiegten Winters, das wir oben bereits kennen gelernt, nur daß hier verkehrter Weise statt des Winters der grünende Sieger hergenommen wird. Dies hat seinen

Digitized by Google

Grund eben in dem Hereinziehen der zweiten Culthandlung, der Regenerbittung.

Ich habe anderwärts*) ausgeführt, daß entsprechend dem Gesetz symbolischer Sacral-Handlungen dasjenige bei diesem Regenerbitten den Göttern augenfällig und handgreiflich vorgemacht wurde, was man von ihnen verlangte: nach langer Dürre hüllte man einen Knaben oder ein Mädchen durchaus in grünes Laub und begoß und besprengte am Abschluß eines feierlichen Umzugs diesen Repräsentanten der grünen Erde mit Wasser —, den Göttern zu zeigen, was sie an der Erde thun sollten. Dieser Gebrauch wird, losgelöst von Pfingsten, je nach Bedürfniß, in vielen Thälern alle Jahre gepflogen. — Der Sieg des Sommers über den Winter wird noch unverkennbar in jener Form des „Wasservogels" dargestellt, in welcher nicht der in Grün gehüllte Reiter d. h. der Sommer, sondern eine Strohgestalt, die er an den Schweif seines Pferdes gebunden mit sich schleppt, ein vogelartiges (ursprünglich gewiß drachenartiges) Ungethüm mit langem Schwanenhals und klaffendem Holzrachen, in's Wasser geworfen wird, d. h. der besiegte Winterdrache. Es ist nun ganz charakteristisch dafür, wie die profane Lust an Vergnügen, Spiel und Schmaus allmälig die religiösen Bedeutungen dieser Feste verdrängt hat, daß heutzutage beinah die Hauptsache des Festes nicht mehr der Drache, sondern ein Seidentüchlein ist, welches sammt dem hölzernen Hals des Vogels, unter den Burschen nach der Wassertauche ausgespielt wird; der Gewinner wird Festkönig, das Tüchlein schenkt er seinem Schatz, den Drachen-

*) Das Symbolische in der germanischen Mythologie oben S. 68

Digitized by Google

kopf aber, der ganz speciell der „Santrigel“ heißt, nagelt er auf den First seiner Scheuer zum Schutz gegen Blitz und Feuer für's ganze Jahr, bis ein anderer Pfingstel ihn ablöst. Diese Beziehung auf den Blitzschlag sowie das Gebildbrot d. h. die ungeheuren Küchel, welche aus den gesammelten Beiträgen in der ungeschlachten Form eines Vogels oder Drachen gebacken werden, weisen noch mitten in der modernen Profanirung auf die alte sacrale Bedeutung des Festes hin.

Die Lust an festlichen Aufzügen geistlichen, weltlichen und gemischten Charakters ist in unserem Landvolk überhaupt außerordentlich lebendig geblieben und so gewiß Viele derselben rein christlich-kirchlichen Ursprungs und oft ganz jungen Datums sind, so sicher stammen andere dieser Umzüge noch aus den grauen Tagen, da die heidnischen Priester der Germanen die Holzbilder der Götter auf den mit weißen Rossen bespannten oder von Rindern gezogenen Wagen zu gewissen Festzeiten durch die Gaue fuhren, sie aus dem tiefsten Dunkel der Eichenwälder oder aus Klippenhöhlen am Meeresstrand, oder aus heiligen Eilanden abholend, Segen und Heil den Menschen und den Feldern zuzubringen.

Diese Aufzüge, wie sie allmälig im Lauf der Jahrhunderte immer neue Gestalten aufgenommen, gewähren ein lehrreiches Abbild unserer buntscheckig zusammengesetzten Culturgeschichte; so pflegte noch vor wenigen Jahren in der Gegend von Sauerlach, ähnlich bei Ebersberg, der Pfingstfestzug eine höchst gemischte Gesellschaft zu versammeln. An der Spitze zog ein Stück germanischer Mythologie einher in Gestalt ungeheurer Riesen mit Keulen in den Händen und mit Laubgewinden um die Hüften; hart darauf folgte ein aus dem hellenischen Olymp herabgestiegener

Digitized by Google

Bacchus auf einem Weinfaß oder der von falſcher Gelehrſamkeit frei erfundene Gott oder König des Biers, Gambrinus, auf hopfenumkränzten Maiſchbottich. Der Eifer der katholiſchen Geiſtlichkeit hat im achtzehnten Jahrhundert zwei gegen den Proteſtantismus gerichtete Spottbilder beigefügt, den Dr. Martin Luther in ungebührlicher Dicke des Leibes, um welchen er, ſtatt des Auguſtiner-Gürtels, an einem Strick jenes Paar Bratwürſte trägt, welches er nach dem Volks- (oder richtiger wohl Pfaffen-) Witz auf dem Reichstag zu Augsburg verzehrt und bei ſeiner haſtigen Flucht zu bezahlen verſäumt hat; ihn begleitet ſeine Frau, „die hübſche Käthe“, deren weiße Taube er aus der Bibel leſen lehrt: eine erotiſche Verſpottung der Inſpiration durch den heiligen Geiſt, welche der Reformator angeblich für ſeine Bibelüberſetzung in Anſpruch genommen haben ſollte. Daran reiht ſich eine Geſtalt aus der germaniſchen Götterwelt, die „Perchta-Frau“; ſie fährt auf einer mit heiligen Kräutern beſteckten Egge, von einem ſchwarzen Roſſe gezogen, eine Flachsſchwinge in der Rechten: es iſt die Göttin Berahta als Vorſteherin des Flachsbaues und des Spinnens. Ihr folgt eine Figur, welche bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Süddeutſchland eine lärmende Rolle ſpielte: der Wunderdoctor, Charlatan, wandernder Zahnkünſtler mit ſeinem clownartigen Diener und ſeinem Apparat von Pillen und Mixturen: er erſcheint in der Tracht des „wälſchen“, d. h. italieniſchen oder franzöſiſchen Cavaliers, mit dreieckigem, befranztem Hut, Hemd mit Jabot, buntem, ſeidengeſticktem Spitzrock, rothſeidener beblümter Weſte, Galanteriedegen, Atlashoſen bis an's Knie, ſeidnen Strümpfen und Schnallenſchuhen: man ſieht, das Volksgedächtniß hat das Coſtüme

Digitized by Google

dieſer Meſſieurs und Signori nicht vergeſſen. Unmittelbar daneben aber ſtellt ein ſonderbarer bajuvariſcher Patriotismus den unter dem Namen des „bayeriſchen Hieſel“ (Matthias) wohlbekannten Räuberhauptmann, der mit ſeiner Bande in der Zeit der franzöſiſchen Kriege ein Schrecken, aber wegen ſeiner wilden Kühnheit ſpäter auch ein Stolz bayeriſcher Landſchaften war. Das übrige Perſonal des Zugs beſteht aus zahlreichen Vertretern des bäuerlichen Lebens und der bäuerlichen Sitte, dann auch anderer Stände des flachen Landes: Hirten, Jäger, Fiſcher, Hochzeitleute mit Kranzel-Herren und Kranzl-Jungfern, Scheerenſchleifer, Kaminfeger, Nachtwächter und — last, not least — der Hanswurſt, welcher heutzutage als König des Feſtes erſcheint. Rein locale Erinnerungen an geſchichtliche Vorgänge unſerer Zeiten ſtellen anderwärts andere Contingente zu dem Perſonal ſolcher Umzüge: ſo geſellen ſich in der Gegend von Längries zu den regelmäßigen Geſtalten der Fronleichnahmsproceſſion (Fro = unſer lieber Herr, Leichnam = Leib; bekanntlich wird das Feſt von der katholiſchen Kirche zur Erinnerung an die Einſetzung des Sacraments des heiligen Abendmahls begangen) d. h. alſo zu den Bauerſchaften mit ihren Tragbildern und Fahnen, dem Engel mit goldner Rüſtung und goldnen Flügeln und weißgekleideten Jungfrauen ein Schwarm von etwa 30 berittenen Burſchen, welche mittelſt Pelzmützen, Schabracken und Dollmann als Huſaren verkleidet ſind: eine Reminiscenz an den Ueberfall der Panduren unter Trenk vom Jahre 1742.

Der Fronleichnahmstag und der darauf folgende Donnerſtag und Sonntag führen den Namen: „Kranzeltage“, weil an denſelben die zahlloſen Crucifixe, Feldkreuze,

Digitized by Google

Madonnen- und Heiligenbilder, dann auch die „Marter-säulen“ d. h. die zur Erinnerung an einen Verunglückten an Ort und Stelle errichteten Gedenktafeln, welche sich über ganz Süddeutschland verstreut, finden mit Blumen (später mit aufgereihten Vogelbeeren) bekränzt werden. Die merkwürdigsten jener Heiligenbilder sind übrigens solche, welche, in uralte Bäume eingelassen, von deren Rinde zusammengehalten werden; besonders häufig findet man sie in alten Eichen und Linden in der Nähe lebendiger, in der Umgegend für heilkräftig angesehener Quellen; hier liegt ein Stück uralten germanischen Götter-Cults vor uns, welcher zwar nicht, wie man neuerdings wieder irrthümlich behauptet hat, ein Baum-Cultus war, aber allerdings gewisse heilige Bäume als die geheimniß-umrauschte Wohnstätte des unsichtbaren Gottes auffaßte und verehrte; zumal an dem Rande von Waldbronnen, die durch einsame Schatten des Urwalds flossen, glaubte man solche von Göttern und Halbgöttern bewohnte Bäume suchen zu dürfen. Jahrhunderte lang mühte sich die Kirche mit dem Verbot, vor solchen Bäumen, an diesen Quellen gewisse Handlungen des Aberglaubens vorzunehmen, welche eben ehemals Cult-Handlungen waren; z. B. den Waldquellen Lichter zu opfern, in kleinen Schiffen von Rinden angezündete Späne und Kerzen schwimmen zu lassen und aus deren Lauf zu prophezeien: diese Sitte, welche heute nur noch als harmloses Kinderspiel begegnet, war ursprünglich eine Art Augurium und deshalb von den geistlichen Satzungen seit dem 6. Jahrhundert bei schwerer Strafe verboten. Zuletzt that die Kirche hier wie überall: sie schob ihre Heiligen in die alten Götterbäume und ließ nun das Volk unbehelligt davor knieen und beten.

Digitized by Google

Einige der heutzutage von der Kirche begangenen oder doch begleiteten Umzüge tragen noch deutlich das heidnische Gepräge ihres Ursprungs; so war es altheidnische Sitte, die Feldflur der Gemeinde, die Mark, zu gewissen Zeiten festlich zu umziehen zu Fuß, zu Roß und zu Wagen unter Mitführung der Götterbilder und heiliger Zeichen, Fahnen ꝛc., welche nur an diesen Tagen von den Priestern aus dem dunkeln Geheimniß der Götterhaine abgeholt wurden: der Umzug diente einmal dem Zweck, die Grenzen feierlich zu bestätigen und ihren Lauf dem Gedächtniß der Genossen einzuprägen, dann aber auch, den Segen der Götter auf das Gedeihen der Feldfrucht herabzuflehen. Im Mittelalter hat man dann die beiden Zwecke, den juristischen und den religiösen, getrennt: das feierliche Umgehen der Flurgrenze durch geschworene Feldschöffen und Markmesser hat sich in manchen Gegenden, z. B. im bayerischen Franken, bis auf den heutigen Tag erhalten (das sogenannte Siebner-Gericht, das uralte Gepflogenheiten übt), losgelöst freilich mehr oder minder von den sacralen Handlungen, welche ursprünglich unter Anrufung der Grenzgötter, unter Trank- und Sudopfern, vorgenommen wurden. Andererseits werden noch überall in katholischen Landen während der Sommermonate, meist an den Samstagen, jene Feldumgänge mit Kreuz und Fahne abgehalten, welche die Bitte um Gedeihen der Sat dem Himmel eindringlich „durch Massenpetition" vortragen. In jenen Gegenden, in welchen der Hofbau „die Hoffiedelung" vorwaltet, d. h. statt der Dörfer zahlreiche, oft in großer Einsamkeit gelegene „Einödhöfe" begegnen, nimmt der Hausvater als Vorbeter die Stelle des Priesters ein; ganz wie in der Heidenzeit jeder Hausvater (wie auch der König)

Digitized by Google

priesterliche Functionen zu üben d. h. sein Haus (oder den Stat), wie gegen Menschen in Gericht und Kampf, auch gegenüber den Göttern zu vertreten hatte. Aber auch wo der Priester voranschreitet, kann er so manchen heidnischen Charakterzug von diesen Umgängen nicht fern halten; die Holzbilder der Heiligen, welche auf Brettergerüsten umher getragen werden, Kreuz und Fahne, welche an die Stelle der alten Götterbilder und Götterzeichen auf den ehemals von weißen Rindern gezognen Zeltwagen getreten sind, müssen sich noch manche Reminiscenz an ihre Vorgänger gefallen lassen: so schneidet oder reibt man gern heimlich Späne oder Oelfarbe von den geschnitzten und bemalten Heiligenbildern ab, sie in die Grenzfurche am Feldrain zu vergraben, wodurch die Fruchtbarkeit des Ackers mehr als durch die stärksten Dungmittel gesteigert wird. Bei diesen Feldumgängen, wie bei den andern Processionen, üben die Burschen auch mit großem Eifer, ja mit einer gewissen Leidenschaft die Kunst des „Fahnenschlängens" d. h. sie tragen ungeheuer hohe, schmale Tannen-Stangen, an deren oberster Spitze ein kleines Fähnlein schwankt und wetteifern nun in der Geschicklichkeit, bei den wildesten Sprüngen die langen Bäume zu balanciren. Dieselben werden am Schluß der Procession in der Nähe der Wohnhäuser aufgepflanzt und verscheuchen dann für das ganze Jahr Hagelschlag und Wetterstrahl. Anderwärts, z. B. auch in Südtirol in der Gegend von Meran, findet sich eine Variation des „Fahnenschlängens", die darin besteht, daß an einer nur mannshohen Bannerstange eine breite, wallende Seidenfahne befestigt ist, welche bei den kühnsten Bewegungen und Schwingungen, z. B. selbst, wenn sie zwischen den gespreiteten

Digitized by Google

Beinen hindurch geschwungen wird, niemals den Boden auch nur leise streifend berühren darf.

Wird schon mit den Bäumen, Kränzen und Sträußen auf diesen Umzügen manchfaltiger Aberglaube getrieben, so ist doch der wahre Tag für das Pflücken, Binden, Winden und Weihen heilkräftiger Kräuter das Fest der Himmelfahrt Mariä, der 15. August, „unserer lieben Frauen Tag der Ehren". Diese Zeit, Mitte August, gilt als die rechte Vollkraftzeit des Jahres; die Natur ist in diesen lachenden Tagen dem Menschen am holdesten gesinnt, alle giftigen Pflanzen und Thiere verlieren unter dem blauen Augusthimmel ihre schädlichen Eigenschaften, dagegen stehen alle wohlthätigen Kräuter und Wurzeln in ihrer vollsten Segenskraft; sie werden von unschuldigen Knaben im Morgenthau dieses Festtages (oder auch nach dem Ave-Maria-Läuten des Vorabends) gebrochen mit Schweigen oder mit dem Geflüster bestimmter Gebete, und dann gegen Mittag von der Kirche geweiht; daher heißt der Tag auch das Fest „Mariä-Kräuterweihe". Aus diesen Büscheln werden dann die früher erwähnten „Sangen" zusammengebunden, welche das ganze Jahr über zum Schutz gegen Wildfeuer auf dem Speicher verwahrt und bei aufsteigenden Wettern, aber auch bei Krankheiten und Sterbefällen (um den Teufel von der ausfahrenden Sele fern zu halten), dann in den „Rauchnächten" (vgl. oben) als Räucherwerk gebraucht.

Mit dem Monat August pflegt die Einbringung der Ernte zu Ende zu gehen und ganz ebenso wie die Beendung der Dreschарbeit im Februar in dem Fest des „Drischelhenk" findet der Abschluß der Arbeit mit Sichel und Sense seinen Ausdruck in der feierlich begangenen „Sichel-Henk"; in der

Digitized by Google

Regel wird auch bei Dorfsiedelung das Fest von jedem Bauernhof mit seinem Gesinde für sich allein begangen, zuweilen vereinen sich mehrere Nachbargüter dazu. Manche Züge der heidnischen Feier sind verwischt: so läßt sich nicht mehr angeben, aus welchem Grunde das Fest in manchen Landschaften*) den Namen: „Schnitt-Hahn" führt; es findet sich keine Spur mehr davon, daß etwa ein wirklicher oder ein als Gebildbrot gebackner Hahn bei dem Abendschmaus als Festgericht erscheint, und doch geht die wahrscheinlichste Erklärung diesem Wege nach. Vielleicht war der Hahn wesentliches Opferthier bei dem Ernte-Opfer, mit welchem die „Sichel-Henk" die Feldarbeit des Baujahres beschloß. Gewiß ist nur, daß eine sehr reichliche Schmauserei, bei welcher bestimmte „Kücheln" nicht fehlen dürfen, heutzutage den Kern des Festes bildet, daneben werden kleine Geschenke an Knechte und Mägde ausgelost. Diese Mahlzeit macht den Schluß des reichlicheren Essens, welches mit höherem Lohn während der Ernte gereicht werden muß, in der auch die Arbeitszeit von Morgens halb drei Uhr bis gegen neun Uhr Abends währt.

*) Anderwärts, in dem Sempt- und Isen-Gau, führt die Sitte einen localisirten Namen „das Singeldingen", weil es in diesen Gegenden der Zeit nach zusammenfällt mit einem uralten Markt, der in dem Hauptdorf der Landschaft „Singelding" (urkundlich, „zu den Singeldingen" d. h. bei den Söhnen des Singold) zu Ende August abgehalten und von allen Gehöften und Dörfern dieser Gaue sehr zahlreich besucht wird. Es ist hier daran zu erinnern, daß die Märkte — die „Messen" führen ja daher ihren Namen — an den Tagen der Localheiligen abgehalten wurden, deren Feste, wie wir sahen, an die Stelle und in die Zeiten der alten Götterfeste traten Diese Götterfeste aber versammelten das Volk oft aus weiter Ferne auch zum Behuf des Tausch-Handels. Das Wort „Dult", das mit Unrecht aus dem Lateinischen (indultum) erklärt wird, begegnet schon bei Wulfila (dulths) in dem Doppelsinn von „religiösem Fest" und „Volksversammlung".

Digitized by Google

Im Monat September wird in den meiſten Thälern das fröhlichſte Feſt des bäuerlichen Lebens gefeiert, deſſen Schmaus-, Trank- und Tanz-Freuden ſogar die des Hochzeit-Tages übertreffen, das Feſt der Kirchweihe. Die urſprünglich rein geiſtliche Bedeutung dieſer Feier tritt ganz und gar in den Hintergrund gegenüber den angeführten Luſtbarkeiten, zu welchem ſich als vierte leider immer noch häufig genug die des „Raufens" mit obligatem Todtſchlag geſellt. Poeſievoller als dieſe gewöhnliche Kirchweih der Niederung iſt der am Sonntag nach Jakobi (25. Juli) auf den Almen gefeierte ſogenannte „Almen-Kirta" (Alpen-Kirchtag), der beſonders in den ſtillen abgelegenen Berghalden des Traungau's noch eifrig begangen wird; die Sennerinnen machen die Honneurs ihrer Hochlande; in den Sennhütten wird an dieſem Tage bereitet, was nur irgend aus Milch und Mehl, aus Butter und Schmalz gekocht und gebacken werden mag: das Getränk, Bier und Branntwein, tragen die Burſchen aus den Thälern als ihren Beitrag zu dem Feſt hinauf und bei dem Klang der Cither wird nun hoch da oben die ganze Nacht hindurch getanzt und gejubelt und mit freierer Luft als im Thale, da die Alten durch die Mühe des Steigens und die ſpäten Stunden vielfach fern gehalten werden; auch giebt es, nach einem mehr poetiſchen als kirchlich und juriſtiſch richtigen Volksſpruch, „oberhalb des Wetterkreuzes keine Sünde", d. h. was da oben nahe den Sternen und hoch über dem Kirchthurmkreuz vorgeht, entzieht ſich, weil der Kenntniß, auch leicht der Zucht- und Strafgewalt von Pfarrer und Landrichter.

Der 28. October, der Tag Simonis und Judä, bildet nach altem Glauben den Uebergang vom „Sommer" zum

Digitized by Google

„Winter“: denn wie zur Zeit des Tacitus kennen unsere Bauern heute noch meist nur diese zwei Jahreszeiten (der „Lanks“ d. h. Leiz und der „Aba“ [s. Schmeller] tritt nur manchmal noch hinzu), der „Herbst“ (Hirgst) bezeichnet nicht eine Jahreszeit, sondern die Arbeitszeit der Ernte. Der Witz des Volkes schont übrigens, zumal im Wortspiel, auch seiner Heiligen nicht und feiert an dem genannten Tag das Fest einer kopfreichen Genossenschaft: der der Pantoffel-Helden, der „Siemandl“: in einem Hause, dessen Regiment die Frau führt, werden, spotten die Nachbaren, „Sanct Simâ“ und „Erwei“ verehrt. (Sie Mann und Er Weib.)

Am Allerselentag werden auch auf dem Lande die Gräber gereinigt und geschmückt. Unter den dabei begangenen Gebräuchen ist hervorzuheben das Backen eines eigenartigen Gebildbrotes, des sogenannten „Selen-Zopfes“, ein geflochtnen Frauenzöpfen vergleichbares Gebäck, welches ursprünglich mit den armen Selen im Fegefeuer gewiß nichts zu thun hatte; aus geringerem Teig werden dann die „Sel-Wecken“ gebacken und an bettelnde Kinder und Arme verschenkt; dieselben tragen, wie ursprünglich das meiste germanische, slavische und keltische Gebildbrot, phallische Formen, welche später durch die Kreuzform verwischt worden. Daß die Namenszüge. Gestalten und Einfassungen, mit welchen man die Grabhügel an diesem Tage schmückt, aus den dicht aneinander gereihten Beeren der Ebereſche gebildet werden, hat wohl lediglich in der schönen rothen Farbe der um diese Zeit vollreifen Früchte und nicht in irgend einer Beziehung zu dem Gotte Donar seinen Grund, welchem dieselben allerdings geweiht waren. Die Nacht vom Allerheiligen- zum Allerselen-Tag beginnt übrigens die „offne

Digitized by Google

Zeit" für alle Geister und Gespenster, welche dann in den „zwölf Nächten" (s. oben) ihren Gipfel findet; von da ab bis zum Dreikönigstag dürfen sie, besonders das wilde Her, frei schalten, spuken und walten.

Auf den 6. November fällt das Fest des heiligen Leonhard, des großen Schutzpatrons der Hausthiere, insbesondere aber der Rosse, er ist dabei unverkennbar an die Stelle Freirs (oder Phols), des alten Gottes der Rossezucht, getreten: denn das Gesetz der Arbeitstheilung, welches aus anderwärts*) von mir entwickelten Gründen den Polytheismus des Heidenthums beherrscht, gilt nicht minder für den katholischen Polytheismus, als welcher der Heiligencult zwar nicht in der Lehre der Kirche, wohl aber im Leben und Meinen des Volkes uns entgegentritt. Das Menschenherz wendet sich in seinem Hoffen und Bangen, Wünschen und Fürchten leichter und lieber an die ihm näher stehenden, vertrauteren, weil noch mehr vermenschlichten Untergötter und vermittelnden Zwischenwesen, als an den in seiner Heiligkeit und Unergründlichkeit unnahbaren obersten Gott. So hat das anthropomorphistische und polytheistische Bedürfniß des Religionstriebes bei dem großen Erbschaftsantritt der christlichen Kirche an dem Nachlaß des Heidenthums die Verlassenschaft unter die Madonna und die Heiligen sorgfältig vertheilt und, wie Sanct Florian gegen Feuersgefahr helfen muß, so soll Sanct Urban der Weinberge, Sanct Gertraud der Gärten, Sanct Leonhard aber der edeln Rosse warten.

Freilich müssen sich nun die christlichen Heiligen die

*) „Das Tragische in der germanischen Mythologie" oben S. 112.

Digitized by Google

gleiche, oft etwas derbe Behandlung gefallen laſſen, welche unter Umſtänden den heidniſchen Göttern widerfuhr, wenn ſie trotz aller an ſie gewendeten Opfer ihre Schuldigkeit nicht thaten: wie jener nordiſche König die Bildſäule Freirs, vor welcher er viele reiche Opfer um Sieg dargebracht, geißelte und verbrannte, als er trotz alledem geſchlagen nach Hauſe kam, ſo ſtrafen auch heute noch unſere Bauern die Heiligen dafür, wenn ſie ihr Amt nicht gehörig verwalten. Noch vor wenigen Jahren begegnete es dem heiligen Urban, daß er, nachdem er trotz vieler Gaben, Gebete und Gelübde die Traubenkrankheit nicht fern gehalten hatte von den geſegneten Weingärten des Rheingaus, einfach in den Strom geworfen wurde und gen Holland ſchwimmen mußte. In einem bekannten Markte Oberbayerns ſtand auf dem Knauf des Brunnens eine ſtattliche Holzbildſäule des heiligen Florian. Widerholt wurde der größtentheils aus Holz gebaute Ort von ſchwerem Brandſchaden heimgeſucht. Bei der zweiten Feuersbrunſt kam ein Bauer, der ſtundenlang an der vergeblichen Löſcharbeit mitgewirkt hatte, ſeine Axt auf der Schulter, von der Brandſtätte zurück an dem Brunnen vorbei, welcher von betenden und weinenden Weibern und Kindern umlagert war; eine Weile ſah der Bauer ruhig zu, als aber der Flammenſchein immer höher gen Himmel ſchlug und der Brand, ſtatt abzunehmen, immer mehr um ſich griff, da trat der Bauer zornig heran und ſchlug den heiligen Florian mit ſeiner Axt von der Säule in den Brunnen herunter mit den Worten: „Wenn du nicht löſchen willſt, ſollſt du ſaufen“ — ein geflügeltes Wort, welches an jenen römiſchen Conſul erinnert, der vor einer Seeſchlacht mit den Karthagern die heiligen Hühner, die nicht freſſen wollten,

Digitized by Google

in das Meer werfen ließ, damit sie wenigstens trinken müßten. Spricht aus jenem Vorgang der Humor des Anthropomorphismus, so liegt dagegen die gewaltige Poesie der Verzweiflung der folgenden Geschichte zu Grunde, welche vor zehn Jahren etwa, in einem südtirolischen Dorf begegnete. Dort sind die hölzernen Christkindlein oft beweglich und in die Arme der Madonnenbilder nur mittelst eines Zapfens aufgesetzt. Eine Bäuerin kniete schon eine halbe Woche lang in tiefstem Schmerz vor der Muttergottes der kleinen Dorfkirche, um das Leben ihres schwer erkrankten jüngsten Knaben mit der Heiligen im Gebete ringend. Da am siebenten Tag tritt weinend ihr Töchterlein hinzu und meldet, das Kind sei eben in des Vaters Armen gestorben: da springt das Weib auf und in der Verzweiflnng des Mutterschmerzes bricht sie in die Worte aus: „So sollst du auch spüren, wie es thut, ein Kind verlieren," reißt der Madonna das Christusbild aus den Armen, stürzt damit aus der Capelle und schleudert es in den Bach. Diese Bäuerin hat in unseren Tagen so echt heidnisch empfunden und gehandelt, wie jener nordische König vor achthundert Jahren.

Nach dieser Arbeitstheilung nun unter den Heiligen hat Sanct Leonhard als Nachfolger des Gottes Freir (oder Phols) der Reiter und der Rosse zu pflegen; ihm zu Ehren sind in ganz Oesterreich und Bayern, besonders in jenen Thälern, in welchen lebhafte Pferdezucht getrieben wird, in großer Zahl die „St. Lienhardi-Capellen" verstreut; kleine Kirchlein, oft in abgelegenen Halden, die das ganze Jahr über geschlossen stehen: aber am Tage des Heiligen belebt sich ihre stille Einsamkeit, denn derselbe wird durch berittne und bespannte Wallfahrten, die sogenannten „Leonhardiritte",

Digitized by Google

festlich gefeiert. Da sind die Pforten geöffnet und nun werden die Opfer und Gelübdegaben sichtbar, welche seit Jahren dem Schutzpatron der Rosse dargebracht wurden: nämlich die in Wachs nachgeformten oder auch in natura aufgehangenen Hufeisen der erkrankten Pferde, welche er geheilt hat — anderwärts sind die Capellen von außen mit den Stallketten der geretteten Thiere umspannt, so die Leonhardskirche zu Nußdorf am Inn. — Besonders reich prangt mit solchen Wahrzeichen gelungener heiliger Roß-Curen die Capelle zu Schellenberg im Berchtesgadnerland; andere berühmte Heil- und Wunder-Stätten sind die Leonhardscapellen zu Luggenbeuren, zu Harmating und Strauchharting im Isarthal, dann die zu Sanct Dionys bei Längries, der Calvarienberg zu Tölz, die Capelle zu Allerheiligen bei Holzkirchen, dann die zu Kreuth, zu Fischhausen am Schliersee, zu Reichersdorf, Leonhardspfunzen, zu Willing und Höpping zwischen der Glon und dem Inn, zu Flintsbach, Waging, Inchenhofen und Neukirchen, wobei nach altem Brauch der Pfarrer von Haselbach hoch zu Roß den Zug anführt. Dieser Umritt und Umzug ist nun aber, unerachtet aller späteren christlichen Zuthaten, ursprünglich echt heidnisch. Am Tage der Kirchweih der Capellen, meist im Hochsommer (oder auch am 6. November), kommt oft schon zur Vesper des Vorabends die ganze Nachbarschaft angeritten und angefahren, die Thiere werden dreimal um das Heiligthum geführt und dann im umgebenden Walde angebunden; Roß und Wagen sind mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannen geschmückt, besonders Mähnen und Schweif reich durchflochten — eine uralte heidnisch-germanische Liebhaberei —, auch die Rosse-

Digitized by Google

lenker haben Hut, Rock und Peitsche mit Blumen geziert. Reiche Bauern prunken dabei mit ihren sogenannten „Leonhards-Truhen“ d. h. großen, bunt bemalten Omnibus ähnlichen Wagen, welche oft über zwanzig Personen beherbergen können und von vier und sechs Rossen nebst etlichen Vorreitern gezogen und geführt werden. Während nun die auf diese „Truhen“ gemalten „Herzen Jesu und Mariä“ und Wunder des heiligen Leonhard, die von den Weibern gesungenen frommen Lieder und die in der Kirche celebrirte Messe das christliche Gepräge des Festes charakterisiren, verräth es den heidnischen Ursprung der Feier, daß in manchen Gegenden das feierliche Reiten und Fahren in raschem Trabe, was als der Hauptact des Festes gilt, keineswegs die christliche Capelle zum Mittelpunkt hat, sondern irgend eine uralte „Heidenlinde“ oder Eiche im nahen Wald. Dieser feierliche Umritt, der echt heidnisch anmuthet, hat die Wirkung, Roß und Reiter für das kommende Jahr gegen Krankheit, Sturz und Fall zu wahren. Eine Erinnerung an die kriegerische Seite des Gottes, welcher der Vorfahr des Heiligen war, ist es, daß noch heute in manchen Gegenden z. B. Niederbayerns, in welchen das im Mittelalter noch allgemein sehr beliebte Spiel sich lebendig erhalten hat, mit diesem Umsprengen des Heiligthums eine Art Ringelstechen verbunden ist, d. h. es gilt, im raschesten Trab eine ganze Volte zu reiten und dabei eine kleine Scheibe (Türkenkopf) mit Lanzenstoß oder Sperwurf zu treffen: wir erinnern uns, daß das Volksher zur Volksversammlung, welche mit den großen Götterfesten zusammenfiel, in seinen Waffen kam und das Ting nicht minder Heeresmusterung wie Gerichts-Versammlung war. Diese

Digitized by Google

Feste stehen noch heute in höchster Gunst des Landvolks: oft strömen mehr als tausend Menschen zu dem einsamen, meist im Wald gelegenen Heiligthum: die Feier ist den Leuten so nah an's Herz gewachsen, daß man nach ihr nicht minder als nach Georgi oder Michaeli die Zeit berechnet, und daß man einem Freunde ebenso herzlich wie gute Weihnachten oder Ostern „einen guten Leonhard" wünscht, — man sieht, wie theuer von je dem Germanen seine Rosse waren und folgeweise der Gott, der sie beschirmt. —

Der erste Donnerstag im Advent eröffnet die (oben) bereits erwähnten „Gen-Nächte", Klöpfels-Nächte", „Anroller-Nächte", an welchen die Kinder Kücheln und andere Gaben erbettelnd an die Häuser pochen; nur in den ersten beiden Nächten dürfen Erwachsene sie begleiten: wollten sie es auch in der dritten Nacht, so zöge der Teufel mit, — vielleicht eine Erinnerung daran, daß die dritte Nacht die des Wieder-Einzugs der entrückt gewesenen Götter war.

Am 6. December, dem Tag des heiligen Nikolaus, hält dieser seinen Umgang in Stadt und Dorf, die bösen und faulen Kinder zu bestrafen, die braven und fleißigen zu belohnen. Das Strafamt ist manchmal dem ihn begleitenden Knecht Ruprecht zugetheilt, dessen Vermummung ihn deutlich als eine Dämonisirung Wodans, des Wanderers mit Stab, Schlapphut und Mantel erkennen läßt, während die Belohnungen von seiner strahlenden Gattin Freya (als Berahta, Berchtfrau) ausgetheilt werden, aus deren weißem Linnengewand und Goldschmuck noch immer die Königin des Himmels hervorleuchtet. An manchen Orten wandelt gar der christliche Heilige ganz verträglich in Mitte des heidnischen Götterpares. Uebrigens wird in den Städten

Digitized by Google

wenigstens das Niklaus- oder Ruprecht-Fest und seine Bescherung mehr und mehr von der Feier des Weihnachtsfestes verdrängt, welches mit seinem lichterglänzenden Tannenbaum und seiner Kinder-Beglückung erst seit etwa dreißig Jahren durch protestantische Familien aus Norddeutschland nach dem katholischen Süden verpflanzt worden ist.

Die Nacht des heiligen Thomas, 21. December, zugleich die erste der mehrfach erwähnten Rauchnächte, hat sich in der Heidenzeit vielleicht besonderer Beziehungen zu der Göttin der Liebe erfreut: wenigstens wird sie noch heute mit allerlei Liebes-Zauber begangen wie keine andere (nur die Christnacht kommt ihr darin einigermaßen gleich); und zwar sind es die Mädchen, deren Treiben sie angehört: nicht den Burschen, die kaum minder abergläubisch, wenn auch meist weniger neugierig, in diesen Dingen sich mit den allgemeinen Zukunfts-Erforschungen der Christnacht zu begnügen pflegen. Das Mädchen spricht drei Stunden vor dem Schlafengehen kein Wort, betheiligt sich namentlich auch nicht an dem Ave Maria der Hausgenossen — die heidnische, nicht die christliche Himmelsgöttin ruft sie um Weissagung an — legt sich schlafen auf die „Herz-Seite (d. h. die linke) und erschaut im Traum den Freier, der sie im kommenden Jahr heimführen wird; oder sie wirft den Schuh rücklings über die linke Schulter: fällt die Spitze gegen die Thür, so bedeutet dies Hochzeit (wobei wohl einfacher an das Ueberschreiten der Schwelle als an die altheidnischen Brautschuhe zu denken ist); oder sie tritt, völlig entkleidet, auf den Bettschemel, löscht das Licht und sieht dann in dem dunklen Spiegel das Gesicht des künftigen Gatten — aber wehe ihr, wenn bei diesem unheimlichen Wagniß der Tod oder

Digitized by Google

Teufel aus dem Spiegel schaut! Andere Gepflogenheiten lassen sich kaum mittheilen. — Ein lustiger Einfall ist es, daß für solche bösen Buben, welche dem Glauben an den heiligen Nikolaus entwachsen sind, am 21. December der „ungläubige Thomas“ erscheint d. h. ein starker Mann, der sie, ohne Vermummung und ohne mythische Täuschung, tüchtig bei den Ohren schüttelt.

In der Christnacht wird die Zukunft im allgemeinen, nicht nur sofern sie Liebe und Ehe betrifft, durch die einfachen Mittel erforscht, welche das Bürgerthum in den Städten zu gleichem Behuf in der Neujahrsnacht anzuwenden pflegt: man gießt Bleigebilde (oder auch Eidotter) in eine während des Gebetläutens mit Wasser gefüllte Schale und prophezeit aus deren Gestaltung; so bedeutet ein Kreuz den Tod, ein Thurm Verheirathung in der Stadt ꝛc. — Nach einem schönen Glauben kommt die segensvolle Geburt Christi in dieser Nacht auch dem Vieh zu gut, indem dasselbe auf zwölf Stunden die menschliche Sprache annimmt; ein Sonntagskind vermag zu verstehen, was sie unter einander reden — wohl eher christliche Legende als heidnische Reminiscenz; vielleicht reicht es aber bis an uralte Opfergemeinschaft am Julfest hinauf, wenn an diesem Tage das ganze Dorf gemeinsam ein Rind oder ein Schwein schlachtet und, nach den Familien vertheilt, verzehrt. Und das Gebildbrot dieses Festtages, das spätere „Kletzenbrot“, hängt wohl noch mit altheiligem Festgebäck zusammen: denn mancherlei Aberglaube knüpft daran: so bedeutet es den Tod der Hausfrau — die Unhuld der Götter —, wenn ihr das Kletzenbrot mißräth: und das Anschneiden des „Scherzels“ (des einen runden Endes) an jenem Stück,

Digitized by Google

welches in dem „Heimgarten“ der Christnacht das Mädchen ihrem Buben schenken muß, hat symbolisch-prophetische Bedeutung für den Bestand des Liebesverhältnisses. In diese Zeit der Wintersonnenwende fallen überhaupt die meisten an den Cult der Liebesgötter erinnernden erotischen Gebräuche: am dritten Weihnachtstag weiht die Kirche jetzt den „Johannis-Wein“ — es ist Johannes der Evangelist — und läßt die ganze Gemeinde aus dem Becher „Sanct Johannis-Segen“ trinken. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Trinkgebrauchs war ebenfalls eine erotische: noch heute dient der Johanniswein insbesondere dazu, das Brautpar nach der Trauung „Sanct Johannis Minne“ trinken zu lassen, — ganz wie man im Alterthum Freyas Minne trank — was gewisse vorbeugende und mit Segen befruchtende Wirkungen äußert. Endlich ist es auch eine unverkennbar erotische Sitte, welche, alamannischen Ursprungs, aus Schwaben nach Osten vorgedrungen, am 28. December unter dem Namen des „Kindelns“ gepflogen wird: die jungen Burschen ziehen in Haufen von zehn und zwanzig durch das Dorf, um ihre Mädchen mit langen Ruthen auf das Allerzärtlichste zu — peitschen! und zwar mit der Frage: ist der Lebzelter (d. h.) Honigkuchen) „raß?“ (d. h. pikant schmeckend), worauf sie denn solchen Lebzelter, Kletzenbrot und Branntwein von ihren Schönen geschenkt erhalten. Die Frage ist natürlich eine verschleierte Bitte und jene Kuchengeschenke sollen die Liebesgesinnung ausdrücken. Das Peitschen ist wohl erst von der Kirche mit dem Tag der Mißhandlung und Ermordung der unschuldigen Kinder durch Herodes in Verbindung gebracht und ursprünglich mit ganz anderer Bedeutung geübt worden.

Digitized by Google

Wir stehen am Schlusse des Jahres und ich wende mich zum Schlusse dieser Erörterungen. In reicher Fülle, welche leicht noch gehäuft werden könnte, haben wir in den Zügen des deutschen Volkslebens Nachwirkungen, Erinnerungen, Niederschläge aus dem alten Götterglauben gefunden: wir fassen also Sage und Sitte, Glauben und Aberglauben als Material zur Völkerpsychologie: die ganze Kraft und die volle Milde, die Innigkeit und Sinnigkeit, auch wohl der Humor und eine gewisse Ungeschlachtheit des deutschen Wesens spiegeln sich darin. Man wird nun aber zwei Fragen aufwerfen. Erstens, werden diese Vorstellungen und die von ihnen getragenen Gebräuche noch fortdauern können? Sehen wir sie nicht überall im Erlöschen, im Entschwinden begriffen, gleich dem lichtscheuen Völklein der wimmelnden Zwerge vor dem hellen Tageslicht moderner Cultur und Aufklärung? Und zweitens, soll man nicht dieses Verschwinden abergläubischen Wahns freudig begrüßen und nach Kräften beschleunigen, oder haben diese Gebräuche auch eine wohlthätige Bedeutung für unser Volksleben?

Auf die erste Frage ist zu antworten: allerdings sind fast überall jene halb mythologischen Vorstellungen und die daran geknüpften Gebräuche im Erlöschen begriffen, wovon als Ursache übrigens keineswegs nur die zunehmende Aufklärung erscheint, welche so überaus rasch nicht vorschreitet bei unserem Landvolk, sondern auch minder erfreuliche Gründe, z. B. der stärkere Wirthshausbesuch, welcher bei den Burschen die früher häufigeren Spiele und Uebungen und Umzüge im Freien verdrängt, und insofern sind die Klagen der Sagensammler und Sittenerforscher begründet. Aber dieselben übersehen gewöhnlich vermöge ihrer unzu-

Digitized by Google

reichenden Bildung in Religionsphiloſophie und Völkerpſychologie ſowie vermöge unzureichender Vertrautheit mit dem fort und fort quellenden Leben des Volkes, das ſich an Stelle der alten allmälig in Vergeſſenheit verſinkenden Sagen und ihrer Helden fortwährend neue Sagen bilden, welche moderne Geſtalten zu ihren Trägern erwählen. Jeder kühne Wildſchütz oder Schmuggler, oder verwegene, vom Glück getragene Raufbold des Dorfes, oder ein Meineidiger, oder ein böſer Nachbar, der Grenzſteine verrückt, oder ein grauſamer Wucherer, oder ein harter und verhaßter Gutsherr oder Landrichter, oder ein beſonders ſchönes und braves oder vielleicht auch ſtolzes und herzloſes Mädchen kann auch noch bei lebendem Leib Held und Heldin einer Sage werden und bleibt es noch in der nächſten Generation nach ihrem Tode: ich könnte ſolche Fälle zu Dutzenden anführen. Das Merkwürdige aber iſt bei dieſer Neubildung der Sage, daß ſie ſtets genau die alten Typen und Formen wiederholt; der Gedankenverlauf der Sage bleibt derſelbe: es treten nur modernere und deshalb den Leuten intereſſantere Geſtalten an die Stelle der älteren, allmälig verbleichenden. Zwei Beiſpiele aus dem Kreiſe der Wodans-Mythe mögen das erläutern.

Bekannt ſind jene Bündniſſe, welche der König von Asgard mit hervorragenden Helden abſchließt: er leiht ihnen ſeine geheimnißvolle auf Runenkunde geſtützte Weisheit, um irgend eine Aufgabe zu löſen, welche die menſchlichen Kräfte überſteigt; als Preis dafür bedingt er ſich ihre Sele oder auch die Selen Anderer, bei dem Werke nicht oder nicht unmittelbar Betheiligter aus (das hat urſprünglich den Sinn, daß Odhin wünſchen muß, unabläſſig die Zahl der Einheriar

Digitized by Google

in Walhalla zu mehren, mit welchen er gegen die Riesen ankämpft, es kommen aber nur die Selen der im Kampf gefallenen Männer in Odhins Saal): alle Menschenmaß und Menschenkraft übersteigenden Werke, z. B. Bauten und Erfindungen, sind mit Wodans Hülfe und um den Preis von Menschenselen vollendet. Im christlichen Mittelalter tritt an die Stelle Wodans der Teufel. In der Faustsage gewinnt Dr. Faust übermenschlich hohe Weisheit durch Bündniß mit dem Teufel und um den Preis seiner unsterblichen Sele; in unzähligen Bausagen vollendet der Baumeister den kühnen Bau nur mit Hülfe der Teufels und um den gleichen Preis. Von allen modernen Erfindungen hat nun auf die Sinne unseres Landvolks den größten, aber auch unheimlichsten Eindruck gemacht das Dampf- und feuerschnaubende, lindwurmähnlich daherbrausende Ungethüm, welches pfeilgeschwind Menschen und ungeheure Lasten durch die Länder trägt und welches wir Eisenbahn nennen. Als nun zuerst dies Wunder in die stillen Alpenthäler drang, bemächtigte sich seiner sofort die sagenbildende Phantasie: aber nichts neues schuf sie in der Eisenbahnsage, sondern wandte die alte Formel des Wodanmythos oder Teufelsbündnisses darauf an und lehrte: Menschenwitz hat diese Erfindung nicht gemacht, sondern der Teufel hat sie den Gesellschaften oder dem Fiscus um den Preis verkauft, daß von jedem Personentransport der letzt einsteigende Passagier dem Teufel verfällt, weshalb bei jedem Zug immer einer weniger aussteige als eingestiegen. In dieser ganz modernen Sage, welche vor etwa zehn Jahren in der Gegend von Rosenheim-Innsbruck und Rosenheim-Salzburg erwachsen, liegt der uralte Typus der Wodan-Bündnisse klar vor Augen.

Digitized by Google

Eine andere Wendung deſſelben Mythos läßt Odhin, den Siegesgott, einem Lieblingshelden auf beſtimmte Jahre oder auch auf Lebenszeit Sieg in allen Schlachten verleihen, vermittelt durch eine zauberhafte Waffe, den Sper oder das Siegesſchwert, welches der Gott dem Helden leiht — ſelbſtverſtändlich wieder um den Preis ſeiner Sele, d. h. zuletzt fällt er im Kampf und geht ein in Odhin's Sal. Genau dieſem Typus entſpricht die Sage, welche während des öſterreichiſchen Krieges Niemand geringeres zu ihrem Gegenſtande macht, als den nunmehrigen Kanzler des dentſchen Reichs, den Fürſten Bismark. Die überraſchenden Erfolge der preußiſchen Waffen wurden faſt ausſchließlich dem Zündnadelgewehr zugeſchrieben; dieſe Siegeswaffe aber hatte nach der Sage der öſterreichiſchen Bauern nicht der ehrenwerthe Dreyſe in Sömmerda erfunden, ſondern dies Gewehr, das ſich von ſelbſt ladet, wenn der Preuße abgeſchoſſen hat und darauf klopft, hat der Teufel dem Bismark verkauft — um welchen Preis, das iſt wohl unnöthig (und am Ende gar gefährlich!) zu ſagen. So ſchafft das Volksleben aus den Ereigniſſen neue Sagen an Stelle der abſterbenden: aber es formt ſie mit dem uralten Model.

Zuletzt werfen wir die Frage nach der Bedeutung und Berechtigung dieſer Vorſtellnngen für unſer Volksleben auf. Soll man nicht all' dieſem Aberglauben den baldigſten Garaus wünſchen und ihn mit Stumpf und Stil ausrotten? Mein Heimatland und der herrliche bajuvariſche Stamm hat Jahrhunderte lang ſo ſchwer unter Aberglauben gelitten, daß ich wahrlich keiner Art deſſelben, weder chriſtlichem noch heidniſchem das Wort reden werde. Ich unterſcheide daher auch nicht, wie Manche wollen, zwiſchen ſchädlichem und

Digitized by Google

unschädlichem Aberglauben, sondern sage einfach: aller Aberglaube ist schädlich und soll erlöschen. Aber freilich soll nicht etwa blos der heidnische Glaube und Brauch, aus dem der Duft der Waldblume athmet, verdrängt werden durch den Aberglauben der heiligen Legenden und Mirakel, der aus dumpfen Klosterzellen den widerlich süßlichen Geruch des Weihrauchs mit bringt. Und ein anderes endlich ist Aberglaube, ein anderes Volkspoesie. Mögen allmälig aus jenen Gebräuchen die verblaßten Erinnerungen an die alten Götter völlig weichen: aber diese Gebräuche selbst, sofern sie sinnig und poesievoll sind, sollen und werden bleiben. Vergessen wir nicht, daß das Volk in diesen Formen sein Kunst- und Schönheits-Bedürfniß befriedigt. Längst ist es vergessen, daß das Sunwendfeuer der Scheiterhaufe des Gottes Baldur ist; wer aber auch nur einmal hoch auf unsern Bergen dieses herrliche Fest mit gefeiert hat, wer von allen Gipfeln und Höhen die rothen Feuer weithin leuchten sah in's Land und sich spiegeln in den dunklen Seen, wer nur einmal Burschen und Mädchen zur Besiglung ihres treuen Liebesbundes mit Jauchzen über die lodernde Flamme springen sah, — der wird nicht wünschen, daß diese Sitten und diese Feuer verlöschen. Denn auch die Poesie hat ihr Recht im Leben einer Nation: und so mögen sie denn die unsterblichen Götter stets lodernd erhalten in unserem deutschen Volk, die reine Flamme der Poesie.

Digitized by Google

Ueber altgermanisches Heidenthum in der christlichen Teufels-Sage.

I.

Wir haben so eben an zahlreichen Beispielen die Fortdauer von Anschauungen und Gebräuchen des altgermanischen Heidenthums in dem deutschen Volksleben der Gegenwart nachgewiesen.

An jene Darstellung schließt sich die Untersuchung, ob und in welchem Maße, in welcher Weise auch in die christliche Sage vom Teufel solche altgermanische Ueberlieferungen herübergenommen wurden.

Wir finden bei Betrachtung des modernen Volkslebens in Süddeutschland und dem katholischen Deutschland überhaupt, daß keineswegs nur das weltliche Treiben von Bauer und Hirt, Jäger und Sennin von Reminiscenzen aus Walhall erfüllt, daß auch in die kirchlichen Gebräuche manches Stück Heidenthum übergeglitten ist.

Unschwer beantwortet sich daher die Frage, wie es möglich, ja nothwendig war, daß auch das Bild des christ-

Digitized by Google

lichen Teufels mit zahlreichen Zügen des altgermanischen Götterglaubens gezeichnet wurde.

Als das Christenthum von den arianischen und katholischen Priestern den Völkern der gothischen Gruppe, dann den Langobarden und Burgunden, den Franken und Thüringen, den Alamannen und Bajuwaren, zuletzt den Sachsen, Frisen und Nordgermanen verkündet wurde, waren die Bekehrer weit davon entfernt, die Existenz und Macht der von ihnen bekämpften Heidengötter zu leugnen: sie glaubten vielmehr, daß dieselben bestünden und vielfach in das Leben der Natur und der Menschen eingriffen: nur eben nicht als Götter, als wohlthätige und hilfreiche Wesen, sondern als Dämonen, als den Menschen schädliche Gewalten: sei es, daß sie Leib und Leben und Vermögen mit äußeren Gefahren bedrohten, sei es, daß sie die Sele mit Lust und Genuß verführten und um den Preis kurzen irdischen Glückes mit sündhafter Freude den ewigen Qualen der Hölle überantworteten.

Das Christenthum hatte die Vorstellung eines personificirten bösen Princips aus den Traditionen des späteren Judenthums überkommen: ursprünglich war dem starren und phantasielosen Monotheismus Israels ein solches Bild fremd gewesen, ebenso wie die Vorstellung der Fortdauer der Sele nach dem Tode; in den früheren Büchern des alten Bundes begegnet keine Spur einer solchen Gestalt, die Schlange im Paradise und der Versucher (Verleumder, Lästerer: διάβολος) im Buche Hiob sind doch keineswegs Lucifer, der König des Höllenreiches, der mit seinen Engeln von Gott abgefallen, „wie ein Stern vom Himmel stürzt," in den Abgrund geschleudert ist, von wo er den Kampf

Digitized by Google

gegen die Allmacht, Allwissenheit und Allgüte Gottes mit bewußter Bosheit fortführt. Erst in der sogenannten „babylonischen Gefangenschaft," im Exil, lernten die Juden den persischen Dualismus von Ahurômazdâo und Ahrômainjus (Ormuzd und Ahriman), dem guten und bösen Princip, kennen, und von dieser Auffassung der Zend-Religion aus erhält nun auch der Satan, arabisch Schaitan, eine ganz andere Bedeutung; eine reiche Dämonologie wird ausgebildet; Beelzebub, anfangs nur der Name eines Götzenbildes der Heiden, wird zu der „Teufel Oberstem". (Luther.)

Das neue Testament fand also diese Vorstellungen vor: es ist nicht anzunehmen, daß der Begründer der christlichen Ideen ganz frei von denselben gewesen wäre, wenn auch die Mirakelsucht und das mythische Bedürfniß seiner nächsten, ganz auf dem jüdischen Volksglauben fußenden Umgebung schon frühe den weitaus größten Theil der Teufelsaustreibungen, Besetznen-Heilungen ꝛc. producirte und die Versuchung in der Wüste, einen innerlichen Selenkampf, vergröberte und veräußerlichte: der wüste visionäre Mysticismus der Apokalypse steht wohl von den Lehren Christi weit ab. —

Als nun die christlichen Ideen auch von den Einflüssen der helleniſtischen Philosophen, besonders Aegyptens (Alexandria's) und Kleinasiens, von den Schwärmereien neupythagoräischer und neuplatonischer Systeme, von Traditionen altorientalischer Religionen ergriffen wurden, reproducirten mächtige Secten auch den alten zendischen Dualismus von Ormuzd und Ahriman in neuen Wendungen: so vor Allem die manichäische Ketzerei.

Aber erst sehr spät, erst bei Eusebius, der im Jahre 340

Digitized by Google

ſtirbt, begegnet die Anknüpfung Lucifers und ſeines hölliſchen Reiches als eines Gegenbildes zu dem himmliſchen mit ſeinen Engeln, Thronen und Fürſtenthümern der Tiefe, an die ſchöne Stelle des Jeſaias 44, 12: „wie biſt du doch vom Himmel gefallen, du ſchöner Morgenſtern". —

Schon von Anfang, lange ehe chriſtliche Sendboten mit Germanen in Berührung traten, hatten die Chriſten, Prieſter und Laien, die Götter und Göttinnen Griechenlands, Roms und Aegyptens in dieſem Sinne für Dämonen erklärt, ſie gehaßt und gefürchtet; Jupiter, Apollo, Diana, Venus, Iſis wurden wohl auch gelegentlich wieder einmal mit Opfern verſöhnt, wenn man ihre Rache für den Abfall zu dem allzu unſichtbaren Gott empfunden zu haben glaubte und des Menſchen Sohn immer noch zögerte, in den Wolken wiederzukehren und das Reich dieſer übermüthigen Heiden zu zerſtören, welche fortfuhren, Provinzen zu erobern, Triumphe zu feiern, ſich Häupter und Becher mit Roſen zu bekränzen und die jüdiſchen Sectirer zu verachten, welche man gottloſe ſchalt, da ſie eines National-Gottes entbehrten.

Als nun den chriſtlichen Bekehrern neben den früher ſchon bekannten Göttern der Hellenen und Römer, Aegypter und Kelten die germaniſchen Stämme mit ihren neuen Göttern entgegentraten, lag durchaus kein Grund vor, die Bewohner Walhalls irgend anders als die des Olympos zu behandeln: zum Theil nahmen die Chriſtenprieſter, wie ja ſchon die claſſiſchen Schriftſteller, wie Cäſar und Tacitus, die Identität der griechiſch-römiſchen Götter mit den germaniſchen an; der Luftgott Mercur galt ihnen für den Luftgott Wodan, Iſis oder Diana für Freya; die hölliſchen Dämonen hatten nur bei verſchiedenen Heidenvölkern ver-

Digitized by Google

ſchiedene Namen angenommen; an ihrer Exiſtenz und relativen Macht, zu verſuchen und zu ſchaden, zweifelten ſie durchaus nicht: die zahlloſen Warnungen und Bußdrohungen der Concilien beweiſen es vom 5. bis in's 17. und 18. Jahrhundert: die Zeit der letzten Hexenproceſſe. — Und wie nun zum Theil in unwillkürlicher Selbſttäuſchung, zum Theil in klug ſchonender Anpaſſung die heidniſchen Götter und Göttinnen verwerthet werden, um Gott, Chriſtus, den heiligen Geiſt, die Madonna, die Engel, die Apoſtel und die Heiligen mit allerlei entlehnten Zügen zu bereichern und der gewohnten Vorſtellung näher zu bringen, ſo werden denn auch zahlreiche Züge aus der germaniſchen Mythologie auf den Teufel als der Teufel Oberſten oder auf einzelne Specialteufel, Unterteufel übertragen; denn wie man in den Heiligen die Tugenden und die wohlthätigen Wunderkräfte ſpecialiſirte, wie man beſondere Heilige der Keuſchheit und der Demuth, beſondere Helfer gegen Brandſchaden und Viehſterben, vorzügliche Sachverſtändige gegen Kopfſchmerz oder Gliederreißen aufſtellte, ſo ſtatuirte man auch beſondere Teufel des Bechers und des Würfels, des Geizes und der Verſchwendung: kurz geſagt, wie ſich unſere Götter der Heiligſprechung, der Canoniſirung, erfreuen durften, mußten ſie ſich vielfach eine Verteufelung, eine Dämoniſirung gefallen laſſen.

Obige kurze Bemühung des jüdiſch-chriſtlichen Teufels war zur Orientirung unerläßlich, im Uebrigen geht er mich nichts an; es iſt mir wohl bewußt, daß er einer anderen Facultät angehört, — ich meine natürlich nur als Gegenſtand! — der ich ihn neidlos überlaſſe.

Digitized by Google

II.

Betrachten wir nun jene Elemente des germaniſchen Götterglaubens und Göttercultus, welche in das Bild des chriſtlichen Teufels übergegangen ſind, ſo bietet ſich von ſelbſt eine aufſteigende Linie dar: von den dumpfen Naturgewalten, den Rieſen, welche als Feinde der Walhallagötter erſcheinen, durch die zahlreichen Mittelweſen hindurch bis empor zu den höchſten der Aſen.

Bekanntlich durchzieht die geſammte germaniſche Mythologie der Kampf der Aſen mit den Rieſen, welche den Walhalla-Himmel zu ſtürmen, die Götter zu ſtürzen, die göttliche und natürliche Ordnung der Welt zu zerſtören trachten: denn Aſen, anses, aesir, bedeutet nichts anders als „Balken", als Tragbalken des Himmels, des Kosmos der Natur und des Geiſtes.

Es lag nun den chriſtlichen Prieſtern ſehr nahe, in den Rieſen teufliſche Gewalten im Ringen mit Gott dem Herrn zu erblicken: und ſo ſind denn zahlreiche Einzelzüge, ja ganze Gruppen von Vorſtellungen und umfangreiche Geſchichten der Rieſenſage in die Teufels-Mythen herübergenommen worden.

Im Verlaufe jenes, die Jahrhunderte erfüllenden Kampfes gelingt es den Göttern widerholt, einzelne gefährliche rieſige Ungeheuer zu bewältigen und in Ketten zu ſchlagen. (Die Frage, warum ſie dieſelben nicht tödten, beantwortet ſich einfach aus dem Bedürfniß der mythologiſchen Geſammt-Oekonomie: ſie dürfen nicht ſchon in der Gefangenſchaft getödtet werden, weil ſie bei der Götterdämmerung auftreten und erſt hier zugleich mit den ſie beſtreitenden Aſen fallen ſollen.)

Digitized by Google

So die Midhgardschlange, das die bewohnbare Erde feindlich umgürtende Weltmer; den Fenris-Wolf den personificirten Rechtsbruch: ein Schwert sperrt dem Gebändigten die beiden Kiefern auseinander, ganz ebenso, wie noch die im vierzehnten Jahrhundert entstandenen Bilder zum Sachsenspiegel den „Aechter" (d. h. den friedlos gesetzten Rechtsbrecher) als einen wolfshäuptigen Mann mit einem Schwert im Rachen darstellen; den bösen Loki, den listigen Verderber, das Feuer in seiner schädlichen Wirkung, und andere Ungethüme riesischen Wesens. Aber am Ende der Dinge, wann die Götterdämmerung naht, reißen sich die Gefesselten los und schalten dann, Unheil stiftend, mit List und Gewalt über die Erde hin unter den Menschen: Einzelnen gelingt es auch früher schon, auf kurze Zeit sich loszumachen und verderblich zu wüthen — wenigstens besteht immer die Furcht davor: und wo Ungeheures in Natur oder Menschengeschick sich begibt, wo Wassergewalten, Feuersgluth, Felsensturz, Erdbeben oder Seuche, wo furchtbare Bruderkriege, Mordthaten, wahnsinnige Frevel ganze Geschlechter und Völker heimsuchen und ergreifen, da führt solches Unheil das bange Gemüth auf jene riesischen Dämonen zurück, welche auf Zeit die wohlthätigen Fesseln der Götter gesprengt haben.

Dieser ganze Kreis von Vorstellungen nun ist auf den christlichen Teufel übertragen worden: und zwar theils abstract auf den Teufel im Allgemeinen und das große Welt-Drama — davon später —, theils concret und local auf bestimmte Gefahren, welche einzelne Gegenden und Orte bedrohen und zu Zeiten von hier gefesselten und sich losreißenden Teufeln und teuflischen Ungethümen über dieselben

Digitized by Google

herbeigeführt werden, — davon wollen wir hier einige Beispiele geben.

„Da ist der Teufel los!" „Da ging der Teufel los" (was nicht etwa ursprünglich heißt: „da fing er an," sondern ganz buchstäblich und sinnlich: „er machte sich los" — wie der gefangene Fisch von dem Hamen „los geht") sagen wir ganz allgemein, wenn plötzlich Verwirrung, Lärm, Streit, Unrecht in bisher friedlichen Beziehungen der Menschen anhebt: es ist der gefesselte Dämon, der seine Bande gesprengt hat und nun, frei schaltend, Unheil anstiftet.

Interessanter, weil concreter und lebendiger, ist die Localisirung derselben Anschauung. An vielen Orten Deutschlands und auch anderer Gebiete germanischen Einflusses lebt der Glaube im Volk, daß in dem nahen See, Teich, Fluß, auf der Höhe oder in der Tiefe des überhangenden Berges, in dem Sumpf oder der Heide der Nachbarschaft ein Riesenfisch oder ein Riesenwurm oder ein anderes Unthier oder einfach der Teufel von Christus oder von einem Heiligen oder frommen Helden gebändigt und gebunden versenkt liege, und daß die Stadt, das Dorf, das Thal verloren, d. h. durch Ueberschwemmung, Bergsturz, Erdfeuer, Seuche dem Untergang geweiht sei, wenn es dem gefesselten Unhold dereinst gelingen werde, sich zu befreien.

Manchmal findet sich dabei die Wendung, daß die Losreißung und das Verderben stattfinden, wenn Gottlosigkeit, Unglaube, Verschwendung unter den Bewohnern den Gipfel erreicht haben — eine merkwürdig getreue Erhaltung der Idee der Götterdämmerung, welche mit der höchsten Entsittlichung, mit der Zerreißung der religiösen und moralischen Bande zugleich die riesischen Dämonen ihrer Bande

Digitized by Google

ledig werden und die frevelverfallene Menſchheit untergehen läßt. In dieſer Faſſung begegnet die Sage z. B. in der Umgegend von München und den bayeriſchen Bergen: wenn in jener Hauptſtadt Unglaube und Sündhaftigkeit auf's Höchſte angewachſen, dann wird ſich ein ungeheurer Waller (Fiſch), der im Grunde des Walchenſees vom heiligen Petrus mit einem Hamen angekettet liegt, losreißen, unter ſeinem ungefügen Schweifſchlagen wird der See austreten, den Keſſelberg durchbrechen, ſich mit den Fluthen des Kochelſees vereinen, und die verbündeten Waſſer werden dann die ſchutzlos vor ihnen liegende Reſidenzſtadt mit all' ihrer Pracht und Sünde rauſchend unter ſich begraben. (Oben S. 88).

Aber auch andere Rieſenſagen noch haben Beiträge geliefert zu der Teufels-Mythe: ſo die Bau- und Sprung-Sagen, überhaupt jene Erzählungen, welche die Rieſen an Weisheit, Kraft, mancherlei Geſchicklichkeit mit den Göttern wetteifern, oder um einen beſtimmten Preis wetten und dann regelmäßig verlieren laſſen. Mit wechſelnden Wendungen wiederholt ſich in zahlreichen Städten Europa's die Mythe, daß irgend ein wunderbares, Menſchenkräfte und Menſchenwitz ſcheinbar überragendes Bauwerk, eine Kirche oder eine Brücke z. B., vom Teufel hergeſtellt worden, in ſtaunenswerth kurzer Zeit, oder, ſehr häufig, indem er ſich von dem Baumeiſter, der an der Löſung ſeiner Aufgabe verzweifelt, für den Fall der rechtzeitigen Vollendung die eigne arme Sele oder die des erſten Menſchen, welcher die Kirche, die Brücke betritt, verſprechen läßt; durch eine glückliche Liſt wird dann der Teufel geprellt, indem z. B. bei der als Termin verabredeten Hahnenkraht der Sterbliche (oder ſein findiges Weib) vor der Zeit ſelbſt die Stimme des Hahns

Digitized by Google

nachmacht und dadurch alle Hähne zu vorzeitigem Krähen bringt, so daß der Teufel den scheinbar verspäteten, fast ganz vollendeten Bau zornig verläßt oder ihn wieder zu zertrümmern trachtet durch einen dawider geschleuderten Felsblock, der aber, abgelenkt durch das bereits auf dem Thurme angebrachte Kreuz, unschädlich daneben niederfällt und nun, etwa wie anderwärts eine unfertige Stelle im Dachbau, als Wahrzeichen der Teufelsgeschichte noch heute den Besuchern gezeigt wird.

In diesem gesammten, sehr ausgedehnten Kreis von Vorstellungen ist nun der Teufel an die Stelle der Riesen getreten; zu Grunde liegt der eddische Mythus von Swadilfari, nach welchem ein Riese um den Preis, daß ihm Freia zur Braut gegeben werde, binnen bestimmter Frist eine undurchdringliche Mauer um Walhall zu bauen unternimmt und nur durch Loki's List an der Vollendung gehindert wird. —

In vielen Gebirgsgegenden, Flußengen, Felspässen zeigt man den Eindruck des Fußes oder Hufes des Teufels, der „Teufelsklaue", welche er bei einem Wett- und Wagesprung oder bei Verfolgung einer keuschen Jungfrau oder auf der Flucht vor einem Heiligen oder Erzengel hinterlassen hat — auch hier ist der Teufel der christliche Nachfolger der Riesen im Kampfe mit Thor oder auf der Flucht vor ihm oder in Verfolgung einer lichten Göttin Walhalls. —

Wenn in manchem Schwank des Mittelalters der Teufel sich als der dumme, geprellte, von den Heiligen oder auch von klugen Menschen überlistete Feind erweist (z. B. statt der Sele des Menschen erhält er die Sele eines Pudels, oder der „Schüler von Salamanca" verweist ihn auf seinen Schatten als seinen Nachmann, den er erwürgen möge),

Digitized by Google

ſo iſt auch hierin der tölpelhafte, ſchwerfällige Rieſe der Edda, welcher Loki's Liſt oder Odhin's überlegener Weisheit erliegt, das unverkennbare Vorbild geweſen. —

Wie die ungeſchlachten Feinde der Götter, die Rieſen, haben auch die winzigen und zierlichen Mittelweſen, die Zwerge und die Elben, ſich der Vergröberung und Verhäßlichung, der Herunterzerrung in die Kategorie der Teufel nicht erwehren mögen. Gar mancher Hausgeiſt und Hauskobold, manch Wichtelmännchen und „Untersberger Mandl", an dem nur etwa die Enten- oder Ziegen-Füße die geiſterhafte Natur verriethen, hat ſich das hübſche rothe Hauskäppchen durch die häßlichen Teufelshörner erſetzen laſſen müſſen.

Von den Elben — (wir haben uns angewöhnt, nach der engliſchen Lautverſchiebung „Elfen" zu ſagen, weil Shakeſpeare's Sommernachtstraum uns die liebenswürdigen Weſen zuerſt wieder nahe gebracht hat: es iſt dies aber ebenſo verkehrt, wie wenn wir von Weif und Kalf ſtatt von Weib und Kalb ſprechen wollten; das gute deutſche Wort: die „Elben", ſoll unvergeſſen bleiben) — iſt bekannt, daß ſie in neckiſchem Muthwillen und, wenn man ſie, die Leichterzürnten, reizt, wohl auch um zu ſtrafen, Menſchen und Thieren auf den Nacken zu ſpringen und ſie zu reiten lieben; (auch die Krankheiten, zumal Fieber und Hautausſchläge, dachte man ſich durch Elbengeſchoſſe plötzlich angeflogen, angeheftet;) auch hierin iſt ihnen der Teufel nachgefolgt, und wenn wir ſagen: „reitet dich der Teufel? plagt dich der Teufel, daß du dies oder jenes thuſt?" ſo liegt dieſem Ausdruck die Vorſtellung zu Grunde, daß der Satan wie ehemals die Elben dem von ihm „Beſeſſenen" — ganz buchſtäblich — auf dem Nacken ſitzt und den völlig Beherrſchten,

Digitized by Google

Willenloſen, wie der Reiter das Roß nach ſeinem Gutdünken in alle Wege der Gefahr und Tollheit lenkt.

Von den oberen Göttern und Göttinnen endlich iſt zu ſagen, daß jede dieſer Himmliſchen mit Namen oder Geſtalt, Waffe oder Geräth, Begleitethier oder anderem äußerlichen Attribut, meiſt aber auch mit inneren Charakterzügen den mittelalterlichen Teufel germaniſcher und romaniſcher Völker ausgeſtattet hat; ſogar der Vertreter des denkbar ſchroffſten Gegenſatzes zu dem König der Finſterniß, der lichte Frühlings- und Sonnengott Baldur ſelbſt, hat ſich als mittel- und oberdeutſcher „Phol“ die Dämoniſirung gefallen laſſen müſſen; aus der übergroßen Fülle des zu Gebote ſtehenden Materials ſollen hier nur einzelne beſonders merkwürdige oder minder bekannte Beläge herausgegriffen werden. —

Wenige meiner Leſer in Nord- und Mitteldeutſchland haben wohl ihrer Lebtage von dem „Bilmes- (oder Bilwis-) Schneider“ gehört: das iſt ein böſer Nachbar, der nach dem fremden reichen Kornfeld Gelüſten trägt; er beſchwört den Teufel, welcher ihm in Geſtalt eines goldborſtigen Ebers erſcheint, und auf dem Rücken dieſes dämoniſchen Thieres umreitet in gewiſſen heiligen Nächten der Zauberer die Aecker, nach deren Garben er begehrt; die auf denſelben ſtehenden Aehren wachſen und reifen fortan in ſeiner Scheune, während ſie auf dem Feld abſterben und faulen. (Oben S. 233)

An dem Thiere, das ihn trägt, erkennen wir die urſprüngliche Natur des hier erſcheinenden Teufels; es iſt Frô, der alte Gott der Fruchtbarkeit, des Feldſegens, der weiland auf ſolchem ihm geheiligten goldborſtigen Eber, ſchützend und Gedeihen ſpendend, durch die Saten ritt; ihn, den alten Gott der Ernte, riefen die deutſchen Bauern gern noch

Digitized by Google

heimlich an, wenn Mißwachs und Dürre die Abgunst oder Ohnmacht des neuen Himmelsherrn und seiner Heiligen zu bekunden schienen.

Das männliche Geschlecht des Teufels verhinderte, daß unmittelbar auf ihn selbst Züge der Walhallagöttinnen übertragen werden; aber bekanntlich erfreut sich der Teufel einer Großmutter, die noch viel schlimmer ist als er selbst, und einer zahlreichen Schar von Verehrerinnen oder Hexen; und dieser sein weiblicher Hofstat hat sich in die Garderobe und Ausrüstung der Göttinnen getheilt; Idunens goldene Aepfel, aber mit verderblicher, nicht mehr mit verjüngender, segnender Wirkung, hat die Teufelin im Märchen von Schneewittchen erbeutet; Freia's goldenes Halsgeschmeide, „das der Anmuth unsterblichen Zauber leiht," vergibt die zur Unholdin herabgesunkene Frau Holle an eitle Weiber, Unwiderstehlichkeit sündigen Reizes um den Preis ihrer Selen gewährend, und das heilige Katzengespann, auf welchem die Göttin durch die Himmel fuhr, ist in die Hexenküche gewandert.

Am reichlichsten aber haben begreiflicherweise die beiden obersten Götter der Germanen, haben Donar und Wodan Eigenschaften und Attribute zur Gestaltung des Teufels abgeben müssen; sie waren einerseits aus dem Leben und den Vorstellungen des deutschen Bauers, Kriegers, Jägers am schwierigsten zu entfernen, und andererseits mußten sie den Priestern als der Dämonen Oberste gelten.

Dem Gott des Blitzes war die rothe Farbe heilig; darum erscheinen heute noch auf unserer Bühne Mephisto und Samiel in rother Tracht, darum gelten rothe Thiere, Pflanzen, Beeren, ja auch rothharige Menschen heute noch

Digitized by Google

dem Volk als dämonisch („rother Bart hat Teufels Art", „rothes Har — Teufelsgefahr"). Das dem Gott der Cultur geweihte Thier war die Ziege, weil sie gleichsam die äußersten Vorposten menschlicher Siedelungen auf den unwirthbaren Felsgebirgen ausstellt; es ist aber bekannt, daß der Teufel nicht nur gern auf einem Bocke reitet, daß er selbst Bockshörner, Bocksbart, Bocksschweif, Bocksklauen trägt, ja daß er ganz und gar in Gestalt eines schwarzen Bockes zu erscheinen liebt, so daß die Hexen auf dem Blocksberg und manche Secten von Ketzern, welche man des Teufelscultus bezichtigte, auf der Folter darüber befragt wurden und oft geständig aussagten, daß sie den „schwarzen Bock" geküßt oder angebetet. Die Waffe des Donnergottes ist der Hammer; der Teufel aber heißt euphemistisch „Meister Hämmerlein."

Thor's Hammer hat die Eigenschaft, daß er nach jedem Wurf von selbst in die Hand des Entsenders zurückfliegt (der Blitzstrahl, der, eben in die Erde gefahren, schon wieder aus den Wolken herniederzuckt) —: einen solchen Hammer aber lieh der Teufel seinem Sohne Wilhelm von der Normandie behufs der Eroberung von England: und alle schlichte Tapferkeit König Harald's und seiner Sachsen mußte erliegen vor den dämonischen Waffen (d. h. der besseren Ausrüstung und überlegnen Taktik) der Normannen.

Donar führt ferner einen Stärkegürtel, der durch festeres Anziehen seine Kraft vermehrt, und zwei Stahlhandschuhe, um den glühenden Blitz anfassen und schleudern zu können; solchen Stärkegürtel führt aber im Mittelalter der Teufel und umgürtet damit seine Lieblinge für den Kampf mit

Digitized by Google

christlichen Helden oder im Gottesurtheil des gerichtlichen Zweikampfs, wie er ihnen für das Tragen des glühenden Eisens im Ordal unsichtbar die Stahlhandschuhe leiht. Endlich aber ist in zahlreichen Ausrufen des Schreckens, des Zorns, des Erstaunens der Name „Donner" oder „Wetter", „Strahl" euphemistisch für den Namen des Teufels noch heute im Gebrauch. —

Die Erbstücke aber aus dem Nachlaß unseres obersten Gottes, Wodan's, welche der Teufel geholt hat, sind so mannigfaltig, daß wir uns hier nur auf ein Inventar der wichtigsten einlassen können, ohne Vollständigkeit irgend anzustreben. Schon in der äußeren Erscheinung gleicht der Teufel, namentlich wie er in den Acten der Hexenprocesse geschildert wird, dem Götterkönig zum Verwechseln. Er trägt des Gottes Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, den langen blauschwarzen reichfaltigen Mantel um die Schultern geschlagen, und „Junker Wöden" ist einäugig — das andere Auge ruht als Pfand, von Wodan eingesetzt, in Mimir's Brunnen.

Die dem Gott des Schlachtfelds geheiligten Thiere sind der Leichenwolf und der Wal-Rabe — oft mußt' ich's gedenken, wenn ich ungeheure Schwärme dieses Gevögels dunkeln Wolken gleich hoch in den Lüften über unserem Heer in Frankreich folgen sah, als wir von Barleduc nordwärts gen Sedan schwenkten —; bekanntlich aber sind Wolf und Rabe die häufigsten Begleiter, Boten oder auch Incarnationen des Satans; ein „Hellwolf" geistert auf der Dorfstraße um Mitternacht, und ein krächzender Rabe sitzt auf der Schulter des Albertus Magnus oder des Erfinders des Schießpulvers, Berthold Schwarz, oder der Buchdruckerkunst,

Digitized by Google

Johann Fust, oder des bibelüberſetzenden Luther's; es iſt Hugin, Odhin's Gedanke, der auf ſeiner Schulter ſitzend ihm Weisheit in's Ohr raunt. —

Der Teufel iſt auch, wie männiglich bekannt, der Anführer des wilden Heeres, der wilden Jagd, und alle ſeine Waidgeſellen ſind der Hölle verfallen; der wilde Jäger aber iſt kein anderer als Wodan, der König der Lüfte, der zur Zeit der Winterſonnenwende die Holzweiblein jagt, d. h. der Sturm, der in jenen Nächten die Bäume im Walde knickt; man entgeht dem wilden Jäger, wenn man ein Feldkreuz umklammert; an dem Zeichen des Chriſtenthums bricht ſich des Heidengottes und des Teufels Gewalt.

Als Beherrſcher der Lüfte vermag Odhin ſeine Lieblinge raſch durch den Himmel hinzutragen, ſie zu entrücken und zu verſetzen, wenn an einem Orte Gefahr ihnen droht oder an einem andern ihr plötzliches Erſcheinen geboten iſt; auf ſeinem dunkelfarbigen Wolkenmantel — er iſt ſpäter zu Dr. Fauſt's Zaubermantel geworden — (oder Wolkenſchiff) trägt er ſie ſturmgeſchwind dahin; auch darin iſt ihm der Teufel nachgefolgt; als des Ritters mit dem Löwen Weib (nach andrer Verſion Heinrich des Löwen), ihren im gelobten Lande kreuzfahrenden Gatten für todt haltend, mit dem böſen Nachbar Hochzeit halten will, führt der Teufel denſelben ſammt ſeinem Löwen in einer Stunde durch die Luft von Damascus nach Braunſchweig: und als in dem Sängerkrieg auf der Wartburg Heinrich von Oſterdingen zu erliegen fürchtet, führt auf ſein Anrufen der Teufel in Einer Nacht den Meiſter Klingſor aus Ungarland zu ſeiner Unterſtützung herbei. —

Digitized by Google

Manchmal ſind die Uebergänge, welche von dem weis-heits- und hoheitsvollen Götterkönig zu der meskinen Figur des Teufels führen, ſehr verſchlungen und überraſchend und doch für ein geübtes Auge jedem Zweifel entrückt. So in folgendem ſeltſamen Zuſammenhang.

Odhin iſt bekanntlich der Erfinder der Runen und aller an ſie geknüpften Weisheit. Der Runenzeichen bediente man ſich aber auch, um die Losſtäbe und Holzwürfel zu bezeichnen, mit denen man die Zukunft erforſchte oder zweifel-hafte Fragen der Gegenwart entſchied; ja auch zum Spiel benutzte man mit Runen verſehene Würfel. So wurde Odhin auch zum Erfinder und Beherrſcher des Würfelſpiels, welchem die Germanen mit Leidenſchaft oblagen. Da nun aber unter den von der Kirche verfolgten Laſtern auch die Spielſünden ganz regelmäßig in die Bußbücher, Beichtſpiegel und dergleichen aufgenommen wurden, bildete der Aber-glaube einen beſonderen Spielteufel aus, welcher die Würfel erfunden und mit Geheimzeichen geritzt hatte; daher heißt der Teufel auch Meiſter Würflein, oder Junker Schänzlein (Schänzl = Würfel): und ein Rabe iſt es, welcher den Zechern, die die Würfel vergeſſen haben, ſolche aus der Luft zuwirft — Odhin's Rabe, welcher hier ſeinen Gott vertritt. — Endlich aber iſt der ganze umfang- und gehaltreiche Sagen-kreis, welcher ſich um den Gedanken des Teufels-Pactes, des Bündniſſes mit dem Teufel windet und die großartigſte Vertiefung und Vergeiſtigung im Goethe'ſchen Fauſt gefunden hat, ebenfalls auf Odhin und zwar in überraſchendem Zu-ſammenhang zurückzuführen.

Der Teufel leiht auf Grund des mit Blut geſchrie-benen Vertrages ſeinem Bundesbruder ein zauberhaftes Ge-

Digitized by Google

räth (den Wünschelhut, den Zaubermantel, ein alle Krankheiten heilendes Kraut, ein immer sieghaftes Schwert, immer treffende Freikugeln) oder, ohne solche Versinnlichung, übermenschliches Wissen oder Reichthum und Genuß auf Lebenszeit, oder er verkauft ihm das Geheimniß einer besonderen Erfindung: des Schießpulvers, des Buchdrucks; der Preis ist immer der gleiche: bei dem Tode des Bundesbruders verfällt dessen Sele dem Teufel und muß diesem dienen in dem Höllenreich. Diese ganze Vorstellungsreihe begegnet nun schon bei dem Odhin der Edda: als Anführer der Götter und ihrer Verbündeten, der Einherjar, in dem Kampfe gegen die Riesen, hat Odhin ein Interesse daran, daß gerade durch Geist, Kraft und Muth hervorragende Männer nicht den „Strohtod" sterben, sondern den „Bluttod", d. h. im Kampfe fallen, denn nur die Selen solcher Männer gehen in Walhall ein und verstärken das Heer der Einherjar.

Deshalb schließt der Götterkönig mit solchen Männern, seinen Lieblingen, Verträge ab, in welchen er ihnen etwa in der Form der Verleihung eines Siegessperes oder Siegesschwertes für's Leben oder für eine Reihe von Jahren Sieg in jedem Kampf und damit also Ruhm, Macht und Herrlichkeit zusichert, wogegen er sich nur vorbehält, daß er zuletzt die Sele des Helden durch den Bluttod für sein Reich und Heer gewinnt; in der letzten Schlacht tritt dann dem Bundesbruder der Gott selbst in halb verhüllter Gestalt entgegen, zerschlägt ihm den Siegesspeer in der Faust und stößt ihm das Schwert in das Herz ganz wie zuletzt dem Freischützen der wilde Jäger selbst entgegentritt, die nie

Digitized by Google

fehlende Kugel, die dieſer auf ihn abſchoß, ihm lachend in's Geſicht wirft und ihn mitten durch's Herz ſchießt. —

Wie aber im Heidenthum alle das Menſchenmaß überſchreitenden Wunderwerke, Erfindungen, Bauten auf Odhin, den Meiſter der Runenweisheit, zurückgeführt wurden, ſo läßt es ſich unſer Volk auch heute noch nicht nehmen, daß ſolche Erfindungen, welche ihm als ein Unerhörtes erſcheinen und von erſtaunenswerthen Erfolgen begleitet ſind, von dem Nachfolger Odhin's, dem Teufel, um den herkömmlichen Preis erworben ſind; ſo die Eiſenbahn, bei welcher immer ein Paſſagier weniger ausſtieg, als eingeſtiegen waren, weil den Letzten unterwegs der Teufel geholt hat; ſo das Zündnadelgewehr, welches, wie man im Jahre 1866 allgemein in Oeſterreich und Bayern von dem Landvolk hören konnte, der Teufel dem Graf Bismarck gegeben hatte: — vermuthlich auch nur gegen die übliche Gegenleiſtung, was uns aber nichts angeht. —

Haben wir ſo eine ganze Reihe rieſiſcher und göttlicher Einzelweſen des Heidenthums als in dem chriſtlichen Teufel gleichſam aufgegangen und aufbewahrt nachgewieſen, ſo widerholt ſich auch in der Geſammtanſchauung, welche das Mittelalter beherrſchte, in der ganzen Oekonomie des Weltlaufs der Grundgedanke der eddiſchen Mythologie.

Das uns leider nur in Bruchſtücken erhaltene althochdeutſche Gedicht Muſpilli zeigt dies am deutlichſten, und zahlreiche ſpätere Legenden widerholen die gleiche Vorſtellung. Wie nämlich nach der Lehre der Edda am Ende der Dinge Gottloſigkeit und Sünde aller Art ihren Höhepunkt erreichen, alle von den Göttern gefeſſelten Ungeheuer ſich losreißen und ſchließlich in ungeheurem Kampf alle

Digitized by Google

riesigen und himmlischen Streiter sich gegenseitig erlegen und das ganze Universum in Flammen aufgeht, aus deren reinigenden Lohen dann eine neue, paradiesische, sündenlose Schöpfung auftaucht, so glaubte das Mittelalter, daß dem jüngsten Tage das Reich des Antichrist auf Erden vorhergehen, daß der Prophet Elias vergeblich zu dessen Bekämpfung vom Himmel herabsteigen, vielmehr den im Zweikampf empfangenen Wunden erliegen werde — wobei ganz genau Züge der eddischen Kämpfe Odhin's und Thor's wider den Fenriswolf und die Midgardhschlange widerholt werden, — bis endlich Christus der Herr selbst, nachdem die himmlischen Heerscharen vor den Teufeln fast erlegen sind, durch Vernichtung des Antichrist die ungeheure Schlacht beendigt, wobei ebenfalls Erde, Mer, Hölle und alle Gestirne in Flammen aufgehen, so daß Gott Vater einen neuen Himmel bauen muß, in welchem dann die christlichen Götter, die Göttin Maria, die zahllosen Halbgötter und Untergötter, d. h. die Apostel, die Erzengel und Engel, die Heiligen und die Selen der erlösten Menschen, den Einherjar vergleichbar, das in's Christliche übertragene Walhall-Leben in Ewigkeit fortführen. —

III.

Es drängt sich aber doch vor dem Abschluß dieser Untersuchung die Frage auf: warum hat sich das Mittelalter die Mühe gegeben, seinen Teufel aus dieser großen Zahl von heidnischen Einzelwesen aufzubauen? Weshalb hat es nicht einfach den germanischen Teufel herübergenommen?

Digitized by Google

Die Antwort lautet: weil es einen germanischen Teufel nicht gab. Der Lichtcultus, aus welchem als dem allgemeinen Götterglauben der Völker der arischen Race sich allmälig bei der Wanderung nach Nordwesten die Mythologie unserer Ahnen entwickelt hat, kannte keinen Repräsentanten des Bösen als Selbstzwecks; weder die Riesen noch Loki nehmen die Stellung des bösen Princips ein; jene sind der nothwendige — „unbefangene" würde Hegel sagen — Naturgegensatz der Asen und Loki trägt die Doppelnatur seines bald schädlichen, bald wohlthätigen, immer aber tückischen Elements, des Feuers, an sich.

Damit stimmt überein, daß nach germanischer Auffassung der Strafort der Verdammten nicht heiß und brennend, sondern kalt, finster und naß ist; sumpfige Ströme, welche Leichen, Schwerter, Schlangen durch die Nacht wälzen.

Hel aber ist neutral: der hehlende, bergende Raum der Unterwelt; erst das Christenthum hat uns die Hölle heiß gemacht. —

Auffallend ist — ich werde nicht so ungalant sein, es scharfsinnig zu finden, — daß sich unsere Vorfahren das Böse, Verlockende, Verderbliche meist in weiblichem Geschlecht gedacht haben.

Schon Wulfila übersetzt das männliche oder neutrale δαίμων, δαιμόνιον seines grichischen Textes merkwürdigerweise mit den Femininum: unhultho, „die Unholdin": und althochdeutsche Glossen gefallen sich ohne allen zwingenden Grund ihrer Texte in derselben gereizten Auffassung des Ewigweiblichen, welche ich, wie gesagt, auf das Schmerzlichste beklage, aber doch um der Wahrheit willen nicht verschweigen darf.

Digitized by Google

Bekanntlich ist des Teufels Schwiegermutter das einzige Wesen, vor welchem sich der böse Feind fürchtet, und wo er sich selber nicht hinwagt, da schickt er ein böses altes Weib hin. —

Unsere moderne Weltanschauung ist, in einem höheren Sinn, zu dem altarischen Lichtcultus zurückgekehrt; sie kennt keinen persönlichen Teufel, nur schädliche Naturkräfte, welche mit gleicher Nothwendigkeit wirken, wie die wohlthätigen; im Gebiete des Geisteslebens aber kennt sie nur den Gegensatz des Vernunftgemäßen und des Vernunftwidrigen, des Unlogischen, des Unsittlichen, des Häßlichen; in dem Kampf gegen diese Mächte der Finsterniß wollen wir ausharren und uns die Verheißung aneignen: „die Pforten der Hölle sollen uns nicht überwältigen!“ —

Digitized by Google

Ueber Ursachen, Wesen und Wirkungen der sogenannten Völker-Wanderung.

Einleitung.

Man versteht bekanntlich unter der Zeit der sogenannten Völker-Wanderung — (wobei man zunächst nur an germanische Stämme zu denken pflegt) — gemeinhin die Periode, welche mit der Aufnahme der vor den Hunnen flüchtenden Westgothen in römisches Gebiet anhebt, im Jahre 376, und mit der Entthronung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch die germanischen Söldner im Jahre 476 schließt.

Richtig erfaßt beginnt freilich diese Bewegung viel früher: — Vorgänge zu Anfang des dritten Jahrhunderts leiten sie bereits ein — und endet viel später: die wechselnden Schicksale Italiens, Spaniens, Galliens, Germaniens und der Donauländer vom VI. bis zur Mitte des IX. Jahrhunderts sind die letzten Wellenschläge dieser Fluth: die Wieder-Aufrichtung des abendländischen Kaiserthums, die Zusammenfassung aller deutschen Stämme durch Karl den Großen bilden erst deren Abschluß und Vollendung.

Digitized by Google

Auch war die Bewegung nicht nur von germaniſchen Stämmen getragen und veranlaßt: mongoliſche und ſlaviſche wirkten dabei mit, handelnd und leidend. Immer noch pflegt man über dieſe Erſcheinung hinwegzueilen mit den wenig ſagenden Worten „die dunkeln, ſtürmiſchen Zeiten der Völker-Wanderung, von denen wir keine nähere Kunde haben“

Und doch ſind jene Zeiten nicht ſo dunkel, die Stürme nicht ſo ununterbrochen, die Kunde, welche unmittelbare und mittelbare Quellen gewähren, nicht gar ſo gering.

Seit den Zeiten, da Tillemont und Gibbon ihre Gelehrſamkeit und ihren hell errathenden Geiſt dieſen Forſchungen zugewendet, hat unſere Kenntniß jener Periode, der Ausdehnung und der inneren Klarheit und Sicherheit nach, ganz außerordentlich gewonnen: die gereinigte Methode geſchichtlicher Unterſuchung, die tiefere Auffaſſung der Aufgaben und der Mittel der Geſchichtsforſchung in Sprache, Sage, Religion, Ethos, bildender und redender Kunſt, Wirthſchaft, Recht und Stat und Geſammtcultur, wie wir ſie den Begründern der hiſtoriſchen Schule Niebuhr, Wilhelm von Humboldt, den Gebrüdern Grimm, Karl Friedrich Eichhorn, Savigny verdanken, iſt dieſem Abſchnitt der Weltgeſchichte ganz beſonders reich zum Segen gediehen. Zwar noch bleibt genug übrig von dem Reiz des Geheimniſſes, um den Forſcher immer wieder an dieſe Aufgaben heran zu ziehen — die Geſchichte iſt wahrlich jenes verſchleierte Bild, welches durch die halb ſichtbaren Züge unwiderſtehlich das ſuchende Auge feſſelt — und nach zwanzig Jahren allſeitiger Durchforſchung aller hier verwerthbaren Quellen, deren ich mich emſig befliſſen — denn hier, auf dieſem Boden, liegt die Hauptaufgabe meines wiſſenſchaftlichen Ringens —

Digitized by Google

muß ich gestehn, daß mir noch gar manche Frage ungelöst geblieben ist. Und es ist kein Trost, daß ich mir sagen darf: auch von Andern sind sie nicht gelöst und werden, wenn nicht neue Quellen aus der Erde gegraben oder aus dem Staub der Palimpseste entbunden werden, ungelöst bleiben für alle Zukunft. —

Aber doch haben die vergleichende Sprachgeschichte, vergleichende Sagenforschung, vergleichende Rechts- Religions- und Sitten-Geschichte, die junge Wissenschaft der Völkerpsychologie, die aus den Gräbern gestiegene nordische, keltische, etruskische Archäologie, ja auch die Geographie der Pflanzen und der Thiere, die Topographie verbunden mit der Erforschung der Orts- und der Personen-Namen — alle diese Disciplinen zum Theil neu entstanden, zum Theil doch neu vereinigt, haben unsere Kenntniß von jenen dunkeln Zeiten bedeutend erweitert: wir fußen auf festem, für immer der Wissenschaft gewonnenen Boden in Fragen, welche nicht nur von Gibbon, welche auch von Grimm und Savigny und Eichhorn noch als unlösbare angesehen oder mit schwanken Hypothesen beantwortet wurden.

Münzen des letzten Vandalen-Königs Gelimer mit der Circa-scription: „Geilamer Vandalorum et Alanorum Rex“, bei Triest gefunden, bestätigen uns die angezweifelte Richtigkeit von Angaben Prokops über die Titel der Asdingen; aus dem Torfmor des Sundewitt gräbt man ein Fahrzeug, welches uns bis auf Nagel und Oese genau das Raubschiff der Seekönige vor Augen stellt; aus der Cisterne zu Guarrazar im fernen Spanien hebt man den Königsschatz der Westgothen mit siebzehn Weihekronen, welche das Heer auf der Flucht aus der verlornen Schlacht bei Xerez de la Frontera

Digitized by Google

am Guadalete vor dem verfolgenden Reitern Tariks im tiefen Brunnen, beſſere Tage hoffend, barg; die Sprachvergleichung des Gothiſchen mit dem Perſiſchen, Griechiſchen, Slaviſchen, Keltiſchen lehrt uns, wie der Germane ſchon vor der großen Völkerſcheidung in Mittelaſien mit dem Falken den Reiher gebaizt; die aus den Seen und Flüſſen von den trocknenden Sonnenſtrahlen aus der Feuchte emporgehobener Phalbauten mit den geſpaltenen Röhrenknochen der Torfkuh, mit der bittern Schlehe und Waldbeere, mit dem Steinbeil und Hirſch-Horn-Dolch lehren uns, wie die Kelten und unſre hochgewachſenen Ahnen mit dem blitzenden Bronce-Schwert in der Hand vom Kaukaſus die Donau aufwärts vorſchreitend ein älteres Volk viel niedrigerer Culturſtufe vorfanden, das ſcheu vor ihnen nach Norden und Weſten auswich, ohne die Pfalburgen zu vertheidigen, — denn man findet nur Kinderleichen, nicht die Skelette der abwehrenden oder ſtürmenden Krieger in dem verkohlten Gebälk. — Und mit willkommener Ergänzung fällt hier die Flüſterſtimme der Sage ein, welche zu berichten weiß von einem kleinen, ſcheuen, kümmerlichen Volk der Zwerge, das vor den Menſchen d. h. den Germanen in ſeine Schlupfwinkel in Waſſer und Moor entweicht. Die Zuſtände Islands im X. Jahrhundert zeigen uns, wie wohl auch früher aus dem Verband bloßer Gemeinden ein Stat erwachſen ſein mag, mit Volksverſammlungen für das Ganze und für die Einzelgaue, ein Freiſtat, von alten Großgeſchlechtern regiert, bis ihre Zwietracht, Ehrgeiz abenteuernder Männer, welche in fremder Könige Dienſt treten, den freien Stat der Bauern der Königsherrſchaft unterwerfen.

Die altbayeriſche Bauersfrau im Chiemgau, welche lieber

Digitized by Google

als in der weihrauchdumpfen Dorfcapelle draußen im Walde vor dem Eichbaum kniet, in dessen Rinde sie die Marke des Hofes geritzt und mit rothen Vogelbeeren das Bild der Himmelskönigin gesteckt, indessen ihre Kinder den Waldquell hinab Rindenschifflein, mit Wachslichtern besteckt, als „Lebensschifflein" schwimmen lassen, Glück und Unheil, langes Leben und frühen Tod aus dem Geschick der kleinen Flotte deutend, — sie lehren uns den Wald- und Quellen-Cultus unsrer Ahnen verstehen und Verbote, welche schon im VI. und VII. Jahrhundert die Concilien erlassen gegen solchen Aberglauben von Westgothen und Sueven, Burgunden und Langobarden, Franken und Hessen, Sachsen und Friesen, Bajuvaren und Alamannen.

Dies war voranzuschicken über den Begriff der Völkerwanderung und die mannigfaltigen Quellen der neueren Forschung für ihre Erkenntniß.

Wir erörtern nun:

I. Die Ursachen der Völker-Wanderung.

Man mag sagen: die sogenannte Völkerwanderung ist nur der letzte Wellenschlag einer Jahrhunderte dauernden Bewegung: nicht so fast Anfang einer neuen, als vielmehr Abschluß einer uralten Entwickelung: nicht in Europa, in Asien hat sie begonnen; die große Einwanderung der Germanen aus Centralasien über den Kaukasus die Donau aufwärts war vorübergehend auf wenige Generationen zum Stehen gekommen, nachdem sie im Westen am Rhein, im Süden an der Donau an den ehernen Schild des großen römischen Cultur-Reichs gestoßen war: hier wurden die wilden Wasser gestaut, so lange der Damm vorhielt: als aber dieser

Digitized by Google

Damm, mehr von innen heraus angefault als von außen durchbrochen, an Widerstandskraft sank, und als gleichzeitig aus einer ganz bestimmten später zu erörternden Ursache der Andrang der mehr geschobenen als schiebenden Barbarenstämme bedeutend zunahm — da ergossen sich denn tumultuarisch die brausenden Wogen über die Schutzwehren in das Innere des römischen Reiches und nicht weniger als drei Jahrhunderte währte es, bis einzelne der Eingedrungenen, von dem Boden der römischen Cultur spurlos aufgesogen, verschwanden, andere sich in wechselnder Richtung vertheilten und endlich, in mannigfacher Mischung mit den vorgefundenen Elementen, beruhigt und gerettet nieder ließen.

Die vergleichende Sprachgeschichte lehrt uns, daß in Central- und Nord-Asien in unvordenklicher, nicht näher bestimmbarer Zeit die Angehörigen der großen arischen Völkergruppe, Perser und Inder, Graeco-Italer, Kelten, Germanen, Lithauer und Slaven noch unausgeschieden beisammen wohnten. Wie die Sprache war auch der Gottesglaube, — ein Licht-Cultus — waren die Grundzüge von Moral und Recht, war die Culturstufe überhaupt, zumal die Grundlage der Wirthschaft, gemeinsam.

Mögen im Einzelnen, zumal je nach der örtlichen Beschaffenheit, nach Art des Bodens, welchen die Völker bewohnten, Verschiedenheiten nicht gefehlt haben — im Wesentlichen stimmten sie darin überein, daß sie zwar die Anfänge eines oberflächlichen, aber kunstlos betriebenen Ackerbau's kannten, überwiegend aber von Viehzucht und Jagd lebten und umherschweifend, nach Erschöpfung oder doch Abschöpfung der Jagd- und Weidegründe, die Wohnsitze wechselten.

Sonder Schmerz, sonder Opfer, sonder Heimweh ver-

Digitized by Google

ließ man die bisherigen Siedelungen, in deren Ackerboden man wenig Arbeit gesteckt hatte, packte Weiber, Kinder und den geringen Hausrath, ja wohl selbst die leichten Holz-Häuser und die Zelte aus gegerbten Fellen auf die breiten, von Rindern gezogenen Wagen und suchte neue Sitze in der Richtung, welche Vogelflug oder Himmelszeichen riethen oder auch die Nothwendigkeit des Ausweichens vor nachdrängenden stärkeren Nachbaren.

In dieser Weise waren wohl Jahrhunderte hindurch auch die Germanen von Flußgebiet zu Flußgebiet, von Weideland zu Weideland gezogen, ohne bestimmtes Wanderziel, ohne festgehaltene Richtung: nur im Ganzen allmälig immer weiter nach Westen gedrängt, weil die Rückwanderung nach Osten schon durch die Massen der ihnen nachfolgenden anderen germanischen Stämme, (der Gothen,) anderer arischer Völker, (der Slaven) anderer außer-arischer Horden (der mongolischen Hunnen) versperrt war. Als sie nun in solcher Weise und auf solchen Wegen allmälig in Europa angelangt waren, setzten sie zunächst die alte Lebensweise, die alten Wandersitten fort: nur wenig Unterschied wurde anfangs durch das Vorfinden anderer älterer Cultur bewirkt: tiefer stehender finnischer, vielleicht noch auf Pfahlbauten siedelnder Fischer und Jäger, höher stehender, bereits in volkreichen Städten Gewerk, Handel mit eignen Fabricaten treibender Kelten: was nicht durch Wanderung nach Norden und Westen den von Südosten anziehenden Germanen auswich, ward keineswegs ausgerottet, sondern in gelinden oder strengen Formen der Kriegsgefangenschaft, der Halbfreiheit oder vollen Unfreiheit unterworfen: daß die Sprache der Kelten auch nach der germanischen Ueberfluthung

Digitized by Google

noch dauerte, daß Berge, Flüsse, Städte, Dörfer mit dem vorhergehenden Namen auch später benannt wurden, — klingen bis heute ja Rhein, Donau, Main, Lech, Isar, Inn, Karwendel u. s. w. in keltischem Laut — erklärt sich doch nur unter der Voraussetzung, daß die germanischen Einwanderer sie noch lange von den keltischen Siedlern benennen hörten.

Mochte nun aber das occupirte Land früher schon bebaut und bewohnt oder mochte es bisher Urwald gewesen sein — in beiden Fällen verfuhren die Germanen nach dem gleichen, durch die Wirthschaftsweise vorgezeichneten System: sie theilten das gesammte besetzte Land in drei Gruppen: Grenzwald, Almaennde und Sondereigen: nach Erschöpfung des Sondereigens durch die nachwachsende Bevölkerung griff man zu Almaennde und Grenzwald, um Bauerhöfe mit Sondereigen daraus zu schaffen: da nun aber Almaennde und Grenzwald die trennenden Außentheile des occupirten Gesammtlandes gebildet hatten, so mußte deren Verwandlung in Ackerland mit Sondereigen die Wirkung haben, die bisher durch Wald, Sumpf und Wüstenei getrennten Völker zu unmittelbaren Nachbarn zu machen: in Freundschaft und Feindschaft mußten nun alle Beziehungen weit stärker wirken, Anziehung, Ueberwältigung, Zusammenschließung viel rascher und leichter und häufiger erfolgen, jede Kraft und Bewegung in einer Völkerschaft mußte stärker auf die Zustände der Nachbarn wirken, in Krieg oder Bündniß, als ehedem.

Nun vollzog sich gerade in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus: genauer beginnend zwischen Cäsar, 150 Jahre vor und Tacitus, 100 Jahre nach Christus, also unmittelbar vor dem Anfang der sogenannten Völker-

Digitized by Google

wanderung, der allmälige Uebergang der Germanen von überwiegendem Nomadenthum mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaften Ackerbau.

Es ist aber ein überall beobachtetes „Naturgesetz", daß dieser Uebergang eine ganz gewaltige und rasche Vermehrung der Bevölkerung zur Folge hat: die gesteigerte Cultur im Allgemeinen und die Mehrproduction sowie die mehr gesicherte und regelmäßige Beschaffung der Nahrungsmittel, die in diesem Uebergang liegen, bewirken mit der Nothwendigkeit eines „Naturgesetzes" diese raschere und stärkere Vermehrung.

Natürlich mußte die Ursache geraume Zeit, mehrere Menschenalter hindurch, haben walten können, auf daß die Wirkung überall und deutlich erkennbar eintreten konnte.

Diese Zeitbestimmung trifft nun genau zusammen mit dem Anfang der Bewegungen, welche wir Völkerwanderung nennen.

Die Uebervölkerung konnte auf jener Culturstufe unmöglich durch die Mittel höherer Civilisation, z. B. intensiveren rationelleren Ackerbau, abgewendet werden: ihre nothwendige Folge war Hungersnoth: das einzige Mittel, das denkbar einfachste: — Auswanderung, sei es des ganzen Volkes, sei es des Ueberschusses, aus den ungenügenden zu eng gewordenen Sitzen, deren längst in Sondereigen verwandelte Alemaennden und Grenzwälder nicht mehr ausreichten, in reichere, weitere, fruchtbarere Länder.

Und so nahmen denn die Germanen nach einer Unterbrechung von etwa drei Jahrhunderten jene Wanderzüge wieder auf, welche sie ehedem allmälig aus Asien nach Europa geführt hatten.

Digitized by Google

Freilich war jetzt die Richtung der Wanderung nicht mehr so frei wählbar: der Druck der von Osten her nachdrängenden germanischen, slavischen, mongolischen Massen und der eherne Wall, welchen die Legionen im Südwesten um das römische Imperium zogen, waren zwei gewaltige, treibende und hemmende Kräfte; endlich erlahmte von innen heraus die Widerstandskraft des Cäsarenstats und der Völkerstrom ergoß sich nun brausend nach Südwesten über den „Pfahlgraben" in die römischen Provinzen.

So war also die letzte Ursache der Völkerwanderung die durch ackerbauende Seßhaftigkeit herbeigeführte Uebervölkerung in Germanien und zu deren Vermeidung die Wiederaufnahme uralter Gewöhnung.*)

II.

Aus dem über die Ursachen der Völkerwanderung Gesagten ergiebt sich von selbst Aufhellung über das Wesen und einen großen Theil der Erscheinungen dieser Bewegung. Viel richtiger eine „Ausbreitung" denn eine Wanderung wird sie genannt.

---

*) Geschichte und Sage stimmen darin zusammen: manchmal haben Mißwachs, Krankheiten, schwere Winter dazu beigetragen, den Prozeß zu beschleunigen, die Nothwendigkeit der Wanderung plötzlicher verhängend. Neben dieser großen und tiefstliegenden Ursache sind dann zuweilen auch kleinere einzelne Motive zur Wanderung hinzugetreten, welche aber nur unter Voraussetzung jener allgemeinen Ursache sich als stark genug erweisen konnten. Wir werden solche im Verlauf kennen lernen. — Uebrigens konnte hier die Entwickelung der Gründe der Uebervölkerung kürzer gefaßt werden im Hinblick auf die ausführlichen Erörterungen in dem Aufsatz: „Die Germanen vor der Wanderung"; (s. unten).

Digitized by Google

Denn nicht daran ist zu denken, daß die germanischen Stämme, welche überhaupt in Europa „wanderten" — manche von ihnen haben seit der ursprünglichen Einwanderung ihre Sitze gar nicht oder fast gar nicht verändert — nach einem vorgesteckten weit entlegenen bestimmten Ziel von den bisherigen Wohnsitzen plötzlich aufbrechend gezogen sein: nur ganz ausnahmsweise schwebte überhaupt ein solches bestimmtes Ziel vor, wenn z. B. die römische Statsregierung oder aufständische Feldherrn germanische Stämme in bestimmte Provinzen einladen oder rufen, wie etwa die Vandalen aus Spanien von Bonifacius nach Afrika berufen werden.

Vielmehr ist in den allermeisten Fällen die sogenannte Wanderung nichts anderes als eine Wiederaufnahme der uralten Sitzveränderungen, sonder Ziel und Plan, wie sie die Germanen in jahrtausendjährigem Umherziehn allmälig aus Mittelasien nach Mitteleuropa geführt hatten.

Die uralten, niemals ganz in der kurzen Zwischenzeit verhältnißmäßiger Seßhaftigkeit (vom Jahre 100 bis 250 nach Christus) aus dem Gedächniß entschwundenen, halb nomadenhaften Gepflogenheiten lebten nunmehr erneut wieder auf, da im Allgemeinen ähnliche Ursachen, welche die große Einwanderung bewirkt hatten, nun neuerdings schiebend, drängend und stoßend auf diese Völkermasse wirkten.

Freilich sind es andere Voraussetzungen und Verhältnisse, unter welchen jetzt in dem von Rom beherrschten oder doch berührten europäischen Mittelgebiet gewandert werden muß, als damals in Asien: immer und überall haben die Wandervölker zu rechnen mit der im Süden und Westen weit überlegen drohenden römischen Cultur- und Militairmacht.

Digitized by Google

Auch die Wanderer selbst sind verändert: von Kelten und Römern haben sie manchen Zug höherer Cultur angenommen: dann auch von innen heraus, von sich aus haben sie sich weiter entwickelt; der seßhafte Ackerbau, nicht mehr schweifende Jagd und Viehzucht, ist weit überwiegend Grundlage des wirthschaftlichen Lebens, ja unentbehrliche Voraussetzung der Gemeindeverfassung, der Rechtszustände überhaupt geworden. Daher immer und überall das Verlangen dieser Wandervölker, in den neugewonnenen Sitzen abermals diese Grundlage des wirthschaftlichen und Rechts-Lebens zu erreichen: Land, Ackerboden, „Quietam patriam" fordern oder erbitten diese germanischen Scharen als Sieger oder Besiegte immer wieder von den Römern. Damit ist die früher, namentlich bei französischen Schriftstellern lang herrschend gewesene Anschauung widerlegt, welche in diesen wandernden Eroberern nur das kriegerische Gefolge von Häuptlingen und Fürsten erblickte.

Nicht kleine Häuflein, die lediglich aus Kriegern bestanden, sondern wirklich ganze Völker, mit Weibern und Kindern, Greisen und Kranken, Freigelassenen, Knechten und Mägden, mit Rossen und Rindern, mit Schaf- und Schweine-Heerden, mit zahllosen Wagen sind es, welche wir fechtend und ruhend, umherziehend und dann wieder Jahrlang seßhaft, in jenen Wanderzügen vor uns haben. Die Veranlassungen zu dem Aufbruch für eine solche Völkerschaft waren nun selbstverständlich mannigfaltig, doch lassen sie sich in der Regel auf einen der folgenden Gründe zurückführen: namentlich Uebervölkerung und durch dieselbe herbeigeführte Hungersnoth, das Andrängen übermächtiger Nachbarn, gewaltsame Verfassungs-Aenderungen, innere

Digitized by Google

Kriege, Eingriffe der römischen Politik: dagegen bildet, was man als Regel angenommen, die bloße Eroberungslust, die seltne Ausnahme.

Die Quellen gewähren uns Belägc von jeder Art dieser Ursachen: wenigstens in der Sage, seltner in der Geschichte, hat sich die Erinnerung an die treibenden Gründe erhalten. Bei Jordanes, dem Geschichtsschreiber der Gothen, schon finden wir eine Andeutung, daß die gewaltige Zunahme der Bevölkerung die germanischen Stämme auf der von ihm sogenannten Insel Scanzia (Scandinavien) drängte, sich erobernd gegen das Römerreich in Bewegung zu setzen.

Bei Paulus Diaconus, dem Geschichtsschreiber der Langobarden, ist die Wandersage dieses Volkes in seltener Vollständigkeit überliefert: später hat dann Saxo Grammaticus diese Ueberlieferungen mit mancherlei gelehrter Zuthat erweitert: Paulus führt in einer, nebenbei gesagt noch nicht bemerkten, etymologischen ernsthaft gemeinten Spielerei den Namen Germania auf Germinare, sproßen, treiben, keimen, zurück, als sei das Land, gleichsam Germinania, von seiner üppig sprießenden Bevölkerung benannt.

Er erzählt dann, wie die kleine Insel oder Halbinsel Scandia der raschsteigenden Volksmenge der Winiler, der später von Wodan Langobarden genannten, nicht mehr genügt habe: um der das ganze Volk bedrohenden Hungersnoth zu begegnen, beschließt die Volksversammlung, daß ein Drittel auswandernd neue Sitze suchen soll.

Wir dürfen annehmen, daß häufig in solchen Fällen das Gleiche geschah: wir dürfen auf Paulus' Bericht hin den sagenhaften Zug glauben, daß durch Loswerfen das zur Auswanderung genöthigte Volksdrittel bestimmt wurde:

Digitized by Google

beachtenswerth ist dabei die Variante des Berichts, wonach vorzugsweise die streitbare, noch nicht auf Grundbesitz selbständig ansässige Jugend als ein heiliger Frühling des Volks, ver sacrum, auszog: wobei jedoch auch Weiber und Kinder unter den Wandernden gedacht werden müßen.

Die Führer der aufbrechenden sind zwei mythische Helden und deren Mutter, eine weise Wala: Götterzeichen, wegweisende Vögel oder Raubthiere fehlten dabei wohl nicht.

Es ist sehr lehrreich, die wandernden Langobarden auf ihrem Zuge zu begleiten, das Wesen dieser Bewegungen wird dabei einleuchtend klar. Da sehen wir denn, daß keineswegs Uebermuth, Kriegsluſt, Beutesucht, sondern die bittere Noth, wie sie den Aufbruch veranlaßt hatte, die Beschlüße und Schritte der Wanderer lenkt.

Den werthvollsten Theil ihrer beweglichen Habe, die Knechte, haben sie mitgenommen: denn als das schwache Häuflein vor überlegenen Feinden zu erliegen bangt, werden die Knechte bewaffnet und für tapfres Verhalten in der Schlacht vom König mit der Freilaſſung belohnt.

Ohne Ziel, ohne Plan ziehen sie unstät umher oder verweilen bald ein Menschenalter, bald nur wenige Jahre in sicheren und fruchtbaren Sitzen, bis die Sicherheit durch neu anziehende Nachbarnen gefährdet oder der Boden erschöpft ist.

So ganz fehlt es an einer bestimmten Marschrichtung, daß, obwohl wir den Ort des Aufbruchs — die Ufer der Unter-Elbe — und den Ort der endgültigen Niederlaſſung, (bis zur neuen Wanderung nach Italien) nämlich Pannonien, und eine große Zahl von Namen der Landschaften kennen, welche das Volk während seiner über zwei Jahrhunderte

Digitized by Google

sich erstreckenden Wanderschaft durchmaß, doch durchaus keine Sicherheit über die von ihnen eingeschlagenen Wege zu erzielen ist. Weit gehen die Ansichten auseinander. Nach einer Meinung, die sich auf ganz späte und daher werthlose Angaben stützt, soll der Zug von der Elbe nach Westen an die Weser und nach Paderborn gegangen sein, was mit der im Ganzen süd-süd-östlichen Richtung der Bewegung wohl unvereinbar.

Wir sehen nun das Wandervolk bald von übermächtigen Feinden, z. B. den Vandalen, die den Durchzug durch ihr Gebiet weigern, aufgehalten: wir sehen, wie sich die Verzweifelnden, um Durchzug oder Aufnahme zu erkaufen, zu den schwersten Anerbietungen, z. B. der Ueberlassung von ¼, ½, ⅔, ja des ganzen Bestandes ihrer Herden und Habe entschließen: vergebens: es kommt zur Schlacht oder zum Zweikampf, der für beide Völker entscheidet.

Ein ander Mal ist es ein furt- und brückenloser Strom, der, in gefährlichen Wirbeln brausend, die Schritte der Wanderer hemmt: die Sage läßt in dem Fluß ein weibliches Wasserungethüm — wohl eben einen Stromwirbel — als amazonenhafte Kampfjungfrau hausen: der König bezwingt nach hartem Kampf mitten in ihrem Gewässer die Unholdin — offenbar die sagenhafte Darstellung des durch Muth und Klugheit des Führers dem Strome abgezwungenen Uebergangs. Auf dem anderen Ufer angelangt werden aber die unvorsichtig Lagernden in ihren Zelten und Wagen zur Nacht von den raschen Reiterhorden der Bulgaren überfallen: ein großer Theil des Volkes wird mit dem König getödtet oder, zumal die Weiber, in Gefangenschaft geschleppt. Nur mit heftiger Anstrengung vermag ein jugend-

Digitized by Google

licher National-Held sagenhaften Ursprungs den schwergetroffenen verzagenden Rest zu neuem Muth, zum Angriff auf die Bulgaren zu entflammen: schon schwankt die Schale des Siegs abermals zu den Feinden hinüber, schon flüchten die geworfenen Langobarden in ihre Wagenburg zurück: da gelingt es dem jungen Helden durch flammende, von der Heldensage aufgezeichnete Worte, durch glänzende Tapferkeit und plötzliche Freilassung aller Knechte den Sieg und den Weiterzug durch das Bulgarenland zu gewinnen. (Das that Lamissio, der Sohn des Lehms.)

Sehr allmälig nur erstarkt durch solche Siege das Selbstvertrauen, dann auch das Selbstgefühl des kleinen, bisher stets von Hunger, von den Elementen und übermächtigen Feinden bedrohten Wandervölkleins: „sie verschmähten es nun, sagt der Geschichtsschreiber, länger unter bloßen Heerführern zu leben, und beschlossen, nach dem Beispiel anderer (starker und stolzer) Stämme einen König zu wählen.“ Uebergang zum Königthum ist stets ein Zeichen zunehmenden Nationalstolzes, während geschwächte, gedemüthigte Stämme, wie z. B. die Heruler, darauf verzichten müssen, das nationale Königthum fortzuführen. —

Mit wechselnden Geschicken durchziehen, nun unter Leitung eines Königs, die Langobarden die weiten Gebiete zwischen der Oder und der Donau, bald durch Kampf, bald durch Vertrag den Durchzug gewinnend: in fruchtbaren Gegenden bleiben sie so lange, bis sie verdrängt werden: endlich kommen sie nach vorübergehendem Verweilen in dem durch Odovakars Maßregeln von Römern geräumten Rugiland (unterhalb Wien) zur Ruhe in Pannonien: (Ungarn) nach langen Kämpfen vernichten sie mit Hülfe der Avaren

Digitized by Google

die benachbarten Gepiden. Aber Söldner ihres Volkes hatten in den Kriegen zwischen Byzantinern und Ostgothen in Italien die Herrlichkeit dieses Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens an Wein und anderer Edelkost kennen gelernt: vielleicht auch die Schwäche der oströmischen Herrschaft: diese Schilderungen und Erwägungen führten dahin, daß das Volk abermals beschloß, diesmal nicht gedrängt von Noth, sondern in dem Trachten nach gepriesenen Landen, die bisherigen Sitze zu verlassen: man wartet den Eintritt der milderen Jahreszeit ab, welche die julischen Alpenpässe vom Schnee befreit und beginnt zu Ostern (13. April) des Jahres 568 die Wanderung nach Italien.

Aber vorsichtig sichert man sich durch Vertrag mit den Avaren, welchen man die bisherigen Siedelungen überläßt, für den Fall des Mißlingens der Unternehmung das Recht der Rückkehr und bedingt sich die Wiederabtretung aus.

Auch die Zusammensetzung des Wanderzuges ist lehrreich: keineswegs ist das zusammenhaltende Band nur die Stammgenossenschaft: die Langobarden werden außer von den Resten der Gepiden, z. B. von 30,000 Sachsen begleitet, welche der Ruhm des Königs Alboin und der Reiz der Unternehmung herangezogen hatte: dabei muß man erwägen, daß sich Langobarden und Sachsen nicht leicht verstehen konnten, da jene dem oberdeutschen, diese dem niederdeutschen Sprach-Stamm angehörten. Wie wenig endgültig solche Unternehmungen von den Betheiligten angefaßt wurden, zeigt, wie jener Vorbehalt der Rückwanderung, so die wirklich ausgeführte Rückwanderung der Sachsen von Italien bis Ostthüringen, zu welcher diese nach wenigen Jahrzehnten schreiten, weil ihnen die Langobarden nicht

Digitized by Google

die gewünschte Sonderstellung und Selbstständigkeit einräumen wollen. (Auch die Vandalen hatten bei ihrer Wanderung aus Pannonien nicht endgültig auf diese Sitze verzichtet.)

Diese Rückwanderung ist lehrreich: sie erfordert die Zustimmung des Frankenkönigs: sie vollzieht sich unter Bezahlung für die Verpflegung durch die Bewohner Galliens, freilich auch unter Gewaltthätigkeiten: und als endlich die verlassenen Sitze erreicht sind, kommt es zu Kämpfen mit den von einem Frankenkönig hier einstweilen angesiedelten Thüringern und Schwaben. —

Die Ausbreitung der Langobarden über Italien erfolgte außerodentlich langsam: lange Zeit ohne systematische Landtheilung und Ansiedelung: die reicheren Römer flüchteten bei der Annäherung der gefürchteten halb heidnischen, halb ketzerischen Barbaren: so konnte König Alboin einfach seine Scharen in den entvölkerten Landschaften im Norden und Osten der Halbinsel ansiedeln: die Zahl der Einwanderer war gering im Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes: dies allein erklärt die sonst ganz unverständliche Erscheinung, daß mitten in den von den Langobarden besetzten Gebieten noch Menschenalter hindurch kleine Städte und Castelle, z. B. die Insel des Comersee's, sich unbezwungen erhalten.

Viel langsamer gelang die Ausbreitung der Eroberer über Mittel- und Unter-Italien: hier kam es dann auch zu methodischer Landtheilung.

Wir haben so ausführlich die Geschichte der langobardischen Wanderungen erörtert, weil gerade dieses Beispiel wegen der bunt wechselnden Geschicke besonders lehrreich und weil es uns detailirter überliefert ist, als die Geschichte der Wanderzüge der meisten Völker.

Digitized by Google

Aehnliche Vorgänge schildern uns bei den Ostgothen Jordanes und Prokop: auch bei diesen Wanderern sehen wir immer das Verlangen nach Land zum Ackerbau: auch bei ihnen finden wir das Wandervolk vom Hunger weitergetrieben und oft trotz aller Tapferkeit und häufiger Siege an den Rand des Verderbens gedrängt: — lehrreich ist zumal die Geschichte der Wanderungen der Ostgothen im Hämusgebirg, wo die verworrene Wagenburg, die hungernden und darbenden Weiber und Kinder deutlich uns vor Augen geführt werden.

Wir haben oben neben Uebervölkerung und Hungersnoth noch andere Gründe der Wanderungen angenommen und wollen nun von denselben einzelne Beispiele anführen.

So das Andrängen übermächtiger Nachbarn: aus solchem Grunde erklären sich die frühesten dieser Bewegungen schon, welche Julius Cäsar in Gallien und bei den rechts rheinischen Stämmen in vollem Flusse fand: vor den Sueben wichen die Ubier, Usipier und Tenchterer: später suchen sich die Markomannen durch Auswanderung nach Boehmen dem Druck und der Umklammerung des nahen Römerreichs zu entziehen: vor den Hunnen weichen die Westgothen immer mehr nordwestlich aus und flüchten endlich über die Donau auf römisches Gebiet: hier in den Donauländern sehen wir später widerholt Langobarden, Gepiden, Heruler, Rugen, Skiren, Turkilingen, Markomannen, Sueven die Sitze wechseln, indem sie sich gegenseitig schieben und drängen: der Schwächere muß Raum geben: in Spanien werden ebenso die kleineren germanischen Stämme, die Silingen, Alanen, Sueven von den mächtigeren, den Asdingen und Westgothen, theils unterworfen, theils zum Wandern genöthigt.

Digitized by Google

Gewaltsame Verfassungsänderungen, namentlich die Aufrichtung des Volkskönigthums in bisher getheilten Gauen, begünstigt durch das Aneinanderrücken der Sondergüter und das Verschwinden des Grenzwaldes, führen ebenfalls häufig zur Auswanderung einzelner und ganzer Scharen: aus Marbod's Reich flüchtet Katwalda zu den Gothen, Segestes aus dem Machtgebiet Armin's zu den Römern: beide wohl nicht einzeln, sondern mit Anhang und Gefolge: das großartigste Beispiel aber gewährt die Auswanderung zu Schiff der zahlreichen freiheitstrotzigen Jarle, Häuptlinge und gemeinfreien Bauern, welche aus Norwegen mit den alten Götterbildern, mit Weib und Kind davonziehen, um die stolzen Häupter der Ein-Herrschaft nicht beugen zu müssen, welche König Harald Harfagr gewaltig aufrichtet: diese Auswanderer bedecken alle Mere mit den Wikingerschiffen und diese Verfassungsänderung in Norwegen führt zu einer der lehrreichsten und merkwürdigsten Erscheinungen in aller germanischen Geschichte: zu der Bevölkerung und Colonisation der Insel Island durch norwegische Männer.

Auch innere Kriege, Zwist unter den Gauen eines Stammes veranlaßten die Schwächeren oder Unzufriedenen zur Auswanderung: so war ein Theil der Chatten wegen innerer Kämpfe aus den alten Hessensitzen aufgebrochen und den Rhein hinabgezogen, wo sie der Rheininsel ihren Namen aufgeprägt: Batavia heißt von den chattischen Batavern.

Endlich haben die Eingriffe der römischen Politik zu zahlreichen Wanderungen und Wohnsitzveränderungen Anlaß gegeben. Nicht nur in oder nach dem Krieg — z. B. in den zahlreichen Fällen, in welchen die Römer viele Zehntausende eines besiegten Stammes aus dessen bisherigen

Digitized by Google

Sitzen hinweg in ein fernes, ganz unter römiſcher Herrſchaft ſtehendes Land wie Gallien oder Italien verpflanzten, wo ihre nationale Exiſtenz alsbald erloſch. — (Ubier, Sigambern)

Auch im Frieden durch politiſche Maßregeln oder diplomatiſche Intervention: ſo werden die Anhänger des Katwalda und des Vannius von den Römern aus Böhmen entfernt und fern im Oſten angeſiedelt: ſo werden die Vandalen aus Spanien nach Afrika gerufen: ſo werden die Oſtgothen aus der Nähe von Byzanz und dem oſtrömiſchen Gebiet entfernt, indem man ſie veranlaßt, in das von Odovakar beſetzte und beherrſchte Italien überzuwandern.

Neben dieſen bekannteſten Fällen ſtehen nun aber in großer Zahl Beiſpiele von geringer Bedeutung für die Univerſalgeſchichte zwar, aber von gleicher Wichtigkeit für unſere Erörterung: Beiſpiele, welche als Anwendungen des allgemeinen Syſtems der römiſchen Politik in dieſen Beziehungen zu den Barbaren erſcheinen: es handelt ſich um die richtige Auffaſſung der Methode der Landtheilung und Anſiedelung der Germanen in den Provinzen des römiſchen Reichs: denn unabweisbar doch drängt ſich die Frage auf, wie man in einem Culturſtat bei der von der Regierung angeordneten Aufnahme großer Haufen hungernder Barbaren in dicht bewohnte Landſchaften verfuhr, um Mangel, Ungewißheit der Pflichten und Rechte und die daraus entſpringenden Gewaltthätigkeiten fern zu halten.

Dieſe Unterſuchung muß um ſo eingehender geführt werden, als das Weſen und die Wirkungen der Völkerwanderung in einer ganzen Reihe von Erſcheinungen durch die hierbei von den Römern getroffenen Einrichtungen beſtimmt werden.

Digitized by Google

Wir werden uns überzeugen, daß auch hier nichts ganz Neues, plötzlich Geschaffenes vorliegt: sondern Fortführung alter Ueberlieferungen, wenig modificirte Anwendungen längst erpropter Principien auf neue Erscheinungen: denn sowenig wie die Natur, kennt die Geschichte Sprünge: sie kennt nur fortbildende Entwickelung.

Schon lange Zeit, bevor die Römer mit den Germanen in Berührung gekommen, waren im römischen Reich diejenigen Normen aufgestellt worden, welche dann vor und während der sogenannten Völkerwanderung eben auch auf die Germanen angewendet wurden.

Auszugehen ist dabei von dem Einquartierungs- und Verpflegungssystem der Römer für auf dem Marsch befindliche und für cantonirende oder vorübergehend in eine Landschaft eingelegte römische Truppen.

Man verfuhr dabei in der Art, daß jedem grundsteuerpflichtigen Haus- oder Landbesitzer (possessor) nach der Größe seiner Steuerlast d. h. also seines steuerpflichtigen Grundbesitzes eine entsprechende Zahl von Soldaten zur Beherbergung und Ernährung zugewiesen wurde. Und zwar in der Form, daß der Soldat auf einen genau festgesetzten quoten Theil der Früchte, der Naturalerträgnisse des Jahres angewiesen wurde, z. B. auf $^1/_4$ oder $^1/_3$: gerade diese Zahl (Tertia: scilicet pars) begegnet sehr früh und sehr häufig: das Verhältniß zwischen dem Quartierwirth und dem Quartiergast hieß hospitalitas, einer des Andern hospes, der Antheil des Soldaten an den Früchten pars oder sors.

Ganz dasselbe System wandte man nun in den späteren Zeiten d. h. in dem letzten Jahrhundert der Republik und dem ersten Jahrhundert des Kaiserthums an auf die immer

Digitized by Google

zahlreicher auftretenden Fälle, in welchen fremde, barbarische Truppen, Söldner in römischen Dienst genommen wurden.

Die Formen, in welchen dies geschah, waren sehr mannigfaltig: eine der wichtigsten und später allmälig häufigst angewendeten, war dasjenige System, welches ich das Grenzersystem nennen und durch eine bekannte analoge Erscheinung erklären will — die erst vor wenigen Jahren aufgehobene Einrichtung der sogenannten österreichischen Militairgrenze.

Ursprünglich behufs Herstellung einer vorübergehenden Grenzsperre zur Verhinderung der Einschleppung der Pest, dann auch behufs dauernder Abwehr der dauernden Gefahr der Türken-Einfälle überwies Oesterreich Land an seiner Ostgrenze Soldaten als Colonisten, welche sich mit Weib und Kind und Herden hier niederließen und, frei von Steuern und frei von der Militairpflicht zu Kriegen außerhalb dieser Grenzgebiete, nur die Aufgabe hatten, das Grenzland gegen die Türken zu vertheidigen, zugleich des Reiches Mark beschützend und den eigenen Herd.

In ganz ähnlicher Weise verfuhren seit den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit die Römer mit den Barbaren an den Grenzen des Reiches in Asien, Afrika und Europa: man nahm in sehr verschiedenen Formen barbarische Krieger in Verpflegung, Sold und Dienst: sie sollten eben jene Grenzlandschaften fortan vertheidigen, in des Reiches und der eigenen Ansiedelung Interesse, welche sie bis dahin bedroht hatten.

Dies geschah früher manchmal in der Weise, daß Krieger allein, ohne Weib und Kind, angesiedelt und auf ein Drittel der Früchte der possessores angewiesen wurden.

Später aber wurde die Form immer häufiger, wonach man besiegte Völker oder Völkertheile mit Weib und Kind

Digitized by Google

in das Reich aufnahm, und sie nur verpflichtete, die bisherigen Wohnsitze, welche man ihnen beließ oder neue, in welche man sie verpflanzte, zu vertheidigen. —

Sobald nun die Ansidelung familienweise geschah, mußte sich das Bedürfniß herausstellen, statt der bloßen Theilung der Früchte, eine Theilung des Bodens selbst vorzunehmen, um den Barbarenhaushalt neben dem des römischen hospes Raum zu schaffen: tertia pars, — tertia sors bezeichnete nun den dritten Theil von Gebäuden, Aeckern, Wiesen, Wald- und Weideland, dann oft auch den dritten Theil der unentbehrlichen Zubehörde damaliger Wirthschaft: Sclaven und Hausthiere.

In solcher Weise wurden denn auch die Germanen angesidelt, welche seit Ende des IV. Jahrhunderts in großen oder kleineren Gruppen, als ganze Völker oder in einzelnen Volkssplittern oder gar nur als Söldner, in die Provinzen des West- und des Ost-Reichs durch Vertrag Aufnahme fanden.

Auch wenn ganze Nationen, wie die Burgunden, Ost- und West-Gothen unter ihren nationalen Königen in Gallien, Italien, Spanien aufgenommen wurden, legte man das geschilderte System zu Grunde, so mannigfaltig auch im Einzelnen die Verhältnisse der Ansidelung waren, je nach der Macht, der Zahl, den Erfolgen der Barbaren und den Aufnahmsbedingungen.

Nicht neue germanische, — alte römische Organisationen liegen hier vor.

Der Unterschied von früheren Anwendungen des gleichen Systems besteht nur in der größeren Unabhängigkeit dieser Germanenscharen, deren Könige oft nur formell, öfter aber gar nicht die Oberhoheit des Kaisers anerkannten.

Digitized by Google

Ferner läßt sich mit dem Sinken des Reichs und dem Ueberwiegen der Germanen eine Steigerung der Ansprüche der letzteren nachweisen: sehr frühe schon verlangen sie statt der Jahrgelder und Fruchtantheile Eigenthum an Grund und Boden: und bald begnügen sie sich nicht mehr mit den rauheren, minder fruchtbaren und minder gesicherten Provinzen, welche man früher zu ihrer Abfindung verwendet, wie Dacien, Moesien, Pannonien: sie trachten nach den blühendsten Landschaften, Gallien, Spanien, Achaja, ja nach dem Herzen des Reichs, nach Italien und Rom selbst.

Sehr lehrreich ist es, die Beurtheilung und Verurtheilung dieses Systems bei dem einsichtsvollen Prokop zu lesen: die allgemeine Barbarisirung des Reichs war freilich die nothwendige Folge dieser massenhaften Aufnahme von Barbaren jedes Stammes: und die Auflösung des weströmischen Reichs geschah in der That gelegentlich einer der oben besprochenen Steigerungen der Ansprüche der germanischen Söldner: den dritten Theil aller Grundstücke in Italien forderten sie zu Eigen — also nicht mehr bloße Fruchttheile und nicht mehr bloße fundos provinciales — und stürzten die Regierung, welche dies versagte.

Die strenge Verurtheilung jenes Verfahrens verkennt nur einerseits, daß anfangs, als das Reich noch stark genug war, die aufgenommenen Barbaren in Unterordnung zu halten, die Maßregel doch wesentlich zur militairischen Kräftigung und Vertheidigung des States beitrug: und andererseits, daß zu den Zeiten des Kaisers, den Prokop darum verklagt, — Justinian's — wohl kaum ein anderes Mittel zu Gebote stand, die Waffen der Germanen von den Mauern von

Digitized by Google

Byzanz fern zu halten, als die Preisgebung anderer ferner gelegener Landschaften.

Wie großen Einfluß aber gerade diese vertheilende Aufnahme der Germanen, diese Form der Ansiedelung auf die späteren Geschicke der drei Länder Frankreich, Italien, Spanien hatte, — das werden wir alsbald zu erörterern haben in der Betrachtung, zu welcher wir nun übergehen: nämlich der:

III. Wirkungen der Völkerwanderung.

Hierbei sind vorerst einige irrige Vorstellungen abzuweisen: man hat nämlich gewisse geschichtliche und juristische Erscheinungen, als Folgen der Völkerwanderung angesehen, welche dies keineswegs sind.

So das germanische Königthum: namentlich französische Gelehrte haben erst nach der Eroberung römischer Provinzen aus den „chefs", Häuptlingen und Gefolgeherren der „bandes allemandes" die Könige der Franken, Burgunden, Gothen, Langobarden, Vandalen hervorgehen lassen, während vor der Wanderung die Germanen nur die republikanische Statsform gekannt hätten.

Wir wissen aber, daß das Königthum ein Urbesitz der germanischen Stämme, ein uraltes nationales Rechtsgebilde war, wenn auch noch zur Zeit des Tacitus die republikanische Verfassung viel häufiger begegnet: nur modificirt wurde das Königthum durch die Einwanderung in römische Provinzen, indem der König neue Gewalten, z. B. die Polizei und Finanzgewalt, erwarb und überhaupt die Rechte, welche er als Nachfolger der Kaiser über die Provincialen auszuüben

Digitized by Google

hatte, auf seine germanischen Statsangehörigen auszudehnen trachtete.

Ebensowenig ist der Adel erst aus den Abenteurern, Gefolgsherrn und Gefolgsleuten, der Völkerwanderung hervorgegangen: der alte germanische Volksadel ist älter, der neue Dienstadel, der sich auf Königsamt und Landleihe und Königshofdienst erhob, ist jünger als die Wanderung. Damit hängt innig der dritte Irrthum zusammen, welcher aus den Landvergebungen der Könige an ihre Gefolgen das Lehnwesen erwachsen ließ: wir verdanken den ausgezeichneten Untersuchungen von Georg Waitz und Paul von Roth die genaue Kenntniß dieser Vorgänge: nur bei den Franken ursprünglich, bei allen andern Stämmen blos von den Franken herübergenommen, treffen wir überhaupt das echte Beneficialwesen an und dieses ist erst um die Mitte des VIII. Jahrhunderts unter den Söhnen Karl Martell's charakteristisch ausgebildet worden, durch die große Secularisation von Kirchengut, welche das Bedürfniß nach einer starken Reiterei in den Kämpfen wider die spanischen Araber erzwang.

Ja, auch zwei andere große weltgeschichtliche Erscheinungen, werden nur zum Theil und nur mittelbar mit Recht als nothwendige Wirkungen der germanischen Wanderung erkannt: der Untergang des weströmischen Reiches und die Christianisirung der Germanen.

Nach dem oben über die sich steigernden Forderungen der Söldner im Reich Erörterten leuchtet ein, daß keineswegs nothwendig Germanen es sein mußten, welche in der Rebellion von 476 den Minister Orestes und den Kaiser Romulus Augustulus beseitigten: maurische, isaurische, illyrische Söldner hätten ganz ebensowohl jene Forderungen

Digitized by Google

erheben können, welche mit germanischen Wanderungen nicht in Zusammenhang stehen: denn der Irrthum, Odovaker als einen König der Rugen oder Skiren, der wandernd in Italien eingerückt war, zu fassen, ist doch endlich aufgegeben: nur sofern die germanischen Völkerbewegungen jene Söldnerscharen im Reiche vermehrten und andrerseits die Uebervölkerung und Wanderungen der Germanen unter andern Erscheinungen auch den massenhaften Eintritt ihrer Scharen in römischen Solddienst zur Folge hatten, läßt sich ein Zusammenhang zwischen der Völkerwanderung und der Entthronung des Romulus Augustulus behaupten: übrigens dachte Odovaker ursprünglich nur daran, als Statthalter des oströmischen Kaisers mit dem Titel „patricius“ Italien zu verwalten: erst als Byzanz sich weigerte, ihn als Statthalter anzuerkennen, nahm er den Königstitel an. —

Auch die Christianisirung der Germanen kann man nicht in dem Sinne als Folge der Wanderung darstellen, daß sie ohne die Wanderung nicht, daß sie allein durch die Wanderung erfolgt wäre.

Schon zwei Jahrhunderte vor der Wanderung, in der That, seitdem die christlichen Vorstellungen über Judäa hinaus durch Kleinasien und Griechenland weiter westlich gewandert waren und unter den römischen Soldaten, Colonisten, Sclaven, Arbeitern, Anhänger gefunden hatten, war es ganz unvermeidlich, daß auch die Germanen von Gefangenen, Kaufleuten, oder andrerseits selbst als Gefangene oder im römischen Kriegsdienst diese Lehren kennen lernten.

Zu Alamannen, Markomannen, Rhein-Germanen gelangte die Kenntniß des Christenthums lange vor dem Anfang der großen Wanderungen: auch bei den Gothen hatte

Digitized by Google

die katholische wie die arianische Lehre Eingang gefunden und große Verbreitung, so bedeutende, daß Bischöfe bestellt und das gothische Bibelwerk Wusila's unternommen werden konnte, vor der Ueberwanderung auf römischen Boden. Burgunden, Langobarden, Vandalen, Alanen, Sueven, ein starker Zweig der Heruler, dann Rugen, Skiren, Turkilingen hatte das Christenthum vor dem Uebertritt in römische Provinzen in großen Scharen angenommen.

Freilich soll nicht geleugnet werden, daß das Leben in dem römischen Reich, dessen herrschende und unduldsame Statskirche das Christenthum seit Constantin geworden, die Verbreitung dieser Lehre unter den Germanen mächtig gefördert hat: aber seitdem das Christenthum diese Stellung im Kaiserreich gewonnen, war eine solche Wirkung überhaupt unvermeidlich geworden: auch ohne die Wanderung und ohne den Zerfall des Westreiches wäre sie eingetreten: setzen wir den umgekehrten Fall: die Germanen wären nicht gewandert, hätten nicht gesiegt, sondern wären in ihren in der Mitte des vierten Jahrhunderts besetzten Gebieten seßhaft geblieben und hier von den Römern unterworfen worden — ganz gewiß wäre das Gleiche eingetreten: der allein herrschenden Statsreligion des großen Culturreichs hätten sich die Germanen auch in diesem Fall nicht entziehen können; denn nur so wird die Aufnahme des Christenthums durch die Germanen quellenmäßig, freilich nicht mirakel- und legenden-gemäß, aufgefaßt: nicht plötzlich, nicht aus innerer Ueberzeugung, nicht das Christliche um seiner selbst willen haben die Germanen — ich rede von den Völkermassen, nicht von einzelnen Individuen — aufgenommen, sondern sehr allmälig, aus äußerer Nöthigung und als ein

Digitized by Google

Stück der gesammten übermächtigen römischen Statscultur überhaupt.

Oder welcher Historiker wird sagen, die Germanen hätten das Christenthum auch angenommen, falls sie dasselbe als das verachtete Bekenntniß jüdischer Schwärmer kennen gelernt, falls sie das römische Abendland schon im Jahre 100 oder 200 nach Christus erobert hätten? Die römische Statsreligion, die herrschende Statskirche als ein Stück römischer Cultur — wie die römische Sprache — haben sie angenommen, vielfach unverstanden, mit ihrem germanischen Götterglauben gemischt — ganz wie sie, wäre die KataſtropheRoms noch unter der Herrschaft der Olympier eingetreten, den allerdings viel toleranteren römischen Polytheismus, vielfach unverstanden und mit ihrem germanischen Polytheismus gemischt, würden angenommen haben.

Endlich muß man erwägen, daß nach Zertrümmerung des alten römischen States, und vor Aufbau des neuen germanischen, die katholische Kirche die einzige — und zwar meisterhaft — organisirte äußere Macht war, welche die Germanen vorfanden: nicht weniger als die innere Kraft des Glaubens hat das äußere Gewicht der einheitlich, fest, genial organisirten Kirche gewirkt.

Dagegen erweisen sich als die großartigen Wirkungen der Völker-Wanderung:

1. die Entstehung der romanischen Nationen und Sprachen;
2. die Aufnahme antiker Culturelemente auch bei den rechtsrheinischen Germanen;
3. die Gliederung des europäischen Festlandes in Staten-

Digitized by Google

gebiete, wie sie im Wesentlichen noch bestehen und damit insbesondere

4. die Grundlegung für die Geschichte des deutschen Volkes.

Die beiden gesegnetsten und reichsten Provinzen des römischen Westreichs, Gallien und Spanien, waren von dem lateinischen Hauptland Italien aus frühe und vollständig romanisirt worden: die ältere keltische und baskisch iberische Bevölkerung war zwar nicht vernichtet, — bis heute wird ja noch keltisch und baskisch gesprochen — aber wie zur politischen Ohnmacht, so auch zur ethnologischen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden.

In diese drei lateinischen Hauptländer drangen nun während der Auflösung des Westreichs germanische Wandervölker mit Weib und Kind: Ostgothen und Langobarden in Italien, Franken, Burgunden, Westgothen in Gallien, Westgothen und Sueven, in Spanien (ich erwähne nicht Eindringlinge von geringerer Zahl oder kürzerem Aufenthalt): ihre geringe Zahl — ein Hauptirrthum der Geschichtsschreiber der Völkerwanderung, auch des letzten, (v. Wietersheim,) besteht in der kritiklosen Annahme der übertreibenden Berichte der römischen Schriftsteller bezüglich der Massen der Barbaren — und ihr geringer Culturgrad, sowie die meistentheils friedliche, vertragsmäßige Aufnahme machten Ausrottung oder Austreibung der Provincialen unmöglich: andererseits konnten auch die Germanen nicht für sich abgeschlossen ihre Eigenart bewahren: schon die oben erörterte Art der Ansiedelung und Landtheilung, welche die Gäste weit über das Land zerstreute und jedem mehr römische als germanische Nachbarn gab, die geringe Kopfzahl, namentlich

Digitized by Google

die kleinere Zahl von Frauen, die nach der Annahme des Christenthums und zwar des katholischen Bekenntnisses (nach der Abschwörung des Arianismus) überall früher oder später eintretende Ehegenossenschaft mit den Römern, endlich die Einwirkungen eines südlichen Klima's mit allen ihren Folgen für Nahrung, Kleidung, Lebensweise, die Nöthigung, alle Producte der Gewerke, alle Einfuhr des Handels von Römern zu beziehen, der überwältigende Einfluß römischer Cultur überhaupt, einer Sprache z. B., welche zugleich die Sprache der Kirche war — Alles dies mußte die Einwanderer von Geschlecht zu Geschlecht immer eindringlicher in die Farbe des römischen Wesens tauchen: wie jede Vermischung mit dem Blut der Südländer die helle Farbe von Haut, Har und Auge dunkler, südlicher färbte. So wurden denn die Langobarden, West-Gothen, Sueven (in Portugall), Burgunden, Franken romanisirt — es entstanden die romanischen Nationen der Italiener, Spanier (und Portugiesen) und Franzosen*)

Und wahrlich: erwägt man das unendliche Uebergewicht der römischen Elemente nicht nur der Zahl, auch der Intensität nach, dann staunt man nicht darüber, daß die Germanen romanisirt wurden, sondern darüber, daß sie nicht spurlos, wie freilich in Afrika geschah, aufgesogen wurden: denn immerhin haben sie doch ihrerseits so starken Gegeneinfluß geübt, daß sie die in Oberitalien, Spanien, Nordgallien vorgefundenen Römer und Provinzialen durchaus modificirten: die Lombarden, Spanier, Franzosen sind denn doch verschieden von jener Bevölkerung, welche die Einwanderer vorfanden: wurden diese romanisirt, so wurde doch auch

*) Die Entstehung der romanischen Nation der Rumänen im alten Dacien (in den Donaulanden) ist auf ältere Vorgänge zurückzuführen.

Digitized by Google

jene vielfach germanisirt in Recht, Sprache und Sage: diese starke Gegenwirkung erklärt sich nur durch die überlegene Stellung, welche die Germanen als Eroberer einnahmen und bei Annahme einer Widerstandskraft, welche nicht zu allen Zeiten alle germanischen Stämme gegenüber fremden Nationalitäten bewährt haben.

2. Freilich konnten sich auch die rechtsrheinischen Deutschen dem Einfluß der antiken Cultur nicht entziehen — zu ihrem größten Vortheil. Wenn vorher der Verkehr des Krieges und Friedens mit den Römern, so hat später der Zusammenhang mit den Franzosen, vielmehr aber noch mit den Italienern den Reichthum südlicher Cultur wohlthätig über die rauheren Fluren und Selen des Nordens verbreitet.

3. In genauem Zusammenhang hiermit steht die Gliederung des europäischen Festlandes in einen romanischen Süd-Westen, eine deutsche Mitte und einen slavischen Nord-Osten: denn in alle jene weiten Länder vom schwarzen Meer bis an die Ostsee und an die Elbe, welche ursprünglich bei der Einwanderung aus Asien von Gothen und anderen Germanen erfüllt waren, rückten, seitdem die Völkerwanderung diese Stämme nach Südwesten geführt, die slavischen Nachdränger ein: bekanntlich hat erst seit dem X. Jahrhundert, seit dem Erstarken des nun gesonderten deutschen Königthums eine Rückwirkung eintreten können, welche sehr langsam die slavisch gewordenen Ostmarken Deutschlands zum Theil wieder germanisirte, zum Theil wenigstens unterwarf. —

Auch für die Geschicke der brittischen Inseln wurde die Völkerwanderung insofern von Einfluß, als die Noth des Westreichs zur Aufgebung jener fernen Besitzungen, zum

Digitized by Google

Abzug der Legionen zwang: darauf hin erstarkte das ursprüngliche keltische Element wieder so sehr, daß die romanischen Provincialen die Hülfe germanischer Stämme an der Nordsee anriefen, welche die Inseln England und Schottland dann für sich selbst behielten und die Kelten auf die Hochlande Schottlands und die Berge von Wales beschränkten.

4. Durch die Gliederung des europäischen Festlands in die drei großen Hauptländer der Cultur, Italien, Frankreich, Deutschland wurde dann auch der Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich die Geschichte des deutschen Volkes bewegte: die Abstoßung und die Anziehung der deutschen Stämme untereinander und die bald feindlichen, bald friedlichen Beziehungen zu den lange Zeit an Cultur überlegenen romanischen Nachbarn im Süden und Westen.

Die Ablagerungen der Fluthen der Völkerwanderung sind die Schichten, auf welchen die Nationen und Staten des Mittelalters und der Gegenwart ruhen; die Romanen im Süden in Spanien, Italien, Frankreich, in Westen England, in der Mitte Deutschland und im Osten die slavischen Stämme.

Eine Verschiebung dieser Gruppirung ist nur denkbar durch ethnische Umwälzungen, von welchen wir uns keine Vorstellung machen können, da das Menschen-Material und die übrigen Voraussetzungen zu einer zweiten Völkerwanderung im Stil der ersten fehlen. —

Digitized by Google

Die älteste Rechtsverfassung der Baiwaren.

Als factischer Beweis für die Abstammung des bayerischen Volksstammes. Von Dr. Anton Quitzmann. Nürnberg, J. A. Steins Buchhandlung. 1866.

I.

Der Verfasser dieses Werkes, seines Zeichens weder Jurist noch Historiker, sondern wohlbestallter „baiwarischer" Regimentsarzt, als welcher er sich in dem letzten Krieg rühmlich hervorgethan, beleuchtet seit einer Reihe von Jahren die älteste Vergangenheit des bajuvarischen*) Stammes — in mancher Hinsicht eine liebsamere Beschäftigung als die Betrachtung der jüngsten Vergangenheit, der Gegenwart (1866!) und wahrscheinlich auch der nächsten Zukunft dieses immer wackeren, aber vom Glück nicht immer verzogenen Hüters der germanischen Südostmark.

Die erste der drei zusammengehörigen Schriften, eine kleine Abhandlung mit dem Titel: „Abstammung, Urfitz und älteste Geschichte der Baiwaren. München, 1857,"

*) Wir müssen seiner Schreibart „Baiwaren" ein non possumus entgegenstellen.

Digitized by Google

wollte von der etymologischen und historischen Seite zugleich die vielbestrittene Abstammung des großen oberdeutschen Volksstamms erforschen, welcher das weite Land vom Lech bis an die Leitha, vom Regen bis zur Athesis bewohnt.

Schon bei diesem kleinen Vorläufer der umfangreicheren späteren Werke drängte sich uns das leidige Wort Lessing's auf: von dem Wahren, das nicht neu, und von dem Neuen, das nicht wahr ist. Denn wenn der Herr Verf. erst noch umständlich zu beweisen sucht, daß der bajuvarische Stamm „ein germanischer, und zwar ein oberdeutscher" sei, so scheint er sich seinen Leserkreis nicht ganz richtig gedacht zu haben: von den Ergebnissen der germanistischen und historischen Arbeiten der letzten vierzig Jahre völlig unberührte Leute werden seine Schriften nicht lesen, sicher nicht verstehen können. Für alle diejenigen aber, denen die Namen Grimm, Schmeller, Zeuß u. s. w. nicht unbekannte Größen sind, erscheinen jene immer widerholten Ausführungen, daß „die Baiwaren Germanen und zwar Oberdeutsche" sind, überflüssig.

Ausgenommen freilich jenes schwache, aber eigensinnige Häuflein der verstockten Keltomanen*), „quos paucitas nobilitat", und welche in den schönen Hügeln bei Trostberg ihren berserkerkühnen Vorkämpfer zählen. Der Verfasser schwingt widerholt über ihren Häuptern die Geißel des

*) Von dem „deutsch-keltischen, geschichtlich-geographischen Wörterbuch" von Wilhelm Obermüller ist die erste Lieferung erschienen. Nicht bloß viele Namen, die man bisher als urdeutsche zu betrachten gewohnt war, z. B. Alamannen, sondern auch griechische und semitische werden darin aus dem Keltischen erklärt. A. d. Redaction der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" d. h. meines viel zu früh verstorbnen tief betrauerten Freundes Adolf Bacmeister.

Digitized by Google

Humors — freilich nicht so graziösen Schwungs und leichten Gelenks, wie dies lange vor ihm der Erklärer des Etymon von „Protzenhausen“ und „Forstenried“ gethan (Ludwig Steub) — und das ist auch das einzige, was gegenüber solchen Herren am Platz ist, welche alles Ernstes „Hirschberg“ aus dem Kymrischen, „Miesbach“ aus dem Gälischen und „Wolfratshausen“ aus dem Armoricanischen ableiten. Diese Männer haben Mosen (d. h. Jakob Grimm) und den Propheten nicht geglaubt — sie wird auch Herr Quitzmann nicht überzeugen, sogar wenn er ihnen aus der keltischen Grammatik selbst die Unrichtigkeit ihrer Wortbildungen nachzuweisen der Mann wäre — das einzige Mittel wodurch man sie für den Augenblick wenigstens zum Schweigen bringt. Lange hilft's freilich auch nicht.

Zweifelhaft dagegen war lange Zeit aus welchen Stämmen denn des suebischen und oberdeutschen Bluts jene bedeutende Volksmenge hervorgegangen, welche dann später in ihrer Vereinigung und Neugestaltung den Namen der „Bajuvaren“ erhielt.

Indessen, nach den Untersuchungen von Zeuß (1839), Ruthardt, (1840) und Wittmann (1841)*) mußte die Abstammung der Bayern von den bis zu Anfang des 4. Jahrhunderts in den entscheidenden Gegenden in großer Macht und Volkszahl siedelnden Markomannen, deren Name gerade in dem rechten Augenblick verschwindet, um dem der Bajuvaren zu weichen oder vielmehr in denselben überzugehen, jedem Verständigen als erwiesen gelten.

Auch Herr Quitzmann theilt diese Ansicht; aber er meint zu all diesem Alten etwas neues gefunden zu haben,

*) Vgl. jetzt vor Allen die vortreffliche Darstellung von S. Riezler in seiner ausgezeichneten „Geschichte Baierns“ I. 1878 Gotha.

Digitized by Google

und dieſes Neue iſt leider nicht richtig. Er glaubt nämlich ſpeziell den Vorgang in der Geſchichte der Markomannen nachweiſen zu können, welcher die Entſtehung der bajuvariſchen Gruppe herbeigeführt habe, und er will dieſe ſeine Hypotheſe durch den Namen der „Baiwaren" ſelbſt bis zur Evidenz beſtätigt ſehen. Tacitus erzählt bekanntlich (Annal. II. C. 63.) daß die Gefolgſchaft des gewaltigen Markomannenkönigs Marobod und die ſeines Verdrängers, des Gothen (?) Katwalda, nachdem auch letzterer geſtürzt worden, von den Römern vereinigt, und jenſeit der Donau unter einem König der Quaden angeſiedelt worden ſeien. Die beiden Gefolgſchaften nun ſollen die Stammväter der Bayern geworden ſein, und dies ſoll der vielgeſuchte ihres Namens ſein. Baivari ſei nämlich = Beidbündler. Dieſer Einfall iſt nun nachweisbar unrichtig und aufzugeben. Erſtens iſt die Schreibart: Baibari oder Baiwari ganz entſchieden falſch; in allen entſcheidenden älteſten Handſchriften der maßgebenden Quellen findet ſich vor dem b oder v ein einlautendes o oder u; ſo vor allem in der älteſten Nennung des Namens, in der maßgebenden Stelle des Jordanes c. 55, heißt es: nam regio illa Suavorum ab oriente Baiovarios habet: ſo der beſte, der ambroſianiſche Codex, ſo die erſte Heidelberger Handſchrift. Aber auch die abweichenden Formen anderer Codices (z. B. des Münchners: Baiobaros, des zweiten Heidelbergers: Bayoarios) ſprechen, mögen ſie untereinander noch ſo ſehr differiren, alle übereinſtimmend gegen die Form Baiv und alle übereinſtimmend für einen zwiſchen i und o ſtehenden Vocal (ich bemerke ausdrücklich, daß dieſe Angaben auf Autopſie der Handſchriften, nicht bloß auf der Note des nicht immer zuläſſigen Cloß in ſeiner Ausgabe des Jordanes

Digitized by Google

Stuttg. 1861 beruhen), so daß die in einem einzigen jüngeren Codex begegnende Schreibung Baibaros offenbar auf einem Ausfallen des Mittelvocals durch Versehen beruht.

Aber zweitens, wenn auch alle Stellen in welchen der Name je begegnet, Baivari enthielten, — „Beid-Bündler" könnte nun und nimmer der Sinn dieses Worts sein. Denn nicht nur die „stricte" Grammatik, wie der Hr. Verf. S. 408 seines letzten Werks sagt, „wäre geneigt, ein oder das andere Bedenken gegen diese Stammesableitung zu erheben," sondern alle deutsche Grammatik muß diese Ableitung unbedingt verwerfen, und kann in Bai unmöglich den Sinn von ambo finden. Und wenn sich Hr. Quitzmann auf Jacob Grimm's Bemerkung beruft, daß die Bildung von Eigennamen nicht nach den strengen Regeln der Grammatik zu beurtheilen sei, so ist zu entgegnen, daß eine solche Entstellung in dem Bestimmungswort einer Zusammensetzung unerhört wäre.

Aber drittens, nicht nur das Bai, auch das vari sträubt sich mit Hand und Fuß gegen jene Auslegung. Denn es ist unmöglich, in den zahlreichen Völkernamen, in welchen dieses Wort begegnet, lauter „Bündler" zu erblicken; sollen die Ampsivarii Ems-Bündler, die Chatuarii Hut-Bündler, die Teutonovarii Volks-Bündler, die Anglevarii Winkel-Bündler, die Angrivarii Wies-Bündler, die Cyuvarii Ziu-Bündler, die Ripuarii Ufer-Bündler, und die Chasuarii vollends Hasen-Bündler gewesen sein?

Ich denke, wir verschonen das deutsche Alterthum mit diesem reichen Segen von Nord- und Süd-Bündlern, (geschrieben 1866) und erinnern uns bescheidentlich, daß varii von varjan, defendere, ursprünglich die wehrhaften Männer, die „Wehren", dann

Digitized by Google

aber, mit Abſchwächung dieſer Wurzelbedeutung, überhaupt die Männer, Leute, Bewohner bezeichnet, ſo daß es zuletzt als bloße Ableitung dem ing, ingi gleich gebraucht wird. Wenn nun dieſes varii im Angelſächſiſchen vare, im Nordiſchen varjar ganz ebenſo begegnet, wenn skip verjar die Schiffsmänner, Burhvare die Männer der Burg, Cantvare die Männer von Kent, Manverjar die Leute von der Inſel Man, Rumverjar die Leute von Rom heißt, ſo wird doch auch höchſt wahrſcheinlich Bajo-vari nicht die „Beid-Bündler" heißen, ſondern die Männer aus Baja, Bajahemum, d. h. aus Böhmen, aus welchem (urſprünglich nach den keltiſchen Boji genannt) Lande die Markomannen abzogen, als ſie die neue weſtliche Heimat ſuchten.*)

Ebenſo unhaltbar wie die etymologiſche iſt nun aber weiter die hiſtoriſche Seite jener Hypotheſe: ſie ſteht im Zuſammenhang mit jener veralteten Schule, welche dem Gefolgeweſen eine viel zu große Bedeutung zugemeſſen, und faſt alle größten Erſcheinungen des germaniſchen Vormittelalters aus dieſer einzigen Wurzel abgeleitet hat: das Königthum wie den Adel, die neue Statenbildung auf römiſchem Boden, ja die ganze Völkerwanderung und das geſammte Lehenweſen, all dies hat man aus dem kleinen Capt. 13. der Germania des Tacitus heraus entſtehen laſſen.

Il y avait donc bien des choses dans cette petite noisette! ſagt das Kind zu der Fee, die ihm ein ganzes Königreich

*) Andere varii noch ſind die Nauvari bei Zeuß pag. 281, die Vividarii oder Vidivari oder nach H. Ritter Wind-vari (wendiſchen Männer) bei Jord. C. 17: nach Hrn. Quitzmann conſequent Wind-Bündler, und beſonders beweiſend die Nid-vari des Beda in der vita Cuthberti, d. h. die nach dem Fluß Nith von den Sachſen ſo benannten keltiſchen Picten-Clane.

Digitized by Google

aus einer Haſelnuß hervorzaubert. Man kann heutzutage dieſe Auffaſſungen als innerhalb der Wiſſenſchaft überwunden bezeichnen und es iſt nur der Dilettantismus welcher ſie, wie z. B. auch das Werk von Wietersheim, hin und wieder noch geltend macht. Die hier vorliegende Anwendung jener falſchen Grundvorſtellung ſetzt nun ſchon äußerlich betrachtet eine viel zu große Kopfzahl der Gefolgſchaften voraus. Referent hat alle Spuren von Gefolgſchaften bei ſämmtlichen Südgermanen in allen einſchlagenden Quellen vom erſten Jahrhundert vor Chriſtus bis in's ſiebente und achte Jahrhundert — der äußerſten Erlöſchungsperiode des Inſtituts — verfolgt und überall genaue Erwägungen über die muthmaßliche Kopfzahl angeſtellt, wo beſtimmte Zahlenangaben (wie meiſtens) fehlen: als Reſultat ergiebt ſich, daß die Gefolgſchaft regelmäßig 200 bis 300 Mann, gar niemals aber, d. h. in keinem der uns erhaltenen Fälle, mehr als 1000 Mann höchſtens betragen hat. Und das iſt auch ganz natürlich: in einem ſo engen perſönlichen Treueverhältniß, wie das des Gefolgsherrn und ſeiner Gefolgen war, kann man nicht zu ganzen Regimentern ſtehen. Ebenſo natürlich aber iſt dann, daß man aus einer Geſammtzahl von 2000 Köpfen — ſo hoch würden ſich die beiden vereinten Gefolgſchaften beſten Falls belaufen — nicht einen der menſchenreichſten deutſchen Stämme hervorgehen laſſen kann, welcher ganz Oeſterreich und Altbayern bevölkert hat.

Wahrlich, wenn aus jenen 2000 „beidbündleriſchen“ Markomannen 12 Mill. geworden, ſo müßten die Abkömmlinge des Geſammtvolks der Markomannen, das man doch ſelbſt auf 1 bis 2 Millionen taxiren muß, bei gleicher Ver-

Digitized by Google

mehrung alle übrigen Menschenkinder vom Boden Europas verdrängt haben.

Wir verweilten nur deshalb so lange bei jenem Einfall, weil er, wie er die Grundlage der Arbeiten des Herrn Verfassers ist, so auch die wichtigste und originellste seiner Aufstellungen wäre, wenn er sich nur irgend vertheidigen ließe.

Indessen versagen wir dem Eifer und Fleiß des mit seinen Facharbeiten einem ganz andern Geistesgebiet angehörigen Verfassers keineswegs die vollste Anerkennung, und räumen gern ein, daß namentlich das mythologische Werk (die heidnische Religion der Baiwaren, Leipzig 1860) reich ist an interessanten Zusammenstellungen von zerstreuten und wenig bekannten Einzelheiten, wenn wir gleich auch hier dem Mangel an Methode und der Neigung zu kühnen Combinationen aus einem schattenhaften Minimum von Anhaltspunkten begegnen. Dahin zählt auch die Lieblingsvorstellung des Herrn Verfassers von dem „Wanen-Cult" (im Unterschied von der Asen-Religion) der bajuvarischen Vorzeit, eine bloße Luftspiegelung selbst gezeichneter Erscheinungen, von deren objektiver Begründetheit wir uns durchaus nicht überzeugen können.

Das vorliegende Buch nun behandelt nach einer einleitenden Erörterung des Alters und der Entstehung der Lex Bajuvariorum das öffentliche Recht (Standesverhältnisse und Statsrecht), dann Privatrecht, Strafrecht und Gerichtsverfahren in eingehender Weise. Wir können in diesen Blättern unser oben ausgesprochenes Urtheil nicht durch Nachweise motiviren, welche in das Detail der ältesten germanischen Rechtsgestaltungen führen würden. Als besonders, auch für den Laien interessant, heben wir die Darstellung

Digitized by Google

der „Uransiedelung“ nach des Herrn Verfassers Auffassung hervor, S. 97. f, wie er sie an dem Beispiel von München und der Flinsbacher Gemeinde nachzuweisen sucht, wobei man manch' richtiger Bemerkung und feiner Beobachtung begegnet, freilich nicht ohne die Neigung zu allzuraſcher Generalisirung.

Wenn wir neben der Methodelosigkeit noch besonders die sehr unvollständige und ungleiche Verwerthung der Literatur tadeln müssen, so erklären und entschuldigen wir doch auch diesen Umstand aus dem Gesammtcharakter all dieser Arbeiten, welche bei jedem Fachmann den Eindruck eines eifrigen und vielfach anregenden Dilettantismus zurücklassen werden.*)

II.

Referent darf die Hypothese des Herrn Verfassers über die Abstammung der Bajuvaren (von den vereinigten Gefolgschaften des Marobod und Katwalda nach Tac. Ann. II. 63, daher angeblich der Name Baiwari, d. h. Beid-Bündler, Zweibündlermänner) als bekannt voraussetzen. Ohne auf die Widerlegung dieses etymologisch wie historisch betrachtet gleichermaßen unhaltbaren Grundgedankens näher einzugehen, der in einer älteren kleinen Schrift des Verfassers (Abstammung ꝛc. der Baiwaren, München 1857) ausführlicher dargestellt worden, bemerken wir hier nur, daß Hr. O., abgesehen von jenem irrigen Einfall, im Uebrigen die Ableitung unseres

*) Da der Verfasser an dieser in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erschienenen kurzen Besprechung auszusetzen fand, daß sie nicht genug Gründe für das ausgesprochene Urtheil beibringe, wurden diese Gründe von der nachfolgenden in einer Fachzeitschrift (von Pözls Münchener kritische Vierteljahresschrift) niedergelegten Kritik ausführlicher entwickelt.

Digitized by Google

Stammes von den Markomannen vertheidigt, übereinstimmend mit der seit den Schriften von Zeuß und Rudhart herrschenden und gewiß richtigen Ansicht; für den Werth der vorliegenden Arbeit ist daher auch jene verfehlte Construction ohne Einfluß.

Das Werk behandelt nach einer einführenden Untersuchung über Alter und Entwicklung des Rechtsbuchs der Baiwaren im ersten Buche das öffentliche Recht (Standesverhältnisse und Statsverfassung) im zweiten das Privatrecht (Familien-, Sachen-, Erb- und Vertrags-Recht), im dritten das Strafrecht (Kriminalrecht, Verbrechen, Bußen Strafen), im vierten das Gerichtsverfahren (konstitutive Momente, Prozeß), und endigt mit „Schlußfolgerungen", welche die Ergebnisse dieser Arbeit mit den frühern Aufstellungen des Herrn Verfassers zusammenhalten.

Es ist gewiß löblich, wenn außer den Fachkreisen stehende Männer für die Geschichte des vaterländischen Rechts so reges Interesse und für dessen Studium so ausdauernden Fleiß bewähren, wie der Herr Verfasser, und es darf an die Arbeiten eines Mediziners, welcher nur nebenher in diesen Gebieten sich beschäftigen kann, der Maßstab strenger wissenschaftlicher Kritik füglich nicht gelegt werden.

Diese Erwägung rechtfertigt eine gelindere Beurtheilung des Mangels an exacter Methode und auch an positiven juristischen Kenntnissen, welche den Werth der fleißigen, hier niedergelegten Material-Sammlung wesentlich beeinträchtigen. Der Mangel an strenger Methode zeigt sich in der ganzen Behandlung der Quellen, so vor allem in dem unterscheidungslosen Nebeneinanderstellen und Benützen von Quellen, welche ganz verschiedenen Perioden der Rechts-

Digitized by Google

bildung angehören. Die älteste Rechtsverfassung der Bayern soll dargestellt werden, also die Zeit und das System der lex Bajuv.: dabei werden aber neben der lex Bajuv. Urkunden aus dem XIII.—XV. Jahrhundert und die Rechtsbücher Ludwig's und Ruprecht's zum Beweise eines und desselben Satzes verwerthet; oder auch es wird, wenn die Quellen der ältesten Periode von einem Institut oder Rechtssatz nichts wissen, auf eine Urkunde der Zeit der Rechtsbücher verwiesen und behauptet, da uns „noch" im vierzehnten Jahrhunderte die fragliche Erscheinung begegne, müsse sie auch in der Periode des Stammrechts vorgekommen sein. Diese Argumentation ist nun ganz falsch; denn sehr viele solcher Rechtssätze oder Institute sind nicht ursprünglich bajuvarisch, sondern erst später durch fränkische oder kirchliche oder reichsgesetzliche Ordnungen, wie bei den andern Stämmen, so bei den Bayern eingeführt worden.

Nur einige Beispiele. S. 59 werden die Herzogswahlen der Bayern des XI. Jahrhunderts als „Erinnerung" und Beweis des alten Wahlrechts dieses Stammes gegenüber den Agilolfingern und Merowingern betrachtet, oder die Stellung der Herzoge zu Reichszeiten als Folge der Stellung derselben zu den frühesten Frankenkönigen; das Gränzumreiten wird für die Urzeit dadurch bewiesen, daß noch im XIV. Jahrhundert Herzog Ernst umritt, aus der karolingischen Hofhaltung des IX. Jahrhunderts wird auf die agilolfingische geschlossen (S. 63.); andere solche „noch" S. 78 (XIII. Jahrhundert), S. 84 (XVIII. Jahrhundert), ebenso S. 140 (XV., XVIII. Jahrhundert), S. 171, 185, 271, 297, 306, 310; die Zölle (S. 84) sind fränkische Reichseinrichtung, nicht bajuvarisch. Auch spricht der Ver-

Digitized by Google

fasser in viel zu früher Zeit von Lehnsherren und Lehnsmännern (S. 39). Nur einmal (S. 14) kommt dem Verfasser eine Gewissensmahnung wegen Gebrauchs zu später Quellen.)

Ein weiterer Mangel allgemeinerer Art ist die sehr unvollständige und namentlich ungleichmäßige, willkürliche Benutzung der Literatur; besonders in den der ältesten germanischen Verfassung aller Stämme gemeinsamen Gebieten, in Fragen, welche gerade in den letzten beiden Jahrzehnten reiche Bearbeitung gefunden haben, ist diese Ignorirung oder zu geringe Beachtung der gediegensten Arbeiten auffallend, während der Herr Verfasser die deutsche Rechtsgeschichte und namentlich die doch so sehr anfechtbaren deutschen Rechtsalterthümer von Zöpfl außerordentlich häufig und oft all zu vertrauensvoll benutzt und dann noch etwa Landau's Territorien und Thudichum's altgermanischen Stat, sind die wichtigen und sichern Ergebnisse der Arbeiten von Waitz, Roth, Bethmann, K. Maurer, Koepke, Gaupp, Rettberg, Stälin, Büdinger u. A. viel zu wenig berücksichtigt, und ohne Unbescheidenheit darf sich Referent die Bemerkung erlauben, daß schon im I. Band seiner „Könige", den der Verfasser nicht zu kennen scheint, manches zu finden gewesen wäre, was seinem Werk einen Irrthum erspart oder eine Lücke ausgefüllt haben würde.

(Anm. Z. B. S. 26 über principes und comites bei Tacitus. S. 87; über pagus (s. I. S. 10. 41); darüber, daß der Schluß aus lateinischen Namen auf römische Abstammung ihrer Träger (S. 51) sehr unsicher, s. Könige III. S. 60, über actor (S. 64 f. III. S. 138); ganz irrig ist (S. 399) die Meinung, Königsthum und Volksadel sei specifisch suebisch.)

Digitized by Google

Daher kommt es denn, daß der Herr Verfasser in manchen Fragen noch längst abgethane Ansichten aus dem Anfang des Jahrhunderts vertritt, z. B. Rogge's Auffassung der Eidhelfer und der Fehde (S. 334).

So wenig wie die verschiedenen Zeiten der Rechtsbildung bei einem Stamm werden die Rechtsbildungen verschiedener Stämme auseinandergehalten, und auch hierin liegt ein bedeutender Fehler (oder vielmehr ein Beweis der Abwesenheit) der Methode. In der Zeit freilich, da Jakob Grimm in seinen Rechtsalterthümern die Grundsteine zu dem Neubau unserer Wissenschaft aus allen Fundgruben germanischen Lebens von Island bis Karthago, vom Kaukasus bis Lusitanien zusammentrug, als es galt, die innere Einheit aller germanischen Rechtsgestaltung in unzähligen, schon durch ihre Fülle bewältigenden Bildern darzuthun, damals mußte gerade in der Verschiedenheit der Zeiten und der Stämme, denen er seine Belege entnahm, das Zwingende, das Großartige der Beweisführung erblickt werden, und auch in Wilda's Strafrecht noch war die Vergleichung wenigstens der verschiedenen Stämme aus dem Zweck des ganzen Werkes und bei der damals erst noch durchzukämpfenden Betonung der nordischen und angelsächsischen Quellen völlig gerechtfertigt. Aber ein Hauptfehler sehr vieler sonst verdienstlicher Arbeiten auf diesen Gebieten liegt gerade darin, daß man auch später, als es nun, neben dem gewonnenen Resultat der erkannten Rechtseinheit des Gesammt-Volkes, die Eigenart in der Rechtsbildung jedes Stammes und jeder Periode klar zu stellen und so die Mannigfaltigkeit neben der Einheit darzuthun gegolten hätte, immer wieder, wie in den Tagen der ersten Zufuhr des Materials, Zeiten und

Digitized by Google

Stämme durcheinander warf, um durch die Menge der Belege zu wirken. Gerade dieses Verfahren hat verwirrt und aufgehalten. Ich kann über diese Frage nur eine frühere Bemerkung widerholen: „Nicht dazu darf die Gemeinsamkeit des germanischen Wesens in allen seinen Theilen führen, daß man durch fortwährende Vermengung der Glieder, die Charakteristik jedes einzelnen verwische: selbstständig ausgeprägt muß jedes für sich vorgeführt werden, dann zeige die Zusammenstellung die Einheit des Ganzen, wenn und wie sie besteht." (Vorwort zu Könige der Germanen I.) Und eher natürlich rechtfertigt sich noch wenigstens stellenweise jene Amalgamirung der Zeiten und Stämme bei Darstellung eines Instituts (wie, Adel, Königthum, Unfreiheit ꝛc.) aller germanischen Stämme wiewohl auch hierbei im Ganzen nach Perioden und Stämmen geschieden werden muß.

Wenn aber bei der Rechtsgeschichte eines Stammes Analogien und Aehnlichkeiten aus den weitest abstehenden übrigen Stämmen beigezogen, wenn angelsächsische und nordische Rechtssätze ganz unvermittelt zur Bestätigung und Beleuchtung bajuvarischer Einrichtungen herangezogen werden, so ist dies schlimmer als überflüssig.

Damit hängt ferner der Fehler zusammen, viel zu junge Quellen für Daten zu benützen, welche Jahrhunderte vor deren Entstehung liegen, und diesen später abgeleiteten Quellen gleiche Glaubwürdigkeit mit den gleichzeitigen, überhaupt gleiche Rangstellung mit ihren eigenen Mutterquellen einzuräumen. Oder glaubt Herr O. wirklich, daß es irgend etwas bedeutet, wenn er S. 53 neben Paulus Diacomus den Herimanus Augiensis (oder wie der Verfasser ihn noch benennt: Herm. Contractus), † 1054 und

Digitized by Google

den Sigibertus Gemblac, † 1112, als Zeugen dafür aufstellte, daß die Bajuvaren vor der fränkischen Unterwerfung Könige hatten?

Diese Unterordnung unter die Merowinger, glaubt der Verfasser (S. 54 und sonst) durch eine „vertragsmäßige freiwillige (!) Niederlegung des Königs-Titels" von Seite der Agilolfinger gegen Beibehaltung der vierfachen Composition erklären zu können, wie er denn S. 59 ein bloßes „Bundesverhältniß" zwischen den beiden Dynastien annimmt, „das erst später zu vollständiger Vasallität herabgedrückt wurde." Die Quellen dagegen zeigen gerade umgekehrt die bajuvarischen duces bei ihrem ersten Auftreten von den Frankenkönigen abhängig, und erst später, in Zeiten merowingischer Zerrissenheit und Schwäche, einzelne mehr oder minder gelingende Strebungen nach thatsächlicher Selbstständigkeit.

Im Einzelnen begegnen viele Seltsamkeiten, welche sich nur aus ungenügender Uebung im Operiren mit Rechtsbegriffen erklären: z. B. S. 76: „da der Kriegsdienst eine auf Grund und Boden liegende Reallast war, so (?) waren alle Freie zur Herfolge verpflichtet;" die Scheidung in provinciae Caesaris und provinciae senatus wirkte gewiß nicht in's VI. Jahrhundert (S. 80.); bei der unmittelbaren Anknüpfung des Haberfeldtreibens an das Gerichtsverfahren der Lex Bajuv, ist S. 113 denn doch übersehen, daß jenes bäuerliche Rügegericht erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Bayern vorkommt; wenn die unaustilgbare Sitte des Fensterlens oder Kiltgangs (S. 132) und die hiebei häufige geschlechtliche Vermischung aus der germanischen Rechtsanschauung erklärt wird, welche eben in dem geschlecht-

Digitized by Google

lichen Vollzug die Eingehung der Ehe erblickt, so ist gegen diesen Gedanken — wahrlich unter starkem Protest — zu erinnern, einmal, daß das germanische Recht dabei die feierliche, öffentliche Verlobung als vorhergehend fordert und in deren Ermanglung einen derartigen Vorgang unter Freien mit geschärfter Todesstrafe ahndet, und andererseits, daß unsere Bauern selbst nichts weiter auseinander halten als eine solche „Vermischung" bei dem Kiltgang und — die Ehe; bei der (übrigens wegen neuer Notizen dankenswerthen) Darstellung der Wechselwiesen in Oberbayern (S. 104) ist das Rechtsinstitut der gemeinen Mark zu wenig beachtet; die Darstellung des ehelichen Güterrechts ignorirt die hier ganz absolut unerläßliche Arbeit von Schroeder (1863); wenn S. 137 und 257 die Einschärfung der Ehehindernisse aus Blutsverwandtschaft aus dem „Wanencult" der Bayern erklärt wird, in welchem die „Geschwisterehe religiöse Bedeutung gewinnt," so ist, von allem andern abgesehen, doch lediglich darauf zu verweisen, daß die Kirche ganz ähnliche Einschärfungen an andere germanische und außergermanische Stämme ergehen ließ, bei welchen selbst der Herr Verfasser keinen „Wanencult" entdecken würde; daß der Mann als der natürliche Erbe seiner Frau erscheint (S. 140), daß S. 161 „Besitzrecht" und Eigenthum verwechselt werden, ebenso S. 184, 199, 389 („Sachen- oder Besitz-Recht"), daß es S. 175 heißt: Der Lehnempfänger hatte kein dingliches (!) Recht an das (sic x! der Verfasser construirt häufig in dieser Weise, z. B. S. 335, worin sich eine Confundirung von persönlichem und dinglichem Recht verbirgt) ihm vergabte Gut, sondern war bloß als der „temporäre Nutznießer angesehen," wenn weiter S. 183 die Blutsverwandtschaft ohne Rücksicht

Digitized by Google

auf eheliche Geburt als Grund der Intestaterbfolge dargestellt wird, S. 184 die Erbschaft „unmittelbar und aus Gründen des Naturrechts“ (!) auf die Nachkommen übergeht, S. 185 „die Erben selbstverständlich (nach germanischem Recht!) die Verpflichtung übernehmen, die Schulden ... des Erblassers als die ihrigen anzusehen,“ und dies auch für das VII. Jahrhundert schon aus Ruprecht von Freysing bestätigt wird, wenn ebenda das Repräsentationsrecht der Enkel ausgeschlossen wird, so „lang noch Erben von gleichem Grad mit dem Verstorbenen (!?) vorhanden,“ wenn S. 194 Gewalt bei Vertragsschluß „zu keiner Haltungsfähigkeit (!) verpflichtete,“ wenn S. 198 Verkauf und Kauf „die freie Entäußerung oder Erwerbung eines echten Eigens ist,“ S. 199 Vertragsschluß und Vertragsvollzug verwechselt werden, wenn es S. 263 von außergerichtlichem Kauf heißt, er habe rein privatrechtlichen Charakter (vergl. S. 195), dagegen hiemit in Widerspruch (S. 203), S. 202 die Bestimmungen über Viehkauf vor allem Kauf verstanden werden, eben da die Differenz von Tausch und Kauf bestritten wird, und S. 203 „das Tauschgeschäft erst in späteren Jahrhunderten (nach dem Kauf?) häufiger vorkommt,“ S. 207 der „Eigenthümer (soll heißen Besitzer) aus dem usurpirten Boden getrieben wird, — „Eigenthum und Besitz“ kann der Herr Verfasser schlechterdings nicht auseinanderhalten, s. namentlich S. 389 — so erhellt, daß diese Darstellung der „Rechtsverfassung“ der Baiwaren mit den elementarsten „Rechtstechnicismen“ (S. 335 und oft) schon des Privatrechts nicht eben besonders vertraut ist. Es rächt sich eben, wenn man es „verschmäht,“ wie der Herr Verfasser S. 26 empfiehlt, „mit grammatischer Aengstlichkeit und

Digitized by Google

mit kritischem Scharfblick aus den Buchstaben und Sylben den Sinn der Worte auszuklügeln" und ohne diese zwar unbequeme, aber unerläßliche Vorbedingung gleich in den „Geist der Quellen-Darstellungen einzudringen und das Bild der Vorfahren als ein lebendiges Ganzes zum Verständniß zu bringen."

Nach der obigen privatrechtlichen Auslese können wir uns über die andern Theile des Buches kürzer fassen.

Verfehlt ist es S. 233, das Verbrechen der Wassertauche (ponere in unvan) des grauesten Alterthums mit der im XVIII. Jahrhundert üblichen Strafe der Wassertauche in Verbindung zu bringen; ganz ebenso schief wie S. 253 die Zusammenstellung des herör, Heerpfeils der Nordgermanen, des officiellen Zeichens des Her-Aufgebots mit dem verbrecherischen Schleudern von Geschossen in den bedrohten Hof bei der Herfahrt oder Heimsuchung. Manchmal vergißt die Beweisführung ganz, daß es sich um bayerische Rechtsgeschichte handelt: so wenn zum Belege für die Verbannung in's Kloster als bayerische Sitte zwei Handlungen Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen gegenüber ihren Kindern angeführt werden S. 304; offenbar bloß weil Frauenchiemse ein bayerisches Kloster. Aber noch schlimmer ist es doch wahrlich, wenn S. 299 als Beweise bayerischer Verstümmlungsstrafen die Grausamkeiten citirt werden, welche der rohe Stamm der Marahanen (!) an zwei bayerisch-fränkischen Kriegsgefangenen begeht. — — — Hiermit verglichen will es wenig sagen, wenn S. 308 die Confiscation des Vermögens der Frau des Hochverräthers ohne weiteres und im Widerspruch mit der eigenen Darstellung S. 133 f. daraus erklärt wird, daß die Frau kein vom Manne un-

Digitized by Google

abhängiges Gut besitzen konnte! und somit bei Verbrechen des Gatten auch ihre Habe verlieren mußte.

Häufig zieht der Herr Verfasser die heidnischen religiösen Vorstellungen zur Erläuterung auch der Rechtszustände bei, — an sich mit bestem Fug, aber nicht immer mit bestem Glück: so reicht doch gewiß die christliche Bedeutung des Kreuzes für die christliche Geistlichkeit aus, zu erklären, daß man bei dem Kreuzordal den Angeschuldigten an den Kreuzesstamm stellte, ohne dabei an den „Phallus (ein Kreuz ist doch nicht eben ein Phallus!) des wanischen Fro" S. 364 zu denken. Dagegen vermißt man an mehreren Stellen, wo in der That die Hereinziehung heidnischer Anschauungen ersprießlich gewesen wäre, z. B. S. 356 bei der Strafe der Feiertagsschändung und S. 358 bei Sitte, daß die erste Schaufel Erde auf die Leiche von dem Erben geworfen werden muß, die aus der religiösen Lehre und Sitte zu gewinnende Beleuchtung. — Besonders unglücklich aber ist der Herr Verfasser in seinen etymologischen Deutungen, in welchen er ebenfalls Zoepfl zu folgen liebt, dessen Spuren doch gerade auf diesen Wegen mehr abschrecken als anlocken sollten. (Vgl. diese Zeitschrift Bd. II. S. 269.) Abgesehen von seiner sehr unberufenen Verbesserung von Jakob Grimm's schöner Deutung von tau dragil S. 239 und einigen ähnlichen Kühnheiten heben wir, als der Aufbewahrung in der That würdig, seine Erklärung von Ruprecht's von Freysing Satz über den Menschenraub hervor, derselbe sagt: „ob ein mensch das ander verstilt das ist auch diuphait und wird es in seiner gewalt begriffen, man scheubet es auf ihnn als ander diuphait;" dies „man scheubet es auf ihnn" heißt nach Herrn O. S. 247: „man bringt ihn

Digitized by Google

auf den Schub," (!) obwohl der Herr Verfaſſer auf S. 336 eine andere Bedeutung dieſes Ausdrucks kennt.

Wir bemerken übrigens zum Schluß, daß wir dieſe Dinge nicht ſo deutlich gemacht haben würden, wenn uns nicht in dem ganzen Werk ein gewiſſes, eigenthümliches Selbſtgefühl des Herrn Verfaſſers deshalb unangenehm berührt hätte, weil es dem Verdienſte von Männern zu nahe tritt, zu welchen der Herr Verfaſſer ſich nicht anders verhält, als wie die Kärrner zu den Königen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn man ſo ſehr häufig (S. 259, 324 u. ſ. w.) in Fragen der deutſchen Mythologie, der deutſchen Rechtsalterthümer und der älteſten Verfaſſungsgeſchichte, welche Jakob Grimm, Eichhorn und Wilda zu allererſt entdeckt, geſchweige denn gelöſt haben, den Herrn Verfaſſer ſich ſelbſt (und im Rechtsgeſchichtlichen etwa noch Zoepfl) als denjenigen citiren ſieht, welcher dies oder jenes „dargethan," „nachgewieſen" habe. Wenn auch der Herr Verfaſſer in der That, jenen Vorgängern folgend, ſolche Darſtellungen manchmal richtig gegeben hat, ſo geziemt es ſich doch für uns alle, immer fein beſcheidentlich und dankbar jener „milden Wirthe" zu gedenken, von deren reich beſetzten Tafeln wir andere unſere Broſamen ſammeln und die Ehre jenen großartigen „Pfadfindern und Bahnbrechern" zu laſſen, ohne welche wir Nachzügler keinen Schritt und Tritt anders als in der Irre ſchreiten würden.

Die Nachweiſungen dieſes Dilettantismus wären unterblieben, hätte ſie der Verfaſſer nicht ausdrücklich, unter dem Vorwurf der Unbegründetheit der kürzeren Beſprechung, verlangt.

Würzburg, 1866.

Digitized by Google

Ueber Pfahlbau-Theorien.

Die Pfahlbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Handels der europäischen Vorzeit, von Dr. Reinh. Pallmann. Greifswald 1866.

I.

Keltische Commis-Voyageurs, phönikische Handwerksburschen und etruskische Hausirer! — wer hätte geglaubt, daß diese Industriellen der Vorzeit es waren, die in den Pfahlbauten ein rheumatisch-amphibisches Leben geführt! Und doch soll es also sein! Der carthagische „Comptoirist“ verließ den Palmenschatten numidischer Lustgärten und seine weiche Kline mit dem scheckigen Pardelfell, der Bijouteriehändler der üppigen Massilia die säulengestützte Villa an des Rhodanus rebenumgrüntem Gelände und der kunstsinnige Tusker die ernsten Tempel des feierlichen Cäre, um zwischen den schlüpfrigen Latten bei Sipplingen seine Kinder, den Felchen und Renken zur Speise, in den Bodensee fallen zu lassen, zwischen Unteruhldingen und Ueberlingen, wo damals die gastliche Tafel der Frau Appert im „Löwen“ noch nicht lockte, Schlehen oder Cornelkirschen zu schmausen,

Digitized by Google

oder, wollte er sich einmal an einem Feiertage von Sant' Astarte gütlich thun, in Wallhausen mit getrockneten Holzäpfeln und gerösteten Eicheln ein Picknick zu veranstalten. So war es. Hr. Pallmann hat es bewiesen.

Der Verfasser hat sich vor einigen Jahren durch ein Werk über Geschichte der Völkerwanderung bekannt gemacht, dem eine gewisse Findigkeit nicht zu bestreiten ist. Schade, daß jene Spürgabe allzu oft gegen die Quellen statt aus den Quellen operirt, verleitet von dem bedenklichen Hang, um jeden Preis neue Ansichten aufzustellen, und den sämmtlichen in der Nacht ihres Irrthums dahinwandelnden Vorgängern plötzlich eine beschämende Leuchte aufzuzünden. „Eigenmächtige Kritik der Quellen" hat, wie Georg Waitz treffend bemerkt, den Eifer des Verfassers gar häufig irre geführt. So wird der zweite Band jenes Werks vielfach ungenießbar durch die extreme Durchführung der Caprice, im Vergleich der Persönlichkeiten und der Reiche von Odovakar und Theoderich in Italien die ganze Quellenüberlieferung auf den Kopf und Werth und Regierung jenes tapferen Abenteurers hoch über den sagengefeierten Dietrich von Berne und den Friedensflor seines Reichs zu stellen. Dazu kommt eine geschmacklose Uebertragung von dem, was bei Theodor Mommsen reifer Stil ist, in eine unreife Manier der Diction (wir werden nächstens noch von „römischen Zündnadeln" zu lesen bekommen), und eine gänzliche Unfähigkeit, sich der Erhebung irgend eines durch den Kopf schwirrenden Einfalls zur Würde einer gedruckten Hypothese zu enthalten. Wahrlich, wenn alle Leute, die schreiben können, an dieser Krankheit laborirten, Land und Gewässer der Mutter Erde würden mit solchen happy thoughts, wie

Digitized by Google

sie der Punch seit Jahresfrist veröffentlicht, alsbald unübersehbar überdeckt. Diese Sintfluth von Conjecturen und Indicien rauscht auch um die „Pfahlbauten und ihre Bewohner"; es sind wahre Hypothesen-Dschungeln, in deren unentstrickbarem Geflecht der Wanderer niedersinkt, „dem Ausweg müd' entsagend"; am nächsten aber steht dieser eigenthümliche Denkprozeß jenem Vorgang bei gewissen Infusorien, von denen jedes einzelne unter unsern Augen durch Selbstbefruchtung und Zertheilung in einer kaum verfolgbaren Geschwindigkeit sich zu schwindelerregenden Zahlen vermehrt. Jene übrigens weitverbreitete Krankheit hat zwei Haupterscheinungsformen: erstens kann sich der Gedanke nicht bei einer kaum festgestellten Thatsache beruhigen, er muß sofort irgend eine „Folgerung" daran knüpfen, und zweitens vermeint er für jede Frage, welche ein vorliegendes Material erregen kann, auch sofort in diesem Material die Antwort finden zu müssen.

Der Grundgedanke vorliegender Schrift ist nicht neu: es ist die von Franz Maurer schon vor drei Jahren (im „Ausland" 1864, Nr. 39 ff.) aufgestellte Vermuthung: die Pfahlbauten rührten nicht von einem an deren Fundorten siedelnden Volke her, sondern waren zunächst Zufluchtplätze semitisch-hellenischer Kaufleute auf ihren Handelsreisen, in zweiter Reihe dann auch der keltischen Eingeborenen selbst in Kriegen untereinander und gegen die einwandernden Germanen; sie sind erst zwischen 800—500 vor Christus entstanden.

Diese Hypothese, der übrigens, soweit ich sehe, ihrem Wesen nach bisher niemand sich angeschlossen, wird nun von Herrn Pallmann adoptirt, aber dahin modificirt, daß

Digitized by Google

die von ihrem Urheber wenigstens secundär eingeräumte Bedeutung von „Zufluchtstätten“ noch viel mehr in den Hintergrund tritt, und statt dessen große Fabriken, Werkstätten und Stapelplätze der Phöniker, Charthager, Massilier und gallischen Kelten in diesen Sidelungen erblickt werden.

Wir können nicht allen Gründen (und Bekämpfungen der Gegenansichten) folgen, welche die Schrift entwickelt, und stellen nur in kurzen Sätzen unsere Auffassung nebst ihren Grundlagen entgegen. Vor allem ist es nachweisbar, ja vollständig und unanfechtbar nachgewiesen, daß die Pfahlbauten in viel älterer Zeit, als jene Erklärungen annehmen, entstanden sind, in Tagen, da von Massilia und keltischem Handel auf Landwegen durch Mitteleuropa noch keine Ahnung bestehen konnte. Nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Gelehrten, welche von der Seite der Naturwissenschaft her an dieses Confinium des Alterthums- und der Naturforschung herantreten, nach dem Zeugniß der Geologie wie der Kunde der Fauna und Flora der Vorzeit, nach dem Urtheil von Männern wie Lyell, Desor, Rütimeier u. u., welche hierin mit den Alterthumsforschern völlig zusammentreffen, sind einige wenigstens der Pfahlbauten mehrere tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung angelegt und bewohnt worden (3500 Jahre, 5—7000, ja 11,000 Jahre; letzere Zahl wohl zu hoch gegriffen), wie nicht nur aus der Gleichzeitigkeit gewisser in der keltischen Periode bereits ausgestorbener Thierarten (Torfkuh, Torfschwein, zwei Hundespecies ꝛc., welche der Verfasser für phönikische Einfuhr hält), wie noch zwingender aus der Bildung der Torfschichten über der Fundtiefe in den Schweizer Seen, und aus dem 4000 Jahre weit übersteigenden Alter der derselben

Digitized by Google

Culturstufe angehörigen dänischen „Muscheldämme" (der Kjökkenmöddinger) mit ihren gespaltenen Knochen hervorgeht.*) Nun sind wir vollständig mit dem Verfasser darin einverstanden, daß eine besonnene Forschung gegen bloße Vermuthungen so grauen Alterthums nicht mißtrauisch genug sein kann, daß keineswegs in allen Fällen das Alter der Fundschicht für das Alter der Fundgegenstände beweisend ist, da nicht bloß schwere und spitze Körper, wie Schwerter, Steinbeile ꝛc., durch weiche Schichten erfahrungsgemäß in außerordentliche Tiefen sich allmälig hinunterfenken, da noch leichter durch Erdrutsche, Wellenspiel und verändertes Rinnsal von Strömen viel jüngere Producte in Höhlungen ꝛc. älterer Bildung verschleppt werden können. Aber gegen positive Beweise (wie sie bei den gespaltenen Knochen der Kjökken-möddinger und den gleichen in den Torfschichten der Schweizer Seen vorliegen) darf sich die Archäologie nicht verstocken, lediglich um deswillen, daß diese Beweise nicht von ihr, sondern von der Naturwissenschaft erbracht sind. Denn was soll es anderes heißen, wenn gesagt wird: „In solche Fernen, in solche Rechnungen kann der Historiker, kann die in historischen „Verhältnissen" wurzelnde Alterthumsforschung dem Geologen

*) Wir sind nur aus traditioneller Befangenheit ungewohnt, mit solchen Zahlen das Alter des Menschengeschlechts in Europa in Verbindung zu bringen. Wenn man aber durch Backsteine des Nildelta auf 30,000, durch ein menschliches Skelett, unter vierfachen Schichten versunkener Cypressenwälder bei New-Orleans gefunden, auf 57,000 Jahre geführt wird, wenn man (abgesehen von dem doch noch sehr zweifelhaften Fund im Södertilge-Canal) das Zusammenleben des Menschen mit dem Mamut in Frankreich nicht mehr wohl bestreiten kann, so werden wir schlechterdings uns auch mit dem fünftausendjährigen Alter der Pfahlbauten in unsern Gedanken einzurichten lernen müssen.

Digitized by Google

nicht folgen." Folgen heißt hier nur für erwiesen annehmen, was erwiesen ist; oder gibt es zweierlei Wahrheit, eine naturwissenschaftliche und eine archäologische, die sich auch manchmal ohne Schaden widersprechen dürfen, wie eine gewisse Weltanschauung zwischen christlicher und philosophischer Wahrheit doppelte Buchhaltung führt? Ist das nicht ebenso, wie wenn man den naturwissenschaftlichen Beweisen eines Copernikus oder Galilei antworten wollte: „Lieben Herren, das mag für Euch richtig sein; aber wir, „in historischen Verhältnissen wurzelnd," stützen uns auf die historischen Traditionen, und können Euren Rechnungen nicht folgen." Würde sich die Erde nicht sammt diesen leugnenden Historikern deshalb gleichwohl um die Sonne drehen? Für die Wissenschaft ist es gleichgültig, in welcher Sprache ihre Quellen sprechen, und was würden wir zu einem Historiker sagen, der nur den Quellen einer Sprache folgen, die einer andern zurückweisen wollte, weil ihre Ergebnisse ihm nicht gefallen? So muß auch in dieser Forschung der Historiker die Sprache der Naturwissenschaft gelten lassen. Freuen wir uns doch, daß wir in diesem Felde mit jener rüstigen Arbeiterin Schulter an Schulter schaffen können, und zerreißen wir nicht die schöne Werkgenossenschaft, welche den Hammer des Geologen und den Griffel des Historikers vereint!

Sind nun die Pfahlbauten 5,000—10,000 Jahre vor Christus entstanden, so fällt selbstverständlich ihre Erklärung als Handelsstationen der Massilier oder Kelten, und es übrigt nur, sie als Siedelungen einer vor-keltischen Nation zu fassen.

Dafür spricht nun beweisend eine Reihe von anderen Gründen. Einmal zeigt die vergleichende Ethnologie, daß

Digitized by Google

Menschen der verschiedensten Racen, in allen Erdtheilen, auf einer gewissen Stufe der Vorcultur zu dem naheliegenden Einfall kommen, daß andere Leute, so gut wie sie selber, im Wasser ertrinken, und daß sie folglich gegen feindliche Ueberfälle in Wasserumflossenen Sidelungen sicherer sind, als auf dem festen Lande (dies scheint eine der wenigen Ideen zu sein, deren, nach einem gelehrten Aegyptologen, dem nun verstorbnen Julius Braun, die Menschheit überhaupt fähig ist; ich weiß im Augenblick nicht auswendig, ob deren 5 oder 6 sind); daher finden sich Pfahlbauten und deren Analogien in Afrika, Borneo, China, Kamtschatka, Neu-Guinea, abgesehen von den Berichten des Herodot über makedonische, des Abulfeda (c. 1320) von syrischen Pfahlbauten und den irischen Crannoges (Pfahlinsel, Holzeiland), die der Verfasser selbst anführt.*) Man sieht, es bedurfte nicht phönikisch-carthagisch-massilischen Erfindungsgeistes, um die verschiedensten Stämme auf jenen einfachen Gedanken zu bringen.

Welcher Race jenes Volk angehörte, das in Mitteleuropa die ältesten Pfahlbauten anlegte und bewohnte — wir können es bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht beantworten, und wir müssen so ehrlich sein, das zu bekennen. Nur das läßt sich mit Bestimmtheit angeben, daß die Begründer der ältesten auf einer tiefern Stufe der Cultur standen, als welche die Kelten bei ihrer Einwanderung aus Asien einnahmen. Am wahrscheinlichsten — aber es ist dies lediglich eine Hypothese — gehörten jene Urpfahlbauer der finnischen Race an; sie kannten den Gebrauch der

*) Nicht alle europäischen Pfahlbauten, nur die gleicher Anlage und Cultur-Reste sind daher auf gleichen nationalen Ursprung zurückzuführen. Die irischen Crannoges sind wohl spät-keltisch.

Digitized by Google

Metalle noch nicht (deren Kelten und Germanen sich, nach Ausweis der vergleichenden Sprachgeschichte, schon vor ihrer Trennung in Asien bedienten); denn in den ältesten Pfahlbauten finden sich die Pfähle nur mit Steinbeilen behauen — daß sich die Leute der Metallbeile, welche sie recht wohl hatten, aus diligentia eines diligens pater familias, um sie nicht abzunützen oder in's Wasser fallen zu lassen, nicht bedienten, das glaubt dem Herrn Verfasser gewiß keine Menschenseele: und es kommt hinzu, daß in diesen Bauten sich auch bloß steinerne, keine metallenen Instrumente finden. Daß aber jene Bauten gerade die ältesten sind, erhellt, abgesehen von dem Schluß aus dem Metallmangel, auch aus geologischen Nachweisen.

Der Verfasser bekämpft vielfach das von ihm sogenannte „däniſch-mecklenburgiſche Steinſchema", die Eintheilung der Alterthümer in eine Periode des Steinalters, Bronzealters, Eisenalters, in dem Sinne, daß diese drei Stufen auch dre verschiedenen Völkern (Finnen, Kelten, Germanen) angehören sollen. Diese bis zur Ermüdung widerholte Bekämpfung ist überflüssig, weil jene Theorie schon nach Ludwig Giesebrecht's, Jakob Grimm's u. a. Anfechtung, von ihren bedeutendsten Vertretern, vor allem von dem verdienstvollen Lisch, selbst so modificirt worden, daß sie kaum noch einen Irrthum enthält; jedesfalls aber enthält sie den guten Kern der Wahrheit, daß die Völker vor der Verwendung von Metallgeräthen der Steine, Knochen und des Holzes sich bedienten; irrig war, abgesehen von Detailfragen, nur die Vertheilung der drei Materialarten an verschiedene Völker, die Meinung, daß Bronce immer älter als Eisen und die Annahme, daß man sofort nach der Erfindung eines besseren

Digitized by Google

Materials die Vorräthe aus dem roheren nicht mehr in Gebrauch genommen habe. Wie lange geht die Armbruſt neben der neuen Feuerwaffe her! Ueberhaupt bedient ſich eine überlegene Cultur-Nation oder Culturſtufe noch der vorgefundenen Güter einer überwundenen Race oder Bildungs-Stufe fort.

II.*)

Mit dieſer Einſicht laſſen ſich alle von Maurer und Pallmann gegen unſere, die natürlichſte, Erklärung erhobenen Einwände widerlegen. Die Urpfahlbauten ſind von einem auf der Stufe der ſogenannten „Steinperiode" ſtehenden Volk angelegt worden: als beſſer geborgene Wohnplätze, als Zufluchtſtätten in unſichern Zeiten und Gegenden gegen feindliche Angriffe, vielleicht auch zur Sicherung der Hausthiere (nicht der Menſchen) vor wilden Thieren. Daneben gab es natürlich auch Sidelungen auf dem feſten Lande, wie deren z. B, auf dem Ebersberg im Kanton Zürich entdeckt worden. Jedoch wohnte man auf den Pfahlbauten nicht nur vorübergehend, wie die ungeheure Anzahl von Geräth und Nahrungsreſten beweiſt, die man findet; nicht nur mochten die Zeiten der Gefahren (namentlich ſeit dem Andringen der Kelten) häufig widerkehren und lange dauern, in manchen beſtrittenen Gegenden barg man Frauen und Kinder und Vorräthe an Waffen, Waffenmaterial, Lebensmitteln, Herden dauernd im

*) Wir verweiſen auf eine Reihe von Artikeln, welche Moritz Wagner im „Ausland" Nr. 16 ff. niedergelegt hat. Das Neuſte auf dieſem Gebiete aber iſt in Nr. 27 des Auslands zu leſen: „Die Pfalbauten auf der Trajansſäule." (Anmerkung von Backmeiſter 1866.)

Digitized by Google

Wasser, und wohnte vielleicht den größern Theil des Jahrs (im Winter fand man weniger Schutz und mehr Beschwerde) auf diesen Inselburgen. Was Pallmann über das große Maß von Ungesundheit und das geringe Maß von Schutz (S. 49.) auf den Pfahlinseln anführt, ist nichtssagend, ja selbst widersprechend. Bewohnt, und auch aus Gründen der Sicherheit bewohnt, waren sie ja selbst nach seiner Meinung, und wahrlich werden sich unsere Finnen der Steinzeit, die keine besseren Zustände kannten, mit Feuchtigkeit*) und Unsicherheit besser abgefunden haben als Massilier oder Kelten. Die nahe an dem Ufer gelegenene Bauten waren vielleicht damals durch besonders tiefes Wasser oder durch andere Vertheidigungsmittel geschützt, und jedesfalls gewährte auch der unsicherste Pfahlbau größere Sicherheit als eine Hütte auf dem Festland.

Wir widerholen: von Kelten, auch von roheren als die (ursprünglich griechischen) Massilier (geschweige von Carthagern oder Phönikern oder Etruskern), können die Urpfahlbauten deshalb, auch abgesehen von dem geologischen Beweis ihres Alters, nicht gegründet worden sein, weil die Kelten schon vor ihrer Einwanderung in Europa auf einer höheren Stufe standen als jene Urpfahlbauer, und weil, selbst wenn diese Bauten von keltischen Handelsleuten (nicht ansässigen Sidlern)**) errichtet worden wären, die-

*) Naiv heißt es S. 181, daß schon Aerzte des Alterthums das Wohnen auf Pfahlbauten für ungesund erklärten.

**) Man zählt bis jetzt etwa 195 Pfahldörfer in der Schweiz: einzelne davon ruhen nach des Verfassers eigenem Geständniß auf 50,000 Pfählen, umfassen 120,000 bis 160,000 Quadratschuh, enthalten 300 Hütten, konnten mehr als 1000 Einwohner bergen — all' das vorübergehende Handelsstationen?

Digitized by Google

selben ihre Metall-Waffen und Geräthe, die bessern Lebensmittel und edlern Hausthiere gewiß nicht in Frankreich zu Hause gelassen hätten, um sich unter die feindlichen Wilden selbst als hülflose Wilde zu setzen. Wie wenn ein Hinterwäldler-Squatter oder Pelzhändler, auf die sich Herr Pallmann oft beruft, seine Rifle, seinen Thee und Branntwein sorglich daheim verwahrte, um mit Tomahawk und Pfeilen und geschabten Wurzeln seinen Haushalt unter den Indianern aufzurichten.

Nun finden sich aber außer jenen Urpfahlbauten, die nur von einem tief unter den Kelten stehenden Volk herrühren können, andere Pfahldörfer, in welchen Steingeräthe mit Bronze- und Eisensachen zusammen, in welchen künstliche Gewebe, zierliche Thongeschirre, Instrumente zu Metallarbeit, Reste besserer Nahrungsmittel, Andeutungen zahlreicherer, mannigfaltiger, edlerer Hausthiere vorkommen; es verschwinden die für die Urzeit charakteristischen in der Schweiz wie in Dänemark, in Bayern wie in Italien vorkommenden, vom gierigen Hunger des Markes wegen sorglich gespaltenen Knochen und zerschlagenen Hirnschalen: und Broncewaren, offenbar keltischer Kunstrichtung und Technik, ja manchmal sogar römische Spangen, Münzen und Thonscherben, stellen sich ein. Sind diese Erscheinungen mit der Annahme einer vorkeltischen Entstehung der Urpfahlbauten vereinbar?

Ich denke: vollständig, während andererseits jene Urpfahlbauten nimmermehr auf keltischen Ursprung zurückzuführen sind.

Mehr als ein Jahrtausend hat jenes vorkeltische Volk nach naturwissenschaftlichen Beweisen die Pfahlinseln bewohnt.

Digitized by Google

Zuversichtlich hat es, von der Einwanderung zur Ruhe gekommen, in Ausrodung des Urwalds, in Ausbildung der Viehzucht und der Technik, vielleicht auch schon in Anfängen eines roheſten Ackerbaues, Fortſchritte gemacht; wie weit es darin gekommen vor der in Krieg und Handel gleich mächtig ein-wirkenden Annäherung der Kelten, iſt dermalen noch nicht zu ermitteln.

Nun erfolgte, langſam und allmälig, von Oſten her die Einwanderung dieſer culturüberlegenen Völkermaſſe; nicht lediglich mit kriegeriſchen Angriffen, am wenigſten mit der Raſchheit plündernder Reiterſchwärme, iſt deren Ausbreitung nach Weſten erfolgt; viele Jahre lang dauernde Stationen machte dieſe Einwanderung. Sie drängte dabei Wald und Sumpf zurück, ſoweit zu einer oberflächlichen Beſäung und Aberntung erforderlich. Verſchieden mögen die Beziehungen zu den vorgefundenen Pfahlbaumenſchen, die aber auch zahlreich auf feſtem Lande ſidelten, mannigfaltig deren Geſchicke geweſen ſein. Während in manchen Gegenden die alten Inſaſſen ſcheu und furchtſam vor den größern ſtärkern Fremdlingen, auf deren Haupt der Stahlhelm blinkte und in deren Hand das metallene Schwert, zurückwichen, indem ſie die Holzdörfer (auf dem Feſtland und in dem Schutz der Wogen) ſammt den geringen Vorräthen verbrannten, ſo gleichſam die Brücken der Cultur, der Wegſamkeit vor den Verfolgern abbrachen, und vor den aus Süden und Oſten andringenden halbgöttergleichen Geſtalten nach Norden entwichen, wo die gefährlichen Sümpfe (im heutigen Lande der Finnen) eine unbeneidete oder unangreifbare Zuflucht gewährten, mögen an andern Punkten die überraſchten Finnen ohne nennens-

Digitized by Google

werthen Widerstand*), die Heimat der Freiheit vorziehend, sich den gewaltigen Einwanderern unterworfen haben.

Endlich waren gewiß auch die Fälle nicht selten, in welchen die Kelten von einer ihrer vorgeschobenen Stationen aus, besonders wenn nur erst in schwachen Zügen als Vorposten eingerückt, vorläufig in friedlichem Verkehr unter Austausch der ausgebotenen und verlangten Güter mit den angetroffenen Herren des Bodens traten, wie seit den Entdeckungen des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen Europäern und Indianern geschah und heute noch geschieht.

In allen diesen drei Fällen (Räumung, Unterwerfung, friedlicher Verkehr) konnten, ja mußten Verhältnisse eintreten, deren Nachwirkungen und Spuren wir heutzutage in den Pfahlbauten wahrnehmen: in Fällen der Räumung mochten manchmal, obwohl selten, die eindringenden Kelten an besonders zur Vertheidigung geeigneten Punkten die verlassenen Pfahlburgen, soweit sie nicht verbrannt waren, mit ihren überlegenen Culturmitteln wohnlicher und sicherer zugleich einrichten, und sie im Krieg als Festungen mit natürlichen Wassergräben selbst benützen. Bei der Unterwerfung der Pfahl-Leute aber mußte sehr bald der Einfluß der Cultur und Technik der siegenden Herren in deren eigenem Interesse sich in Wohnung, Geräth, Kleidung, Waffen der Hörigen geltend machen; diese nahmen natürlich, wie die Indianer von den Europäern, alle Culturvortheile an, welche die Sieger ihnen gönnten, und zu deren Aneignung sie fähig waren.

---

*) Denn mit Recht folgert man aus der fast gänzlichen Abwesenheit von Leichen Erwachsener die Seltenheit ernstlicher Vertheidigung der Pfahlburgen; im Frieden scheinen die Bewohner ihre Todten auf dem Festlande verbrannt oder bestattet zu haben.

Digitized by Google

Und auch in dem dritten Fall friedlichen, vielleicht durch Menschenalter dauernden Verkehrs mit keltischen Stationen mochte manches Metallgeräth, manches Gewebe, manche bessere Brodart, ja auch die Kunst, alle diese Dinge selbst zu fertigen, allmälig den keltischen Squatters abgelauscht und abgelernt werden; selbst wenn wir ein Connubium zwischen den Einwanderern und den alten Herren des Landes mit seinen assimilirenden Wirkungen nicht annehmen wollen.

Jene drei Gruppen von Fällen kehren bei der spätern Widerholung des gleichen Vorgangs, bei dem Eindringen der Germanen in das keltisch-gewordene, der Slaven in das germanisch- gewordene Europa, mit denselben Erscheinungen wieder, nur mit der Umkehr des Culturverhältnisses der Einwanderer und der ältern Sidler; bei der spätern Rückwanderung der Germanen nach Osten und der Germanisirung des Slaventhums seit dem 10. Jahrhundert sind aber die Sieger abermals die Culturüberlegenen, und wir finden genau dieselben Ergebnisse wie bei der Keltisirung unserer Finnen.

Es begreift sich also vollständig, daß wir nach und neben den Urpfahlbauten solche Pfahldörfer finden, die auf einer höheren Stufe, aber immer noch (wie wir der Kürze wegen sagen, ohne die finnische Nationalität der Urpfahlbauer für mehr als eine Hypothese auszugeben) finnischer Cultur stehen, und endlich auch solche Pfahlsidlungen, welche eine Mischung oder ein Nebeneinander finnischer und keltischer Cultur aufweisen. Die verschieden abgestuften Fälle zu unterschieden wird erst der künftigen Forschung eine oft schwierige, aber sicher lohnende Aufgabe werden.

Die unterworfenen Finnen wurden nach einem durch-

Digitized by Google

gängigen Gesetz von der übermächtigen Cultur der Sieger durchdrungen, also keltisirt, und verschwanden unter denselben. Die immerhin nicht allzu häufigen römischen Fünde in einzelnen Pfahlinseln erklären sich hinreichend aus dem Import römischer Waren in die von den Kelten als Burgen benützten Pfahlbauten (an deren Gebälk übrigens nach Abzug der Bewohner wohl auch das Netz des Fischers schon damals reiche Beute zu suchen pflegte, wenigstens heutzutage findet), und hie und da mögen auch ganz spät noch römische Werkleute oder militärische Colonien einzelne der alten, früher von den Kelten vertheidigten Pfahlsitze zu Zwecken von Wasserbauten, zur Errichtung von fluthumrauschten Villen, wie sie der Italiener liebte, oder zu kriegerischen Anlagen benützt haben. Begreiflicherweise liegen die römischen Fünde über den keltischen.

Die große Mehrzahl aber der Pfahldörfer, die nicht schon die abziehenden Finnen verbrannten, wurde später von den Kelten und keltisirten Finnen, nachdem das feste Land weithin der keltischen Cultur gewonnen war, verlassen, und dabei häufig verbrannt; manche mögen auch von den vor den eindringenden Germanen weichenden Kelten verlassen und mit Feuer zerstört worden sein. Denn die Spuren absichtlicher Verbrennung sind außerordentlich häufig, und der Mangel an Leichen Erschlagener verbietet an Erstürmung mit Feuer und Schwert zu denken.

Dies sind unsere Ergebnisse; sie haben, wenn keinen andern, den Vorzug der Ungesuchtheit und Natürlichkeit. Kehren wir zu einzelnen erlesenen Partien der Pallmann'schen Darstellung zurück.

Hauptargumente für die Maurer'sche Hypothese (oder richtiger: gegen die Erklärung der Pfahlbauten als nationaler

Digitized by Google

Sidelungen) sollen nun sein: die massenhafte Anhäufung von Steinwaffen, von Material zu Steiwaffen, von halb vollendeten Steinwaffen und Abschnitzeln aus der Bearbeitung an einzelnen Steilen, an welchen hienach offenbar nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern zum Zweck des Tauschhandels gearbeitet wurde: dann der Umstand, daß diese massenhaft in den Schweizer Seen gefundenen Steingeräthe und Abfälle aus einem garnicht in der Schweiz, sondern zunächst in Frankreich vorkommenden Material (Feuerstein), ja einige vollends aus dem in Asien heimischen Nierenstein (Nephrit) gearbeitet sind; ferner daß Steine und Metall-Waffen nebeneinander gefunden worden, und endlich, daß zahlreiche Steingeräthe mit Metallwerkzeugen gearbeitet sind.

Alle diese Sätze sind wohl Einwendungen gegen die frühere reine „Steinschema-Theorie," zum Theil auch gegen die bisher herrschenden Ansichten, welche alle Pfahlbautenfünde auf Vorkelten oder alle auf Kelten und auf eine und dieselbe Culturstufe zurückführen; aber sie sind keine Einwendungen gegen die oben aufgestellten unterscheidenden Erklärungen. Das Nebeneinander von Stein und Metall, die Bearbeitung von Stein durch Metall befremdet Niemanden, der, wie wir, die Fortbenützung auch des überwundenen Materials neben dem der fortgeschrittenen Stufe als Regel kennt — gleichviel ob der Metallgebrauch von den spätern Finnen selbst ausgebildet oder erst von den Kelten importirt oder ihnen abgelernt worden ist.

Aus asiatischem Nephrit sind so außerordentlich wenige (und immer ganz fertige) Geräthe gefunden worden, daß man diese ohne Unwahrscheinlichkeit, sei es von Finnen, sei es von Kelten, auf der Einwanderung nach Europa mitgebracht

Digitized by Google

denken kann. Räthſelhafter (aber für alle Theorie und für die Maurer'ſche mehr als für uns räthſelhaft) iſt der Umſtand, daß ſo maſſenhaft fertige und angefangene (in letzterm liegt die Schwierigkeit) Geräthe aus franzöſiſchem Geſtein in der Schweiz gefunden werden.

III.

Die Auffindung fertiger Geräthe aus fremdem Material würde ſich leicht aus der Einwanderung, aus Tauſchhandel der ſpäteren finniſchen Periode oder auch der keltiſchen erklären. Denn daß die ſpäteren Pfahlbauleute ſolchen Handel trieben, für ſolchen Handel (wenn auch nur unter befreundeten und nicht allzu fernen Niederlaſſungen, wie etwa zwiſchen der Südſchweiz und Frankreich) arbeiteten, das hat ſchon der hochverdiente, von Hrn. Pallmann lange nicht genug gewürdigte Keller aus jenen Vorrath-Funden gefolgert. Ich conſtatire bei dieſer Gelegenheit, daß auch manche der in Unterfranken (bei Feuerbach) in Pfahlſidelungen gefundenen Stücke, welche in Würzburg in der geologiſchen Sammlung und in der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins verwahrt werden, aus landfremdem Stein gearbeitet ſind. (Auch die oberitaliſchen Terramara-Lager enthalten franzöſiſches Material.) Daraus alſo gewinnt die Hypotheſe Maurers keine Stütze. Auffallend ſind nur die Vorräthe von halbfertigen aus franzöſiſchem Material auf den Pfahlinſeln ſelbſt gearbeiteten Steingeräthen. Die ganzen Felsplatten und Steinblöcke wurden nicht aus Frankreich in die Schweiz geſchleppt, das ſteht feſt. Es empfiehlt ſich alſo zumeiſt die Annahme, daß in der keltiſchen Periode ein Tauſchhandel

Digitized by Google

von französischem halbbearbeitetem, wegen seiner Trefflichkeit besonders gesuchtem Material, die roh zugehauenen Stücke nach der Schweiz führte, welche billiger zu erstehen waren als die fertigen Waffen. Diese werthvollen Vorräthe wurden in den Pfahlburgen sicher untergebracht und dort, vielleicht von Hörigen, in Werkstätten fabrikmäßig fertig gearbeitet, theils um den eignen Bedarf zu decken, theils um gegen andre Güter in der Nähe oder in der Ferne umgesetzt zu werden. Daß sich die Kelten (und ihre Hörigen) neben den Bronzewaffen auch selbst noch der Steinwaffen bedienten, darf nach dem widerholt angeführten Grundsatz der Beibehaltung der roheren Stoffe um so weniger befremden, als noch die Germanen des Tacitus durchaus keinen Ueberfluß an Metallwaffen hatten, ja noch die Sachsen König Harold's bei Hastings (im J. 1066) Steinhämmer schwangen. Es lohnte sich aber für den Export zu noch roheren Stämmen im Norden und Osten auch in der späten Zeit noch die massenhafte Fabrication von steinernen Waffen. Und auch für den eignen Bedarf häufte man wohl gern aus vorzüglichem Material reichen, weithin fürsorgenden Vorrath in den Pfahlbauten als wogenumgürteten Zeughäusern auf.

Vermuthlich ist der geduldige Leser des trockenen Tons schon geraume Weile satt. Wir wollen ihm, zum Lohne für seine Ausdauer, falls er nämlich bis hierher gelangt ist, noch aus losen Ranken und schönen, aber unnützen Blumen, in den Pallmann'schen Kornfeldern gepflückt, ein Sträußchen binden zum Abschied. So erfahren wir S. 4 nur im Vorbeischlendern, daß das Ledergeld der Karthager zurückgeführt werden könnte auf den Grundgedanken des — Wechsels —!! eine Entdeckung, auf welche wir unsere Collegen, die Lehrer des

Digitized by Google

Wechselrechts, aufmerksam machen. Daß die Kelten „wie die Germanen" dem städtischen Zusammenleben abgeneigt waren (S. 18), beschämt nach 1900 Jahren noch jenen bekannten römischen Fabulanten, Julius Cäsar, welcher ihre volkreichen Städte aufzählt, und in einer derselben, Alesia, einmal ein keltisches Her von mehr als 60,000 Streitern, die Civilbevölkerung nicht gezählt, belagert haben will; als ein bequemes Hausmittel zur Beseitigung unbequemer Einwände empfiehlt sich die S. 70 beliebte Unterscheidung von „eigentlichen" und „uneigentlichen" Pfahlbauten; letztere sind alle diejenigen, welche zu der Handels-Stations-Theorie nicht passen, sondern sich als unzweifelhafte nationale Ansidlungen und Wasserfestungen darstellen; aber noch einfacher werden unsere Advocaten das Verfahren finden, wenn sie an einem Termin ihre Beweisurkunden vorlegen sollen und nicht können, sich auf „spätere Funde" zu berufen, auf Beweismittel „welche jetzt die Erde noch bergen mag" (S. 96, 145); unklar blieb meinen wiederholten Anstrengungen das Verständniß, wie der Pfahlbau in einem See, dessen Ufer von den feindlichen Barbaren bewohnt und besetzt waren, dem massilischen Kaufmann einen „Rückzug" zu gewähren vermochte, S. 111. S. 117 wundert sich der Verfasser, daß noch andere Leute als Phöniker und Etrusker Kessel (Opferkessel, also auch heilige Kessel) haben konnten. Jener krankhafte Trieb, aus jeder möglichen Notiz sofort jede unmögliche Folgerung zu ziehen, erreicht einen seltenen Höhegrad S. 130, wo lediglich aus der Angabe Cäsars, daß in Britannien viele „Unterkönige" herrschen, die meist in Frieden mit einander leben, geschlossen wird: jene Unterkönige seien „Nachkommen alter phönikischer Stations-

Digitized by Google

häupter"; wenn die Unterkönige des Norddeutschen Bundes lange im Frieden mit einander leben, mögen sie sich hüten; sie verrathen dadurch, daß sie von Großhändlern und Comtoiristen herstammen und ihres Geschlechtes Wiege in einem Kaufmannshaus zu Sidon oder Tyrus stand; mit einer Geschwindigkeit, der das unbewaffnete Auge nicht folgen kann, spaltet sich S. 154 das Hypothesen-Infusionsthierchen, daß der (echt und unzweifelhaft germanische) Cult der Nerthus, „auf keltischer" Grundlage beruhen soll, in die Annahme, daß dieser Cult „also" auch direct in die Zeit der Pfahlbauten hineinreiche; diese gebiert sofort die Vorstellung, daß sich mit solchen Götterfesten auch Messen und Märkte verbinden mochten, und nun stehen wir schon bei dem Satz: „Alle Waren, welche auf den Nerthus-Messen (man denkt sofort an die Leipziger Oster-Messe) zum Austausch kamen, kann ich nicht genauer anführen!" Das ist zu bedauern. Aber ein kleiner Preiscourant ist doch möglich; es waren nämlich „Pelzwaren, Bernstein, Honig, Wachs, See-Otterfelle und Salz". Weshalb handelten die keltischen Pfahlbau-Meßgäste gerade mit diesen Artikeln? Weil „später" die Araber dergleichen von der Ostsee bezogen!

Gegenüber diesem Adlerflug des Conjecturtriebs ist es eine Kleinigkeit, daß auch Jahreszahl und Urheber der Verbrennung der Schweizer Pfahlbauten genau angegeben wird: es war nämlich an einem klaren Sommermorgen, im J. 58 vor Christus, als der Helvetier Orgetorix die Fackel in die Pfahlwohnungen des Züricher See's warf; die 12 Städte und 400 Dörfer, welche die Helvetier damals verbrannten, nach Cäsar's Angabe, waren Pfahlstädte und Pfahldörfer von „stammverwandten Industriellen".

Digitized by Google

Bekanntlich ist die vergleichende Sprachforschung die einzige sichere Führerin in der Völkerkunde einer Vorzeit, in welcher uns alle anderen Quellen verlassen. Hr. Pallmann hält zwar im Ganzen nicht viel auf „etymologische Untersuchungen, welche am meisten irre führen und zu Spielereien ausarten". Jacob Grimm, Bopp und ihresgleichen — es giebt deren zum Glück nicht viele — mögen sich das gesagt sein lassen. Aber manchmal läßt sich auch unser Verfasser zu etymologischen Winken herab, im Interesse der Phöniker nämlich und der Kelten; gegen die ersteren namentlich hat sich Deutschland bisher sehr undankbar benommen, da es doch „lediglich ihnen das vermeintliche Nationalgetränk, das Bier, verdankt" übrigens können deshalb doch die ersten „Seidel" in Altbayern gebraut worden sein, da gerade dort die phönikischen Spuren in der Mundart nach Hrn. Pallmann am deutlichsten hörbar sind. (!) Schmeller ist es leider entgangen, daß der Name der Phöniker, „der im Libanon längst verschollen", in den bayerischen und österreichischen Bergen sich erhalten hat. Nämlich die Alpenzwerge, welche die Bajuvaren „Fanken", „Fenken" nennen, sind die alten Phöniker, „darin ist der Phönikername bewahrt"; ein „Funk" ist „ein lustiger ränkevoller Phöniker" und ein „Wildfang" ist offenbar ein wilder d. h. ein „unbändiger oder ausgelassener Phöniker". (Dieser blühende Unsinn steht S. 26 zu lesen.) Der Name „Hankerl", „Gangerl" in der Pfalz, in Böhmen und Kärnthen ist nur eine Abart dieses phönikischen „Fangs", und daß der Gott Odhin den phönikischen Beinamen Fang trägt, daß der Oberpfälzer den Teufel „Fankerl" nennt, d. h. einen kleinen oder noch jungen Phöniker, ist Hrn. Pallmann auch bekannt.

Digitized by Google

Wie Schuppen fällt es uns jetzt von den Augen! Jetzt wissen wir plötzlich, daß der Föhn, bekanntlich von Süden — Phönikien liegt südlich von Oberdeutschland — wehend, der „phönikische Wind" ist. Aber noch mehr! Hrn. Pallmann's Fankerl führt auf eine weitere Entdeckung. Er weiß nicht — man kann das nur vom Eingebornen verlangen — daß in München der Teufel nicht einfach Fankerl, sondern Spari-Fankerl heißt. Spari ist nun offenbar der semitisch-phönikische Gott der Zeugung, hellenisirt Sporos, so daß Spari-Fankerl ein erotisch-dämonischer Phöniker ist, der in Urzeiten in dem jetzigen München übel gehaust und einen bösen Namen daselbst hinterlassen hat.

Ferner wirft der nämliche Fankerl des Herrn Pallmann als „Wildfang" ein erfreuliches Licht auf ein Institut der deutschen Rechtsgeschichte. Das sogenannte Wildfangsrecht der deutschen Landesherren im Mittelalter, wonach sie fremde ohne Schutz und Gastrecht in ihrem Gebiet betroffene Leute als Hörige in Anspruch nahmen, war offenbar ursprünglich ihre Befugniß in Deutschland verspätete, verwilderte Phöniker festzunehmen.

Aber auch in keltischer Etymologie bietet der Herr Verfasser so Manches, was ihn ohne weiteres zum Mitarbeiter an dem in diesen Blättern früher*) besprochenen keltischen Wörterbuch des Hrn. Obermüller qualificirt. Während man bisher die „Perlkrankheit" des Rindviehes (d. h. diese oberdeutsche Bezeichnung für die Krankheit) verblendetermaßen aus den Perlen, perlenähnlichen Geschwür- und Knochenbildungen bei diesem Leiden ableitete, ergiebt sich der keltische

*) Augsburger allgemeine Zeitung Jahrgang 1866, Beilage Nr. 305 und 306.

Digitized by Google

Ursprung dieses Wortes Hrn Pallmann daraus, daß in Wales eine „ähnliche“ Krankheit, einen „ähnlichen“ d. h. eigentlich aber andern, Namen führt, nämlich pellenew. Endlich ruft der Verfasser S. 19, um den Namen eines Berges an der böhmischen Grenze, Dreistein (mundartlich Druistein), zu erklären, die Druiden und Druidinnen zu Hülfe. Damit ist uns nun auch plötzlich klar geworden, daß unsere schwäbischen Bauern nicht Germanen, sondern Kelten, und zwar Sprößlinge der weisen keltischen Priester sind und auf ihren dicken Köpfen nur vermeintlich in ihrem „Druispitz“, einen (allerdings zufällig dreispitzigen) Hut, in Wahrheit aber die Priester-Tiara ihrer Vorfahren, der Druiden, tragen.*)

Auch in Druckfehlern liegt eine Nemesis. Denn es ist nichts anderes als der Eindruck, den dieses Buch auf den Setzer machte, was denselben statt des inselreichen Staffelses, einen „einfallreichen“ Staffelse drucken ließ; der Mann war, wie die Engländer sagen, „bewildered“ durch den Einfallreichthum des Buchs, das er setzte.

Sollte dem christlichen Leser der Duft des Straußes, den wir ihm schließlich gebunden, zu stark und unser ganzer Ton zu grausam bedünken, so müssen wir zur Rechtfertigung darauf verweisen, daß auch Hr. Pallmann selbst an vielen Stellen dieses Buches (wie schon in der Völkerwanderung) die Sprache schalkhafter Grazie zu sprechen versucht. Wer gegen Vorgänger, wie Lisch und Keller und Andere höchst

*) Ferner heißt es: „daß die oft und lange für Etrusker gehaltenen Rätier ebenfalls Kelten waren, brauche ich wohl kaum zu erwähnen,“ auf diesen Satz verweisen wir Freund Steub, als auf einen neuen Beleg der Fruchtlosigkeit aller menschlichen Bestrebung.

Digitized by Google

unpassenderweise mit solcher Stimme in den Wald ruft, darf sich nicht beklagen, wenn ihm, vielleicht mit stärkerem Ton, jedenfalls mit stärkerem Grund, entsprechende Antwort daraus entgegen hallt.

Wer, wie Hr. Pallmann in seinen Büchern so häufig thut, die ganze deutsche Alterthumsforschung (sammt Verfassungsgeschichte — auch an Georg Waitz vergreift sich das vorliegende Opus wieder in sehr ungeeigneter Belehrung) in spöttischem Ton schulmeistert und vollends im ernsten Ton deren Reform zu unternehmen verheißt, der provocirt dazu, daß man seine Berechtigung zu solchem Scherz und solchem Ernst öffentlich untersuche und constatire.*)

Damit genug von diesem „phönikischen Wind."

---

*) Schließlich wollen wir bei dieser Gelegenheit auf eine wenig bekannte, aber sehr reiche und merkwürdige Privatsammlung von Pfahlbaufünden hinweisen. Es ist die besonders aus dem Ueberlinger und dem Wallenstädter, dann aber auch aus andern Schweizer-Seen geschöpfte Sammlung des Frhrn. v. Stockheim in Wallenstädt.

Digitized by Google

Die deutsche Sage.*)

I.

Ueber den Waldweg wandert sie still, wo sich der Eichen-Hag mit einzelnen knorrigen Stämmen in die Freiung lichtet, ein hohes, stattliches Weib —: ihr Alter ist schwer zu errathen: zeitlos, jahrlos erscheint sie —: sie trägt alterthümlich, seltsames Gewand: der zerschlissene Schleier weht im Wind, der dunkle, weitfaltige Mantel verhüllt sie halb: aber das Untergewand gleißt, wie von altem Golde durchwirkt, und den breiten Gürtel schließt eine kunstreiche Spange von Bronce.

Ernste edle Züge trägt das bleiche langgestreckte Antlitz: durch das dunkelbraune Har ziehen einzelne Silberfäden hin; das halb geöffnete Auge scheint wie zurück in das Vergangene zu schauen.

An den Falten ihres Mantels aber hält sich, hart hinter ihr schreitend, ihre reizende, blonde, jüngere Schwester, das

*) Sagenbuch der bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter herausgegeben von A. Schöppner. Neue Volksausgabe in drei Bänden. München 1874. (M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung, Gustav Himmer.)

Digitized by Google

Märchen; die Kleine lächelt ſo gern: und weint ſie auch einmal, — es iſt wie ein warmer Maienregen: die Sonne ſcheint hell mitten hindurch: es währt nicht lang und iſt nicht ſo gar traurig gemeint.

Aber ein gut Stück Weges hinter den ſchönen Schweſtern trollt einher ihr drolliger kleiner Vetter, der Schwank: er geht gar zu gern hinter die Schule, ſchlägt über jeden Heuhaufen ſeinen Purzelbaum und trägt das ſtumpfe Näschen ſtets gerümpft.

Und wie weithin ſie durch die Länder wandern — von Oſten nach Weſten zieht ſich die Hauptrichtung ihres Weges — überall bleiben die Schweſtern beiſammen: unbekümmert um den Kleinen: der kommt von ſelber überall durch: nur manchmal wirft ihm das Märchen einen freundlichen Blick zu; die Sage erzählt, keineswegs oft , nur hie und da, wo der einſame Weg, den ſie ſchreiten, ihr die Erinnerung weckt und die Zunge löſt; oft ſpricht ſie halb für ſich hin, halb verlorne abgebrochne Worte. Die Kleine aber lauſcht andächtig: nicht Alles verſteht ſie: aber ſie legt ſich's zurecht und läßt gern auch die traurigſten Geſchichten der Schweſter glücklich ausgehen und erzählt ſie ſo weiter ihren Geſpielen, — den Kindern.

Aber manchmal tritt auch die Sage auf den einſamen Wanderer zu, der ſinnend auf dem Raſenhügel, der Heidenſchanze, am Wege ſitzt und flüſtert mit ihm halblaut.

Die Schweſtern ſchreiten im Abendlicht an dem ſchilfigen Ufer des großen Weihers dahin: weiße See-Roſen mit den breiten Blättern ſchwimmen in ſeiner Mitte; ſie glänzen wie Silber, fallen die Strahlen der Sinke-Sonne ſchräg darauf; das Märchen ſchlägt in die lichten Hände vor Freude an

Digitized by Google

den schönen Blumen, die Schwester aber nickt ernst sinnend mit dem Haupt und spricht: „Ja, ja, dort wo sie schwimmen, ist das Wasser am tiefsten und der Tod am nächsten; sie sind schön, auch hierzuland: aber viel herrlichere sah ich dereinst weit, weit im Osten an wunderschönen blauen Strömen, wo hohe schlanke Palmen rauschten."

„Sieh die alten Pfähle, welche da unten, dicht aneinandergereiht, aus der Tiefe ragen. Wohnen da unten vielleicht die Nixen? Gewiß weißt du von dem Holzwerk zu erzählen, es sieht so geheimnißvoll aus der Tiefe," forscht neugierig das Märchen.

„Kaum weiß ich's noch, so lang ist's her," spricht die Schwester und streicht sinnend entlang den Silberfäden in ihrem dunkeln Har. „Zwerge waren es, kleines, wimmelndes, scheues, verschüchtertes Volk; sie führten mit Steinbeilen und Pfeilspitzen manch harten Kampf mit Bär und Büffel; als aber die hochgewachsenen goldharigen Männer durch das Völkerthor und über die großen Ströme in diese Länder drangen, in der Rechten das blitzende Bronce-Schwert, auf dem rinderbespannten Wagen den heiligen Pflug mitführend, die Reiter auf edlen Rossen voranbrausend — da wichen die Zwerge erschrocken vor ihnen von dem Festland auf ihre Zufluchts-Bauten im Wasser — aber bald zerstörten sie auch diese mit Feuer und wichen immer weiter nach Mitternacht und Aufgang: dort in den Sümpfen hausen sie noch und jagen das Elen und melken das Renthier."

Und weiter wandern die Schwestern.

Auf dem schmalen Feldweg, der den Rain entlang seine Aecker scheidet, steht nachdenklich sinnend der Bauer; neben ihm sein Pfluggespann: die klugen Pferde schauen sich nach dem

Digitized by Google

Herrn um: es wundert ſie, daß er ſo lang anhält: iſt das doch nicht ſeine gewohnte Raſt und Anwende: aber der Mann betrachtet ernſthaft ein ſeltſam Metallbild, das er in der Hand hält. „Weißt du nicht," fragt er die ältere Schweſter, als dieſe ſchweigend vorüberſchreiten will, „hohe Frau, Beſcheid von dieſem Ding zu geben? Wieder hat es mein Pflug hervorgeſchaufelt, hier, an dem Hochacker, wo ich ſchon ſo viel wunderſames Zeug gefunden, Erz-Geräth und Eiſen — ich weiß nicht, ob für den Krieg oder für die Feldarbeit —: auch viele Münzen, ſchlechte alte Pfenninge. Und was mag das für eine alte Erdarbeit ſein, hier, an der Allmännde? Eine Schanze iſt's nicht: eher ein Damm, gleich der Eiſenbahn." Da ſchüttelt die Frau das Haupt, erhebt den rechten Arm und deutet nach Süden: „Siehſt du, wie dort die Berge herab, von Mittag her, die hochgebaute Straße zieht? Römer haben ſie gebaut, gewaltige Krieger mit goldenen Adlern und Purpurröcken und Marmor- und Elfenbeingeräth. Hier, wo du nun pflügeſt, da rauſchte dereinſt dichter Tannenwald; aber mitten durch das Dickicht hatten die kühnen Helden eine ſtolze Straße gebrochen: ſchnurgrade führte ſie nach dem Marktplatz zu Rom; und da oben auf dem Hügel, wo ſpäter das Bethaus mit dem Kreuz gebaut wurde, da ſtand ein prächtiges Haus, von Marmorſäulen getragen und daneben ein dicker runder Thurm. Und von dem Thurm aus konnte man gegen Süden einen andern Thurm erſchauen; auf dieſen Thürmen hielten Tag und Nacht dunkelharige Lanzenträger Wacht: und ſo beherrſchten ſie weithin die Länder; und der ihnen gebot in ſeinem ganz goldenen Hauſe an dem Tiberſtrom, der brauchte nur von ſeinem flachen Dach herab zu winken, ſo flog ſein Gebot auf den ſchnur-

Digitized by Google

graden Straßen von Thurm zu Thurm, und sein Wille geschah mit Brand und mit Mord. Aber in einer sturmwilden Märznacht, da hatte der Wächter doch nicht scharf genug gewacht; er horchte auf das Heulen der Wölfe im nahen Tann; aber es war das Zeichen der freien Männer, das sie verabredet hatten in nächtlichem Ting: wie ein Edelmarder erkletterte ein junger Alamanne den steilen Thurm; der Centurio da oben dachte schauernd bei dem Wolfsgeheul und dem Hagelschnee, der in sein Antlitz schlug, an die blaue Welle, die bei Bajä an das Ufer spült; da schnürte ihm die Roßharschlinge, die schon den Luchs und die Wildkatze erwürgt, die Kehle zu; lautlos fiel er; aber mit gellendem Kampfgeschrei warfen sich die grimmigen Waldmänner auf die schlafenden Fremdlinge; Feuer vertilgte, was an dem Thurm und dem Marmorhaus von Holzwerk war: das Gemäuer warfen die Zornigen auseinander; das Stück Erz aber, das du heut ausgepflügt, ist das Bild einer Göttin vom fernen, fernen Nilstrom; der es auf der Brust getragen hatte in einem Ledertäschchen, war der oberste Feldherr der Römerhelden: es sollte sein Leben beschützen: aber es hat nichts vermocht wider den Beilhieb des Alamannen."

Und weiter schreitet die Hohe: und der Bauer versammelt nach der Heimkehr am Abend seine Knaben um die Ofenbank und weist ihnen bei dem Schein des Herdfeuers das kleine Erzbild und erzählt den Staunenden die seltsame Mär.

Gelangen sie an die großen Flüsse, so meidet die Sage die neuen Brückenbauten, und schreitet, sichern Fußes, voran durch uralte Furten, die nur ihr noch bekannt sind; an der Donau weist sie den Markenthurm Herrn Rüdigers — ungefüges, halb im Wasser versunkenes Gemäuer — am Rhein

Digitized by Google

den tiefen Strudel, in welchem der Nibelungenhort versunken. Aber von Herrn Dietrich von Berne weiß sie nur noch verworrene Kunde. Und von spätern Zeiten erzählt sie nicht so gern: doch weiß sie noch von Kaiser Karl und Markgraf Rolands Hifthorn, von Herzog Ernst von Schwaben, von dem Kaiser Rothbart und von manchem Raubschloß, das Rudolf von Habsburg brach; aber selten spricht sie von noch jüngeren Tagen; nur die gelbblaue Fahne des Schwedenkönigs flattert ihr noch vor den Augen.

Aber in hundert Jahren wird sie erzählen — von Sedan! — —

Wo das Märchen Kinderstimmen vernimmt, da will es nicht ohne Gruß vorbei. So hält es die Schwester an der grasigen Burghalde fest, von deren Hochfläche alte zerbrochene Mauern aufsteigen mit zackigen Zinnen und ein epheugrüner Thurm. Unten im Burghof wächst dichtes langhalmiges Gras; daran zupfen genäschige Ziegen: ein Knabe und ein kleines Mädchen mit blonden sauber geflochtenen Zöpfen hüten sie; es ist heller Mittagssonnenschein am warmen Sommertag: flugs setzt sich das Märchen zu dem Mädchen unter den Hollunderstrauch mit den fast betäubend duftenden Blüthen, und legt den Arm um Schwesterleins Hals und erzählt ihm eine traumhafte anmuthige Geschichte, die es sich aus einer sehr ernsten, heldenhaften Kunde der Sage zurecht gedichtet hat: von der schönen Königstochter, die im alten Schloß unter Dornen und Rosen verzaubert schläft; und so leis und lieblich weiß sie zu erzählen, bis die kleine Hirtin das Köpfchen senkt und entschlummert, und selber sich im Schlaf als Dornröschen träumt. Da läßt sie leise die Kleine in das weiche warme Gras gleiten, deckt

Digitized by Google

ihr die Stirn vor den Sonnenstrahlen mit einem großen Farrenblatt zu, und schleicht auf den Zehen fort, zu erhaschen, was dem Knaben die Schwester erzählt; diese steht bei dem tiefen Schloßbrunnen, an dessen zerbröckelnden Mauerrand gelehnt; sie deutet mit hocherhobenem Arm nach dem Thurm da oben; der Knabe aber liegt vor ihr im Grase, das Kinn auf beide Hände gestützt, die staunenden Augen weit geöffnet; der grüne Filzhut ist ihm vor lauter Verwunderung in den Nacken gerückt: jene aber erzählt, wie vom Thurm herunter eine wunderschöne Jungfrau sich hier in den Brunnen stürzte, um der Verfolgung eines Riesen zu entgehen, wie der Riese nun in Drachengestalt Burg und Brunnen bewacht, wie aber die Jungfrau aus der Tiefe erlöst werden könne sammt dem reichen Goldschatz, der da unten liegt, wenn ein reiner Knabe, ein Sonntagskind, die weiße Blume fände, die tief im Walde wächst, und mit dieser muthig niederstiege in den feuchten dunkeln Schlund. —

Und auf dem Weg über die Felder bleibt die Ernste an manchem alten Gränzstein stehen, der verwitterte Zeichen, oft Hausmarken in heiliger Runenform, trägt, und sinnt nach, welche Fluren diese Steine einst geschieden oder wie sie zu nächtlicher Stunde vom bösen Nachbar verrückt worden, der nun als feuriger Mann oder Irrwisch umgehen muß.

Auch an dem Feldkreuz macht sie kurze Rast; lang sind die Zeiten dahin, da es nie unbekränzt war von den schönsten Waldblumen: denn die Hand, die es gepflegt, ist lang verdorrt; der Bergschütz liegt darunter, der den Bund mit dem wilden Jäger geschlossen, und um den Preis seiner armen Sele sich Freikugeln erkauft hatte und Kugelfestigkeit; kein Schuß fehlte ihm, und kein Jäger traf ihn, bis ihm nach sieben

Digitized by Google

Jahren hier, wo sich der Buschwald in die Dorfmarkung verliert, der wilde Jäger, der einäugige, mit dem Schlapphut, selbst entgegentrat, die auf ihn abgeschossene Kugel dem Schützen lachend in's Gesicht warf, und ihm mitten durch's Herz schoß. Noch heute geht der Zug des wilden Jägers brausend über die Stätte hin, und der alte Dorfhirt erkannte oft unter den luftigen Reitern an Stimme, Gesicht und Tracht den schwarzen Sepp, der nun selbst mitjagen muß in Ewigkeit.

Aber noch andere Gestalten erschaut die Kundige Nachts in den Lüften.

Oede liegt im Preußenlande die sumpfige Heide. Tannenwälder schließen sie gegen Nordosten ab; sonst offenes weites Blachfeld, nur von niedrigem Gestrüpp überzogen — ein herrlicher Tummelplatz für die Reiterschlacht. Bei Tag ist's still und einsam auf der weitgestreckten Ebene; aber wenn Nachts die hohe Wandrerin darüber zieht, erhebt sie das Antlitz nach oben: denn hoch in den Lüften jagen in brausendem Ansturm die alten grimmen Feinde, deren tödtlichen Haß das Grab nicht niederhält, auf gespenstigen Wolkenrossen wider einander: von Nordosten her Polen, Preußen, Masuren, Litthauer, auf kleinen zottigen Pferden, mit Holzkeulen, die sie im Schwung entsenden, mit Pelzwerk um Haupt und Gürtel und geschweiftem Säbel: und gegen ihren wüthenden Anprall, aushaltend mit zäher Kraft: auf starken frisischen Pferden, stets einer gegen sieben, die deutschen Herren mit dem langen graden Schwert von doppelt gekreuztem Griff; weit fliegt ihr weißer Mantel mit dem schwarzen Kreuz im Wind; der Mond steigt auf und blickt durch Nebel über das Nadelgehölz; Tannenberg

Digitized by Google

heißt das Städtchen an dem Fluß: dort war es, wo des tapferen Ordens Fahne sank.

Und endlich gelangen die Wanderer an das Meer. Märchen spielt mit den Muscheln im weißen Dünensand und mit dem gelbem Bernstein: aber die Sage schreitet über die Düne vor, wo an der langgestreckten, weit in die See vorspringenden Sandbank der Fischer neben dem auf den Strand gezogenen Nachen sitzt und seine Netze flickt: er summt dazu eine eintönige Weise: manchmal hält er inne in der Arbeit, läßt die Hände und das Netz in den Schos sinken und blickt lauschend hinaus, immer gen Westen, wo die Sonne zu Golde geht und einen breiten Spiegel von blendendem Glanz auf die glatte Flut gelegt hat; er schüttelt leise das Haupt; er nickt der Wandrerin zu, welche, ein gelbes Tuch um das braune Har gewunden, einer Schifferfrau ähnlich, an ihn und sein Bot herangetreten ist; „heute, sagt er, hört man sie wieder ganz deutlich läuten da unten, die alten Vesperglocken! Führe ich hinaus, ich glaube, ich sähe sie wieder, wie schon manchesmal, aus der Tiefe ragen, die spitzen Kirchthürme und die hochgiebeligen Dächer: wie mögen sie dereinst gelautet haben, die Namen der hier versunkenen Städte?"

Und leise, mehr zu sich selber sprechend als die Frage beantwortend, flüstert die Sage in Wind und Wellen hinaus: „Vineta und Julin!"

II.

Schon die wenigen Bilder, in welchen wir die wandernde und seßhafte Sage auftreten sahen, zeigen den Reichthum des Stoffes, der Gegenstände, deren sie sich be-

Digitized by Google

mächtigt, und die Schwierigkeit, die Arten der Sage zu erschöpfen. Die gewöhnlich vorgetragene Aufzählung: „Naturmythen, Götterſagen, Heldenſagen, geſchichtliche Sagen," iſt entfernt nicht ausreichend, es fehlt z. B. die Thierſage, es fehlen die außerordentlich zahlreichen Sagen, welche Strafgerichte der Götter, über Einzelne oder über ganze Landſchaften und Städte verhängt, erzählen und welche man etwa moraliſirende Sagen nennen könnte; ganz verkehrt iſt, wenn man neben die angeführten als beſondere Art die „Local-Sagen" geſtellt hat: als ob nicht z. B. Naturmythen, geſchichtliche Sagen auch oft, ja meiſt an eine beſtimmte Oertlichkeit geknüpft wären. Sehr häufig aber miſchen ſich in einer Sage mehrere Elemente, wenn z. B. die Sage erzählt, wie die „vergoſſene," verſteinerte, vereiſte Alp zur Strafe für die Ueppigkeit und Gottloſigkeit der ehemaligen Einwohner aus reich geſegneten Fluren in fluchgetroffene Wildniß verwandelt wurde, ſo iſt dieſe locale Naturmythe zugleich moraliſirend.

Ebenſo leuchtet ein, daß nicht nach einem einzelnen Gegenſtand oder einer Perſon, die in einer Sage eine Rolle ſpielen, die ganze Sage bezeichnet werden kann, ohne Willkür und Aeußerlichkeit: man kann z. B. nicht „Bauſagen" und „Rieſenſagen" als zwei Gruppen neben einander ſtellen, da eben ſehr häufig die Bauſagen zugleich Rieſenſagen ſind. Auch mit Bezeichnungen wie „Brunnenſagen," „Drachenſagen" iſt wiſſenſchaftlich nichts gewonnen, da der mythiſche Werth und Kern von Sagen, in welchen Brunnen oder Drachen vorkommen, ein ſehr verſchiedener ſein kann.

Wie ſoll man nun aber die Sagen eintheilen? Die wiſſenſchaftlich wichtigſte und innerlich richtigſte Gruppirung

Digitized by Google

werden wir ſpäter erörtern: nur zum Behuf der raſchen, leichten Zurechtfindung, alſo aus rein äußerlichen Gründen, erſcheint es gerechtfertigt, wenn man, wie das Werk, an welches wir dieſe Erörterung knüpfen, etwa im Regiſter, nach kurzen Schlagwörtern Bezeichnungen aufſtellt wie „Bauſagen“, „Brunnenſagen,“ „Drachenſagen“ (daneben noch beſondere „Lindwurmsſagen?“), „Glockenſagen,“ das wilde Her, Hexen, Hunnen, Huſſiten, Peſtſagen, Rieſen, Schatzſagen, Schwedenſagen, Teufelsſagen, Verwandlungsſagen (dabei vermißt man die Entrückungs- und Verwünſchungs-Sagen), Wichtelmännchen und Zwerge. „Handſchuhſagen“ und „Schleierſagen“ als beſondere Gruppen aufzuſtellen war wohl nicht angemeſſen: denn bei ſolcher Detaillirung wären auch Schwertſagen, Hemdſagen, Mantelſagen, Schuhſagen ꝛc unentbehrlich. Die Chriſtusſagen aber, Engelſagen, Hoſtienſagen, Johannesſagen, Kirchenſagen, Marienſagen ſind zum größten Theil gar nicht Sagen, ſondern Legenden und mönchiſch gelehrt erfundene Mirakelanekdoten, welche der echten Sage ſo wenig gleichen wie der Weihrauchduft dem Duft der Wildroſe: zum Theil aber ſtecken in den Erzengeln und Marien die Götter und Göttinnen Walhalla's und ihre leuchtenden Glieder ſchimmern noch kenntlich mit ambroſiſchem Glanz aus den Kirchengewändern, welche man ihnen umgeworfen hat.

Es iſt aber überhaupt ein vergebliches Bemühen, von der Seite ihres Objects her, ihres Inhalts, das Weſen der Sage beſtimmen und ergründen zu wollen. *Denn nicht der Inhalt, die Form macht das Weſen der Sage aus.*

Daher iſt es das Intereſſanteſte und das für die Wiſſenſchaft in letzter Inſtanz Bedeutungsvollſte an dieſen Studien,

Digitized by Google

den Proceß der Mythenbildung selbst zu beobachten: nicht das Was, das Wie ist die Hauptsache.

Denn nicht um müßige Neugier, um pathologische Aufregung der Phantasie, wie bei dem Gruseln der „Gespenstergeschichten," oder Befriedigung des extra-kanonischen Aberglaubens handelt es sich bei der Sagenforschung, sondern um ein wichtiges Material für die jüngste Wissenschaft, für die Völkerpsychologie, welche nur durch vergleichende Sprach- und Rechts-, Religions- und Sittengeschichte gefördert werden kann: denn der Nationalcharakter erscheint, wie in Sprache, Recht, Religion, Sitte, politischer Geschichte, eben auch in der Sagenbildung eines Volkes.

Die Sage ist eine Form der nationalen Anschauung und Ueberlieferung, vollzogen durch das Organ der Phantasie, welche aber hier nicht, wie in der Kunst, ganz frei nur für den Zweck des Schönen schafft, sondern pathologisch gebunden ist an Stoffliches, an Einflüsse des Religionstriebs, an objectiv gegebenes, geschichtliches oder topographisches, physisches Material, welches sie in bestimmten, typischen für dieses Volk charakteristischen und deshalb constant wiederkehrenden Formen darzustellen hat.

Die echte Sage, d. h. die volksmäßige (im Gegensatz zu der gelehrt ersonnenen oder tendentiös-religiös-kirchlichen, sowie auch zu der künstlerisch frei componirten, z. B. in der Ballade) ist daher für den Historiker, welcher den Nationalcharakter und seine Entwickelung untersucht, ebenso gut eine Quelle, wie die wissenschaftlich überlieferte „Geschichte" im engeren Sinn; Sinai, Olympos und Walhall mit ihren Bewohnern sind uns Erkenntnißmitteln für die Eigenart jüdischen, hellenischen, germanischen Volksthums.

Digitized by Google

Die Sage ist nur eine zweite Form der Volksauffassung und Volksüberlieferung. Darin liegt ihr hoher Werth auch für die Wissenschaft: der dichtenden und bildenden Kunst aber bietet die Sage, wie ich anderwärts ausgeführt.*) die dankbarsten Stoffe: einen schon halb künstlerisch zugehauenen Rohstoff — Gestalten, welche bereits ästhetisch concipirt sind, und welche, allgemein bekannt, sofort bei ihrer Nennung dem Leser, bei ihrer typischen Andeutung dem Beschauer ein ganz bestimmtes, klares und doch beziehungsreiches Bild vor Phantasie und Augen führen.

Die Beschränkung aber, welche die einmal feststehenden Typen der Sagengestalt dem Künstler auferlegen und über welche hinaus er nicht dichten darf, wirkt gerade wohlthätig: sie hält die künstlerische Willkür ab und gewährt doch innerhalb eines weit gesteckten Rahmens vollen Raum für die künstlerische Freiheit.

Ist aber die Sagenbildung eine nothwendige Function, die Sage selbst ein nothwendiges Product der Volksseele, so folgt, daß die allgemeine bis zum Ueberdruß von allen halbgebildeten Sagensammlern (welche von Anthropologie, Völkerpsychologie und wahrer (historischer) Philosophie der Geschichte oft erstaunlich wenig sich träumen lassen) widerholte Klage von dem „Absterben der Sage" unmöglich begründet sein kann; nicht „die Sage" stirbt ab, sondern nur einzelne Sagen: ja auch ganze Gruppen von Sagen erlöschen: aber dafür entstehen neue: die Sage kann einem Volke nur dann völlig absterben, wenn es seine Sprache, sein Recht,

*) Oben S. 102 „Ueber das Tragische in der germanischen Mythologie"; S. 136 über „Wodan und Donar".

Digitized by Google

seine Sitte gleichfalls verliert, d. h. wenn es eben aufhört, ein Volk zu sein.

Richtig ist nur so viel: daß in der Vorcultur, in welcher noch Religion und Dichtung unausgeschieden die Media für fast alle Lebenserscheinungen abgeben, in welcher noch die kritische Reflexion sehr schwach und die phantasievolle sinnliche Auffassung sehr stark ist, die Mythenbildung viel reichlicher produciren wird, als dies in unseren Tagen möglich ist.

Aber erloschen ist die Sagenbildung auch heut in unserem Volke keineswegs: die Sage ergreift nur neue Sachen oder Personen als Gegenstand, welche eben die Gegenwart, mächtiger beschäftigen, als Dinge, welche, wie z. B. der Schwedenkrieg oder die Erfindung des Schießpulvers, dermalen vergessen oder altvertraut geworden sind.

Die alten Typen aber der einem Volk eigenthümlichen Sagenbildung kehren dabei immer wieder: und das ist der merkwürdige Beweis dafür, wie so tief aus dem Grund der Volksseele heraus diese Formen geschöpft sind.

Vor unsern Augen haben sich in Bayern und Deutsch-Oesterreich zwei neue Sagen gebildet, die sich an einen höchst modernen Mann und eine höchst moderne Erfindung knüpfen: die Bismarck-Sage und die Eisenbahn-Sage: und zwar reicht der dabei angewendete Mythus bis zu Odhin nach Walhalla hinauf.

Odhin hat ein Interesse daran, daß große Kriege geführt, blutige Schlachten geschlagen werden: denn nur die Selen der Männer, welche den „Bluttod" gestorben, gehen als Einheriar ein in seinen Sal, und verstärken sein Her für den dereinstigen letzten Kampf mit den Riesen. Des-

Digitized by Google

halb leiht er seinen Lieblingen Zauberwaffen, mit welchen sie Sieg auf Sieg erfechten, bis sie endlich im Kampfe fallen und Odhin ihre Selen gewinnt: das ist die Grundlage der im christlichen Mittelalter weit verbreiteten Sage der Bündnisse mit dem Teufel. Ebenso werden große Werke der Baukunst, oder Erfindungen, welche menschliches Geistesvermögen zu überschreiten scheinen, auf den Teufel zurückgeführt, der, abermals um den Preis der armen Sele, das Werk vollbringt, oder das Geheimniß der Erfindung mittheilt. Der Teufel ist hier wieder Odhin, der Erfinder der Runen, der Meister höchsten Zaubers, und aller geheimen Weisheit.

Die Eisenbahnsage nun und die Bismarcksage sind lediglich Anwendungen dieses uralten Sagentypus auf neue Dinge, Ereignisse und Menschen.

Als vor etwa zwanzig Jahren die Eisenbahn von Rosenheim nach Kufstein gebaut wurde, erschien das feuerschnaubende Dampfungethüm, das wie ein eherner ungeheurer Lindwurm mit wunderbarer Raschheit sich pfeifend und fauchend durch die Thäler wälzt, der erstaunten Phantasie des Landvolkes als eine Erscheinung, welche nicht von Menschenwitz stammen könne, sondern vom Teufel; dieser hat die Erfindung den Menschen nur gegen einen herkömmlichen Preis überlassen: bei jedem Zug steigt ein Passagier weniger aus als eingestiegen war; den letzten hat der Teufel geholt.

Die Erfolge der preußischen Waffen vom Jahre 1866 wurden von den Bauern in Bayern und Deutsch-Oesterreich ausschließlich auf das Zündnadelgewehr zurückgeführt: jener mörderischen dämonischen Waffe, welche sich von selbst ladet, wenn der Preuße „mit der Hand darauf klopft;“ dieses Gewehr

Digitized by Google

aber hat nicht der ehrenwerthe Herr Dreyse in Sömmerda erfunden, sondern der Teufel hat es „dem Bismarck" verkauft: um welchen Preis, das ist überflüssig — und es könnte am Ende gar gefährlich sein! — zu sagen.

Es ist das genau derselbe Sagentypus, wonach bei dem Aufkommen der fernher treffenden und den stärksten Schild und Harnisch zerschmetternden Feuerwaffe die Erfindung des Schießpulvers auf den Teufel zurückgeführt wurde, der das Geheimniß dem Berthold Schwarz verkauft habe.

Zu Grund aber liegt dem allen die Verleihung des sieghaften Speres durch Odhin an seine erkorenen Helden.

Selbstverständlicherweise erscheint nun in der Sagenbildung nicht nur die Volksart, sondern innerhalb derselben auch die Stammesart: und die wichtigste, wissenschaftlich werthvollste Eintheilung der Sagen ist die nach Stämmen, wobei, sofern es durchführbar, etwa noch kleinere landschaftliche Gruppen nach Thälern ꝛc. zu, unterscheiden sind.

Daraus folgt, daß wir das System der vor uns liegenden Sagensammlung nicht gutheißen können: ein „Sagenbuch der bayerischen Lande" kann in Wahrheit so wenig geschrieben werden wie eine „Grammatik der bayerischen Lande."

Da in dem dermaligen Königreich Bayern außer dem bajuvarischen Stamm der alamannische (im weitern Sinn; genauer der schwäbisch-alamannische), der thüringische (sogenannte „fränkische") und der rhein-fränkische (in der Pfalz) vertreten sind, so müßte, wenn denn ein „Sagenbuch der bayerischen Lande" geschrieben werden sollte, die Eintheilung wenigstens die stammthümliche sein: die Gründe, welche der Sammler in der Vorrede gegen diese Anforderung vorbringt,

Digitized by Google

sind nicht überzeugend; was hätte es denn für Uebelstände, wenn hiernach der ganze erste Band nur bajuvarische, ein zweiter die fränkisch-thüringischen, der dritte die schwäbischen und rheinfränkischen Sagen zusammengestellt hätte?

Die Wahrheit aber ist, daß man solche Sammlungen überhaupt nicht nach den politischen Grenzen eines States, sondern nur nach stammthümlichen anlegen soll: sonst muß z. B. eine nothwendig hereinzuziehende, weil echt bajuvarische, Sage ausgeschlossen bleiben, weil sie etwa zu Kufstein spielt, und weil dortselbst dermalen die Grenzpfähle nicht weiß-blau, sondern schwarz-gelb angestrichen sind!

Anderseits fehlt es an jedem inneren Zusammenhang zwischen z. B. den Sagen von Speier und denen von Lindau oder von Würzburg: und der Umstand, daß jene drei Städte seit Anfang des Jahrhunderts zu dem Königreich Bayern gehören, begründet doch keine Zusammenfassung für die Wissenschaft.

Ein zweiter Fehler in der Anlage des Werkes besteht darin, daß der Sammler auch die „Dichter" als Quellen der Sagen anführt, und Balladen oder andere Gedichte, welche Sagen als Stoffe künstlerisch (oder auch manchmal sehr unkünstlerisch) behandeln, ohne weiteres neben die echten Volkssagen stellt.

Das ist doch, als ob man Schiller's Wilhelm Tell als „Quelle" für die Tellsage abdrucken wollte.

Was haben diese Gedichte, gute und schlechte, mit der Sagenforschung zu schaffen?

Man wende nicht ein, daß Ueberflüssiges nichts schade; es schadet allerdings; denn alle Leser die keine „Methode" haben — und deren ist doch weitaus die größte Zahl —

Digitized by Google

werden durch diese Nebeneinanderstellung verleitet, wirklich im guten Glauben auch diese Gedichte mit ihren modernen Veränderungen an dem Sagenstoff für „Sagen" anzusehen, und das reine Bild der echten Sage wird getrübt und verfälscht.

Solche Gedichte gehören etwa in eine Mustersammlung: aber freilich würde ihre Zusammenstellung in einer solchen den Mangel des künstlerischen Werthes, d. h. der Form, bei den meisten verrathen. Ein schlechtes Gedicht wird aber wahrlich dadurch nicht besser, daß es eine schöne Sage entstellend verarbeitet.

Wir rathen also dringend bei einer neuen Ausgabe die sämmtlichen Gedichte fortzulassen; das Werk wird dadurch um ein Drittel kürzer und um mehr denn ein Drittel besser.

Im übrigen können wir der reichen, mit Liebe und Sorgfalt gearbeiteten Sammlung nur recht starke Verbreitung wünschen; sie ist zwar keineswegs erschöpfend, die Sprache dürfte einfacher sein und sich conventioneller Stilisirung sorgfältiger enthalten: immerhin aber bleibt des Vortrefflichen, das hier geboten wird, viel.

Digitized by Google

Die „Argovia“ von 1866 und der Fund von Lunkhofen.

(1867).

Der um deutsche Sagen- und Sittenforschung hochverdiente Professor Ludwig Rochholz in Arau, dessen alamannisches „Kinderspiel und Lied“, „Naturmythen“, „Sagen aus dem Argau“ und „Gebildbrot“ in erster Reihe mit genannt werden müssen, wo es sich um Aufzählung handelt der durch die Brüder Grimm angeregten und angeführten Schatzhebungen in den Gold- und Eisenschachten germanischer Vergangenheit, hat auf einem neuen Felde der Alterthumsforschung eine werthvolle Errungenschaft eingebracht.

In der von ihm in Gemeinschaft mit K. Schröter, Stadtpfarrer in Rheinfelden, herausgegebenen Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Argau,*) „Argovia“, veröffentlicht derselbe eine über sieben Bogen starke Abhandlung über die von ihm aufgedeckten Waldgräber zu Unter-Lunkhofen, einen der merkwürdigsten und lehrreichsten Grabfunde der letzten Jahrzehnte. Wir können für alle

*) Fünfter Band 1866, Arau, Sauerländer 1867.

Digitized by Google

ähnlichen Untersuchungen sowohl die Umsicht und Vorsicht in der Hebung und Constatirung der objectiven Thatsachen als die Einsicht und Tiefsicht in der subjectiven Erklärung und den Folgerungen aus dem Gegebenen nur mustergültig nennen.

Der Bericht schildert (nach kurzer Angabe der Lage der beiden Nachbardörfer Ober- und Unterlunkhofen — im Bezirk Bremgarten im obern Freienamt am rechten Ufer der Reuß — und der urkundlichen Namengeschichte: Lun-chuft, a. 840 Urkunde Lothar's I.: Luninc-Hoom, d. h. zu den Hofstätten der Luninge, Abkömmlinge des Luno; der Name Löhning, Luning ist, füge ich hinzu, noch heute lebendig) die Lage und Abdeckung des großen Heidenhügels im Juli 1865 und alle darin gefundenen Gegenstände mit kurzer Bezeichnung, die Localsagen über diese Heidengräber, und erörtert dann die einzelnen Kategorien der Fundsachen mit tiefgründiger, stets aus dem Vollen schöpfender Beherrschung unserer gesammten Alterthumskunde: wir heben hervor Grabstreu und Brenndorn, d. h. symbolische geweihte Pflanzen als Grabmitgabe im Brenn-Alter, zur Zeit der Leichenverbrennung, die Kieselsteine als Grabmitgaben zur Zeit des Steinalters, die Prüfung der Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierung, die Eberhauer und Schneckenhäuser, Hasel- und Buchnüsse, die Ringmünzen, die chemische Analyse der Bronze- und Eisensachen, endlich die Untersuchung der menschlichen Skelette und Schädel. Das Prachtstück des Gefundenen aber ist ein sehr schönes Frauengewand mit Fürgespänge und Bronzegürtel, und das Prachtstück der Darstellung der Abschnitt: Zeitalter und Race der hier Bestatteten, erwogen nach der Landessage von den Erd- und Wassermännern des Zwergenvolks.

Digitized by Google

Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich hierbei, daß der Verfasser, einer der kundigsten Pfadfinder in dem Urwalde der Vorzeit, in einer ganzen Reihe von Fragen genau zu den nämlichen Ergebnissen, wenn auch auf andern Wegen, gelangt, welche ich bei Besprechung der Pallmann'schen Pfahlbautentheorie oben S. 336 aufgestellt habe: Annahme finnischer Abstammung der Errichter der ältesten Pfahlbauten, allmälige Verschmelzung der Finnen mit späteren an Anlage und Cultur überlegenen Nachwanderern, daher Erklärung der schichtenweise übereinander gelagerten Producte verschiedener Völker- und Bildungsstufen, sowie der Verschmelzung derselben zu zusammengesetzten gemischten Erscheinungen.

So ergeben sich auch dem Verfasser bei Erklärung der Abkunft der Lunkhofner Grabhügel folgende Sätze: die (finnische) Urrace der Pfahlbauer hat den großen Heidenhügel angelegt (Erweis: die darin gefundenen Steinkugeln, Steinteller), das Geschlecht der Bronzezeit hat den Bau desselben fortgesetzt (Erweis: außer dem Typus der Schädel und Skelette die Ringmünzen mit ihrer zink- und bleifreien Bronze), und die Eisenzeit hat den Hügel geschlossen (Erweis: eine neben den Stein- und Bronzesachen gefundene Radschiene.*)

Mindestens ebenso interessant wie diese Ergebnisse ist nun aber die Methode, mit welcher sie gesucht und gefunden worden: nämlich mittelst des ethnographischen Inhalts der Sage. Der in Erforschung der Pfahlbauten unermüdliche Professor Desor hatte dem Verfasser hierzu besondere An-

*) Allerdings unterscheidet man heutzutage (1879) richtiger nur Steinzeit und Metallzeit.

Digitized by Google

regung gegeben. Derselbe schrieb nämlich, nachdem sich unter den Pfählen von La Tène im Neuenburger See und bei Châtillon im See von Bourget abermals spät-keltische und römische Sachen (ja eine Münze des Claudius) gefunden, in einem Briefe nach Arau: „Da nun hierdurch diese Pfahlbauten in ihren letzten Stadien uns viel näher gerückt erscheinen, so habe ich mich gefragt, ob sich denn in den Sagen und Ueberlieferungen nicht irgend ein Nachklang finden ließe, den man auf diese früheren Wohnsitze auf dem Wasser zurückführen könnte? Darüber Bescheid zu geben, ist gewiß der Herausgeber der argauischen Sagen im Stande."

Dieser Anfrage entspricht nun Rochholz in der vorliegenden Abhandlung in erschöpfendster Weise: er weist nach, wie in den Zwergensagen überall einer im Verschwinden, im Zurückweichen vor größern und culturüberlegenen Sidlern begriffenen Race gedacht wird, welche sich statt metallenen nur steinernen Geräthes bedient, von schmächtigem Gliedbau und scheuem Wesen und beharter, dunkel schmutziger Hautfarbe, unter der Erde in Löchern und Höhlen, sehr häufig aber auch im Wasser wohnt, von wannen ihre Mädchen, kenntlich durch den feuchten Saum ihres Gewandes, sich manchmal zu dem Tanze der Menschen unter der Dorflinde stehlen; manchmal aber werden auch die Menschen, Erwachsene und Kinder, von den Bewohnern der Fluth entführt oder hinabgelockt.

Man muß die belehrende und anregende Ausführung bei dem Verfasser selbst nachlesen. Wenn wir auch keineswegs allen Schlußfolgerungen desselben beipflichten, und ihn nicht in alle Wandlungen des von ihm auf Grund der abweichenden Sagen angenommenen schwankenden Verhältnisses

Digitized by Google

der Anziehung und Abstoßung zwischen den beiden Racen mit unserer Zustimmung begleiten können, — fest steht sein Verdienst: aus der Sage die Erinnerung an ein schwächeres, erlöschendes, in Höhlen und feuchten Zufluchtstätten fidelndes Geschlecht nachgewiesen zu haben.

Jedoch ist, Mißdeutungen vorzubeugen, eine Schlußbemerkung beizufügen: die Sache ist nicht so gemeint, als ob die Germanen in Deutschland und der Schweiz noch finnische Pfahlsidelungen angetroffen hätten: davon kann keine Rede sein, da die ganze Keltenzeit dazwischen liegt. Jene Traditionen gehen vielmehr einmal in der keltischen Sage um. In der germanischen Ueberlieferung können sie nur bei jenen Stämmen auf Berührungen an Ort und Stelle mit den Finnen beruhen, welche eben an Ort und Stelle noch auf finnische Nachbarn trafen: das war bei den Nordgermanen in Skandinavien der Fall, bei welchen denn auch die Zwergensage ganz unverkennbar auf die „Sumpfleute", d. h. Finnen, hinweist. Bei den Südgermanen, z. B. den Alamannen in der Schweiz, kann man nicht annehmen, daß erst an Ort und Stelle, also z. B. wegen der Pfahlbauten in den Schweizer Seen, jene Traditionen entstanden seien. Es hat aber, auch abgesehen von Entlehnung der Sage von Kelten oder andern Germanenstämmen, wohl fast jeder Germanenstamm auf der langen Einwanderung von Asien her Gelegenheit zu Berührung mit weichenden Menschen der Steinzeit gehabt, und alsdann die an weit gelegenen Orten entstandenen Sagen in ganz andern Gegenden, oft mit genauer Anpassung an die vorgefundene Oertlichkeit, localisirt und eingebürgert.

Digitized by Google

Westgothische Inschriften.*)

„Und ob die Menschen von mir schweigen wollten, so werden stumme Steine von mir zeugen." So mag auch die geschichtliche Wahrheit von sich sagen. Und manches Wichtige haben sie uns schon gemeldet, diese wortkargen Boten aus Tagen, von denen nur sie noch wissen. Von zersprungenen Säulen, von geborstenen Pyramidenflächen, von den Siegeszeichen und Sonnenuhren semitischer und arischer Könige, von den Meilenzeigern römischer Legionenstraßen, von den Dank- und Trauertafeln der Geretteten und der Verwitweten, von den Runen germanischer Trinkhörner lesen wir den Stolz und Jubel, die Klage und die Mahnung grauer Vorzeit ab. Ein Alpenkiesel, aufgelesen nahe Juvavia, erzählt uns, wie der römische Centurio, „heil zurückgekehrt aus dem Düster cheruskischer Waldschlacht", dem Mars Redux und dem Genius von Bedaium den Votivstein geweiht: und auf schottischem Feldspath steht es eingeritzt und heute noch zu lesen, daß dem Duumvir Manlius „die treueste der Gattinnen" aus heißem Syrerlande nach-

*) Inscriptiones Hispaniae Christianae ed. Aemilius Hübner, Berolini apud G. Reimerum 1871. pp. 120.

Digitized by Google

gefolgt bis an den nebelumsponnenen Picten-Wall, wo sie der rauhe Bergwind tödtete. Und, wen solches mehr erfreut, der mag Regierungsjahre der Könige und Amtsantritt curulischer Magistrate und den Tag so mancher heißen Schlacht von mürben Steinen herunter richtig lesen, Jahrtausende alte Irrthümer und Fälschungen der Gelehrten aufdeckend.

Es ist eigen. Da liegt seit zwölf Jahrhunderten in ein verfallenes Bethaus eingemauert ein halb zerbröckelter Stein. Als er eingefügt worden, einst aufrecht stehend und fein geglättet, da waren aus dem festen Toledo in langem Feierzug seltsam gemischte Leute ausgezogen: ein par Reiter voran auf andalusischen Rappen, Wolfsfelle um die Schultern, Lederriemen um die nackten Knie, zwei lange Lanzen über die Schultern gelegt, dichtes, gelbes Har unter dem Helm auf die Stirn empor quellend und stahlblaue Augen — es sind gothische Sajonen: sie reiten, den Weg erspähend, voran; denn die Sicherheit ist nicht groß im Lande: erst bei der letzten Weinlese haben fränkische Räuber, gelandet auf raschen Schiffen, im Bunde mit empörten Palatinen einen Streifzug bis an die Thore von Toledo gewagt. — Darauf folgen in weißen Linnen-Tuniken, brennende Lichter tragend, in langem Zug, parweis, Knaben von acht bis vierzehn Jahren: sie sind „Gott geweiht" durch Gelübde der Eltern, vielleicht schon ehe sie das Sonnenlicht gesehen, und werden in der „schola", dem Priesterseminar zu Agalia, der Vorstadt zu Toledo, erzogen: es sind romanische Gesichter: doch auch ein Gothenknabe ist dabei: er schwingt lässig das Rauchfaß in der linken Hand und späht neidisch zu den gothischen Reitern auf und ihren ragenden Lanzen.

Digitized by Google

Folgt, Pſalmen ſingend, eine Schar Gott geweihter, frommer Jungfrauen und Witwen: ſie müſſen dunkle Oberkleider tragen — ſo hat's das letzte Concil von Sevilla bei Peitſchenſtrafe und Infamie verlangt — und wehe der Witwe, welche mit ſchwarzem Mantel ein rothes Unterkleid birgt. Der König muß ſie ſtrafen, zeigt ſie der Biſchof an.

Und unheimlich fromm ſieht er aus, der „Metropolitanus" — Erzbiſchof durften ſie ſich wegen Eiferſucht ihrer Brüder im Amt nicht nennen —, unheimlich fromm und herrſchſüchtig: der ungeheure Troß von Prieſtern und Mönchen aller Farben, der ihn umwogt, blickt, ſcheu und jedes Winkes gewärtig, zu ihm auf: er hat ſie gebrochen, dieſe Geiſter: ſchwere Strafe bis zu lebenslänglicher Einſperrung in einem fernen Kloſter mit Faſten ſteht darauf, wenn einer von ihnen den weltlichen Richter zum Schutz anruft wider einen Biſchof. Er trägt das Pallium: Rom hat es ihm geſendet.

Nach den Prieſtern, die den Biſchof umfluthen, ein kleiner Abſtand. — Es ſoll deutlich werden, daß die Kirche und die Geiſtlichen einen unausfüllbaren Vorſprung haben auch vor den Erſten der Laien, vor dem König und dem State ſelbſt.

Denn nun folgen, je vier und vier, die ſtolzen Palatinen, die „Säulen und Beſchirmer", in Wahrheit die Unterwühler und Anfeinder des Thrones. Romanen und Gothen bunt durch einander, aber letztere nur durch Har- und Haut- und Augenfarbe kenntlich und den hohen Wuchs: denn in der Tracht haben ſie's längſt den Römern nachgemacht, wie freilich auch dieſe hier und da ein Stück Barbarenthum, z. B. die Lederumſchnürung der Füße, das Tragen des

Digitized by Google

Wurfsperes ſtatt des Stabes, manchmal auch Sturmhut oder Pelzumwurf, angenommen. Aber welch bunt gemiſchte Geſellſchaft! Da ſchreiten Häupter der altſpaniſch-römiſchen „ſenatoriſchen Geſchlechter", die ihren Stammbaum — man zeigt die Büſten noch im Atrium — bis auf Theodoſius den Großen, den „Imperator aus Iberien" oder, falls ſie ſich heimiſchen Urſprungs rühmen, gar bis auf Viriathus zurückführen. (Kritik gab es nicht dazumal und der freigelaſſene Dichter log gern für den Patron, was dieſen freute: oder auch der freigeborene für eine Einladung auf die Säulen-Villa bei Hispalis). Oft edle, ſcharf geſchnittene Römerköpfe, kurz geſchoren, ohne Bart — nur der Ephebe trägt den Reiz des ſproſſenden Bartes zur Schau: ſo ſchreiten ſie würdevoll die alte Legionenſtraße dahin, an deren Seiten ſie immer noch zerfallene Gräber ihrer Ahnen grüßen, als wären ſie ſtets noch die Herren im Lande, voll paſſiven Stolzes und Ingrimmes gegen die Barbaren, denen ſie auch immer noch die „patriciſchen Jungfrauen" nicht zur Ehe gönnen wollen. So wandeln ſie dahin, mit Stäben, von Elfenbein geſchnitzt, barhäuptig, in der Tunika, das kurze Römerſchwert am Bronzegurt mit antiker Schnalle, die Abzeichen ihrer palatiniſchen Würden tragend, welche der Gothenkönig den Byzantinern nachgeäfft: ein comes patrimonii, ein Vorſtand des königlichen Silbergeſchirres u. a. Daneben aber ſchreiten, blondbärtig, hoch, mit dem herausfordernden Gang und Blick des Uebermuthes, die Herzoge und Grafen, die Gardinge gothiſchen Geblüts, meiſt den Helm auf dem Haupte, das breite Jagdmeſſer an langer Stahlkette, den Sper ſtatt des Stabes in der Fauſt; manche ſind auch beritten, ohne Sattel, aber mit breiten

Digitized by Google

ſchaufelförmigen Steigbügeln, einen großen Sporn an die rechte Ferſe geſchnürt, Mähnen und Schweife der edlen Roſſe mit buntem Gebänd, mit Quaſten, mit goldgewirkten Schnüren durchflochten und geſchmückt — zum Abſcheu der Romanen vor ſolch barbariſchem Gepräng. Die Gothen lachen oft ungefüg und ſprechen laut unter einander: zwar gothiſch noch, aber mit maſſenhafter Untermiſchung von Wörtern, welche noch nicht ſpaniſch ſind und doch nicht römiſch — eben das Volkslatein Hispaniens!

Wenn ſie fluchen — und das geſchieht oft — geht gothiſch und chriſtlich und noch altrömiſch Schelten durch einander. Oft machen ſie Halt und winken laut rufend aus dem großen Troß von Knechten, Freigelaſſenen, Clienten aller Art, die im Staub der granitnen Straße hinter ihnen keuchen, den Mundſchenk, der in römiſcher Amphora den beliebten Wein von Septimanien dem Herrn nachtragen muß: denn es iſt heiß geworden und ſtaubig und des gothiſchen Herzogs Durſt iſt groß; verächtlich ſieht's der nüchterne Romane neben ihm mit an und macht Abends, in die Kühle ſeines Marmorhauſes heimgekehrt — des letzten, das ihm blieb: zwei andere mußte der Vorfahr dem gothiſchen „Gaſtfreund" abtreten — gallkranke Spottverſe über den „weiten Schlund des Geten oder Scythen, der ſtets nach getrunkenem, ja nach künftigem Weine riecht", aber mit einer Syntax und einer Naivität der Nicht-Declination, die ſchimpflicher iſt, als der Naturfehler des germaniſchen Durſtes.

Doch möcht' ich ihnen auch nicht trauen, dieſen lachenden, lärmenden, trinkenden gothiſchen Helden. Sie ſind

Digitized by Google

nicht nur höchſt jähzornig und reizbar: und dann fließt Blut in Strömen in raſchem Todtſchlag — ſie ſind auch falſch wie das Meer und verſchlagen wie der Fuchs. Mehr als Einen König vielleicht ſchon, der nicht ihm gefügig war, ſondern der Gegenpartei, der nicht ihm reichlich genug das confiscirte Gut der niedergeworfenen Adelsfaction geſpendet, hat dieſer fröhlich zechende Herzog in der Stille der Mitternacht im verhangenen Schlafgemach des Königshauſes zu Toledo überfallen, nachdem er bis zum Abend mit ihm getafelt: und es geht noch gut ab, wenn der Ueberraſchte nur die Krone und die Haare und nicht den Kopf dazu verliert: eigenhändig hat ihm ſein getreuer Garding die langen Königslocken abgeſchoren und er lebt fortan, ein weltvergeſſener Mönch, in einem Kloſter der Nevada.

An die bunte Menge des Gefolges der Palatinen ſchließt ſich eine Schar gothiſcher Hermänner, hundert an der Zahl, der Centenar worauf, ungleich gekleidet, aber ziemlich gleichmäßig bewaffnet.

Dann ein hoher, wichtiger Beamter, der Stadtgraf von Toledo, dem die Königsſtadt anvertraut, ein edler Gothe, mit zwölf Sajonen.

Er ſchreitet unmittelbar, den Schild am linken Arm, vor dem König, den rechts und links zwei Prieſter, aus langen Rollen laut Gebete leſend, flankiren.

Vom König iſt nicht viel zu ſagen. Ein ſchmächtiger, blaſſer Knabe, kaum ein Jüngling. Man ſieht ihn kaum in dem langen goldſeidnen weibiſchen Gewande, das ihn vom Kinn bis an die Knöchel bedeckt: in der Rechten trägt er ein geweihtes Kreuz. Er führt keine Waffe — der Waffenträger trägt ihm ein Prunkſchwert nach —: aber,

Digitized by Google

wenn er klug ist, trägt er Harnisch unter der Seide. Sein Schritt ist matt, sein Blick desgleichen. Er gleicht einem jungen Mönch mehr als einem jungen Helden. Er denkt, wann wohl an ihn die Reihe des Ermordetwerdens kommt? Um diesen Tag möglichst hinauszuschieben, hat er der heiligen Eulalia kostbare Weihgeschenke gelobt: und diese werden nun von den reich gekleideten Knechten des Palatiums auf silbernen Schüsseln zur Schau getragen: goldne Kronen mit goldnen Ketten, die in der Kirche, ähnlich unseren Kronleuchtern, aufgehängt werden sollen, dann Gürtel, mit Edelsteinen besetzt, für das Skelett jener heiligen Jungfrau, eine lebensgroße Taube mit Perlen statt der Augen, dann Altargeräth und Lampen — alles schlechter byzantinischer Styl mit barbarischer Technik. Hundert weitere Hermänner vermögen kaum mit ihren langen Speren dem Andringen und Nachdrängen des zahlreichen Volks zu wehren, welches sich nicht satt sehen kann an der Pracht der Weihgeschenke und sie in der Nähe beschauen und betasten will: es ist meist geringeres Volk: fast nur Romanen, darunter viele Weiber; sie rühmen laut mit südlichem Pathos der Worte den Werth der Gaben und die Frömmigkeit des Königs. Die ferner Wandelnden plappern Gebete oder singen in monotoner, aber nicht unschöner, eigenthümlich rührender Weichheit: drei, vier Cadenzen, die stets wiederkehren. Endlich ist das kleine Bethaus (Oratorium), zwei Leguas westlich von Toledo, erreicht: seine Thüren schließen sich hinter dem König, dem Bischof und den Vornehmsten des Palastes. Das Volk harrt draußen: nach einer Stunde etwa kehrt der Zug zurück, nur ohne die Weihgaben, und zehn Sajonen halten vor der Kirche und ihren neuen

Digitized by Google

Schätzen Wacht. Darüber aber blaut der tiefe Himmel Spaniens und die Oliven am Wege wiegen wie heut' die ſilbergrauen Blätter hin und her.

Im Bethaus war ein Stein eingefügt worden, daß: „unſer ruhmwürdigſter Herr König Flavius Tulga im zweiten Jahre ſeiner Regierung zum Heile ſeiner Sele der heiligen Martyrin Eulalia von Cordoba . . ."

Aber mehr erfahren wir nicht von dem alten Stein.

Ein par Menſchenalter lang hatte er aufrecht geſtanden in dem kühlen, dunkelnden Bethaus: manchen pſallirenden Zug hatte er ſeither mit angeſehen, gleich dem erſten, der ihn eingefügt; der Rauch der Myrrhen und der Kerzen hatte ihn etwas verfärbt; auch Blut hatte ihn einmal, bald nach der Gründung, beſprengt: ein Palatin, der Herzog, der bei der Schenkungs-Proceſſion ſo tapfer gezecht, war von Toledo wegen Hochverraths entflohen —: aber ſchon bei dem Bethaus holen ihn die Lanzenreiter ein des neuen gewaltigen Königs Kindaſvinth —: er gewinnt noch das Bethaus, er umklammert den Altar: einer der Reiter — es iſt der Graf von Toledo — ſpringt vom Pferde und eilt ihm mit dem Spere nach. — „Ayſl!" ruft der Flüchtling. „Vargs!" „Aechter" antwortet der Graf und bohrt ihm die Lanze in den Hals.

Daher der Blutstropfe auf dem Stein.

Seither aber ſah der Stein nur friedliche Tage faſt ein halbes Jahrhundert. Er ward ſchläfrig. Da eines Tages hallte der Hufſchlag fremder, leichter Roſſe dröhnend vom Weſten her: brauſende, fliegende Reiter, den Turban auf dem kahlen Kopf, im flatternden Burnus; ſie ſpringen ab, ſie dringen in die kleine Kirche — es ſind die Mauren

Digitized by Google

Tarek's, die Sieger von Xerez, wo König Roderich verscholl. Sie suchen — ein Jude führt sie — nach den Weiheschätzen, die hier ruhen sollen; aber die sind bereits versenkt in einen tiefen Brunnen des nächsten Gehöftes: umsonst reißen die Plünderer mit Beilen die Stein-Platten des Altares auf: sie finden nur — heilige Knochen! Im Unmuth zerstören sie, was noch zerstörbar ist, und als der Jude — (der einzige, der lesen kann —) auf die Inschrift blickt — seine Eltern hatte König Erwich in Cordoba zu Tode prügeln lassen, weil sie nach der aufgezwungenen Taufe noch einmal geheim das Laubhüttenfest gefeiert — und ihre christlichen Symbole erschaut —, Kreuz und Taube —, schlägt er mit dem Beil auf den Stein, daß er schmetternd zerspringt . . . —

Solche Geschichten und noch viel schönere stehen auf alten, zerschlagenen Steinen. Man muß sie nur herabzulesen wissen. —

Aber nunmehr, ohne Phantasie, zu Collega Hübner's werthvollem Buch. Der Verfasser hat bei seinen Sammlungen für die lateinischen Inschriften der heidnisch-römischen Zeit in Spanien, welche er im zweiten Band des Corpus inscript. latinar. der Berliner Akademie herausgegeben, verdienstlicher Weise sein Augenmerk auch auf die Inschriften der späteren, der christlichen, westgothischen Zeit gerichtet, welche bisher nie vollständig, vielmehr zerstreut in verschiedenen einzelnen Abhandlungen und Gesammtwerken, ohne Kritik, namentlich ohne Nachweis der zahlreichen Fälschungen, veröffentlicht waren. Er hatte die Güte, mir sein reiches handschriftliches Material und die Abklatsche schon im Jahre 1866 zu Berlin zur Verfügung zu stellen, und ich habe in der Dar-

Digitized by Google

ſtellung der politiſchen und der Verfaſſungsgeſchichte der Weſtgothen (in der V. und VI. Abtheilung meiner „Könige“) dieſe wichtigen Quellen mit Dank und, wie ich hoffe, auch nicht ohne Erfolg vielfach verwerthet. Im vorigen Jahre iſt nun die Sammlung erſchienen, welche zuerſt die älteren öffentlichen und privaten Inſchriften von Luſitania, Baetica, Tarraconenſis, Aſturia und Gallaecia, dann die jüngeren, zuletzt die falſchen und verdächtigen mittheilt — eine höchſt dankenswerthe Ergänzung des großen akademiſchen Inſchriftenwerkes, woraus ich an anderen Orten in anderer Form ſchöpfen werde. Hier wollte ich es nur einem größeren Leſerkreiſe empfehlen und zugleich einmal an einem günſtigen Beiſpiele zeigen, wie ſolche Werke gleichmäßig die Phantaſie des Dichters und die Forſchung des Gelehrten anregen und tragen.

Digitized by Google

Bedaium.

(Seebruck am Chiemsee).

Wohl wenige meiner Leser würden mit Benutzung obigen keltischen Namens die par entlegenen Häuser an einem verlornen Winkel des „bayerischen Meres“ auffinden, in deren Mitte ich, alter Gewohnheit folgend, die Landschaft, die wenig verwandelte Natur, mit der wechselnden Staffage menschlicher Geschichte zu bevölkern liebe.

Heutzutage ist Bedaium ein verschollner Klang, der in verlorner Bedeutung fremdartig aus grauer Vergessenheit an unser Ohr schlägt.

Vor zweitausend Jahren war das anders.

Da zogen römische Legionen mit leuchtenden Waffen durch diese dunkeln Fichtenwälder auf der breiten stattlichen Straße, welche römische Kunst, römische Macht und römischer Muth von dem volkreichen Juvavium her durch Sumpf und Röhricht, durch Berg und Fels nach der blühenden Augusta Vindelicorum gebahnt hatten.

Wenn sie da aus den östlichen Gebirgen in die Ebene niederstiegen, hielten sie wohl gerne hier kurze Rast: hier, wo des Legaten Sorgfalt, die strategische Bedeutung des Ortes des wohl erkennend, an dem breiten Ausfluß des mächtigen Sees ein kleines Castell angelegt hatte, den Uebergang über den

Digitized by Google

Alz-Fluß zu decken. Auf dem steilen Hügel zu Ising, wo heute die Glocke des Kirchleins die Leute von den Einödhöfen in den grünen Halden der Umgegend zur sonntäglichen Feier lockt, da ragte der runde, zinnengekrönte Wartthurm: da schritt der Centurio mit Schild und Sper und warf träumende Blicke über das große, von fernen Bergen umgürtete Wasserbecken, das ihn in Größe, Gestalt und Lage der schönen heimischen Seen gemahnte, in Gallia transpadana, des Lacus Benacus, des Lacus Verbanus, oder des larischen Sees. Aber freilich in allem andern: quantum diversus ab illis! Statt der marmorglänzenden Villen, der Gärten, gefüllt mit den Blumen dreier Erdtheile, der behaglichen Thermen, hier feuchte, von ewigem Nebel umflorte Waldschluchten, ganze Tagewerke von Schilf in den grundlosen Sümpfen, in nächster Nähe das Bellen des hungrigen Wolfs und in den traurigen Holzhütten finsterblickende, in schweigenden Haß versunkene Menschen. Dann gedachte er wohl besorgt der Commilitonen, welche erst kürzlich von Juvavia hier durchgezogen waren, den hartbedrängten Cohorten zum Entsatz, die nur mit Mühe noch die morschen Wälle der Vindelikerstadt gegen die Axtschläge der Alamannen vertheidigten. Und er dankte dem localen Schutzgott von Bedaium, welcher ihn erst kürzlich auf einem Reisemarsch quer durch die Wälder Germaniens vor allen Fährlichkeiten beschirmt und unversehrt hierher zurückgeführt hatte. Und er sagte sich in seinem Herzen: „die großen Götter, Jupiter und Juno, thronen, fern von hier, im goldnen Capitol zu Rom: sie kümmern sich wohl wenig um diese naßkalten Wälder — ich wenigstens thät' es nicht an ihrer Stelle — und ein unscheinbarer Centurio, wie ich, ist ihnen

Digitized by Google

wohl ziemlich gleichgültig. Was kann ihnen mein kärglich Opfer sein, die an die Hekatomben triumphirender Imperatoren gewöhnt sind! Aber dieser kleine unansehnliche Localgott von Bedaium, der ist noch nicht verwöhnt und für den ist Spurius, der Centurio, der höchststehende Verehrer. So hat er sich das Opfer des jährigen Böckleins und die Spende Settiner Mosts gefallen lassen und mich vor fliegenden Pfeilen und stürzenden Bäumen, vor Bären und schlimmeren Markomannen bewahrt: und so wend' ich die Hälfte meines Monatlohns daran und setze ihm hier mitten in Sumpf und Urwald dankbar einen Votivstein." Gedacht, gethan. Er bestellte aus Italien einen schönen, röthlich braunen Marmorstein und ließ darauf die Inschrift setzen: „dem Genius von Bedaium weiht diesen Votivstein Spurius Glabrio, Centurio der XXII. Legion, dankbar für rettenden Schutz gegen die Schrecken der Schlacht und der Wälder." —

Die Wacht auf dem kleinen Wartthurm zu Bedaium hat dem großen Römerreich auf die Länge so wenig genützt, als seine andern riesenhaften Schanzen. Die Lechcolonie ist den stürmenden Alamannen erlegen; keck sprang der Chatte über den Grenzwall Hadrian's; hart fechtend mußten sich die abgerufenen Besatzungen der vorgeschobnen Posten des Pfahlgrabens und des Zehentlandes den Rückweg über die Alpen bahnen. Wir wissen nicht, ob Spurius Glabrio, den Centurio, sein Schutzgott glücklich durch die beschneiten Pässe zurückgeführt hat. Bis auf die letzte Spur ist seit mehr als einem Jahrtausend der Aufenthalt der Weltbeherrscher in diesen Gegenden verschwunden. Aber eine letzte Spur hat sich erhalten: der Votivstein des dankbaren Centurio, dessen verwitterte Inschrift uns diese Gedanken zwischen den Zeilen lesen ließ.

Digitized by Google

Ueber die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung.

Jedermann weiß, daß über die Frage, welchen Grad und welche Art von Cultur die germanischen Stämme vor der Aufnahme der römischen Civilisation bei der Niederlassung in römischen Provinzen erreicht hatten, die Ansichten sehr weit auseinander gehen.

Während eine extreme Auffassung, wie sie namentlich in französischen Darstellungen früher als herrschend angetroffen wurde und noch jetzt überwiegt, die sämmtlichen hier auftauchenden und zum Theil sehr schwierigen Fragen mit dem nichtssagenden Ausdrucke „les barbares du nord“, „sauvages“ und gleichen Phrasen abthut oder auch in ausführlichen Schilderungen jene „bandes féroces“ etwa den Insulanern der Südsee ähnlich erscheinen läßt, hat es andererseits in Deutschland und im Auslande auch nicht an Vertretern eines extremen Optimismus gefehlt, welcher die Tugenden unserer Vorfahren, zumal ihre Treuherzigkeit, ihre Unkenntniß oder Verachtung aller List nach dem Muster paradiesischer Idyllstaten, wie sie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu träumen liebte, ausmalten und dann

Digitized by Google

auch die durch ſolche primitive Tugenden erſtiegene Höhe der Culturzuſtände entſprechend überſchätzten: ſehr weit in dieſem patriotiſchen Optimismus, bis zur Verleugnung aller Grundſätze der Quellenkritik, ſchritt der Geſchichtsſchreiber Luden vor: dieſer ging von dem Grundſatze aus, alle von Römern oder Griechen herrührenden Berichte über die Germanen ſeien als Ausſagen von Feinden nur da glaubhaft, wo ſie den Germanen Günſtiges anführten, abſolut unglaubwürdig aber bei allen nachtheiligen Angaben.

Da wir nun gar keine anderen als von Griechen und Römern herrührende Berichte beſitzen, ſo ergab ſich denn das merkwürdige Reſultat, daß die Germanen nicht nur gar keine nennenswerthen Fehler hatten, daß ſie auch beinahe nie von den Römern geſchlagen worden ſind, da germaniſche Schlachtberichte nicht vorliegen und die Bulletins der Cäſaren keinen Glauben verdienen.

Aber auch abgeſehen von ſolchen Extremen wird es der vorurtheilfreien Forſchung nicht leicht, zu widerſpruchloſen Ergebniſſen zu gelangen, aus zwei Gründen: einmal weil die Quellen ſelbſt, abgeſehen von ihrer Spärlichkeit, ſich oft und ſtark widerſprechen, und zweitens, weil es ungemein ſchwierig iſt, ſich bei der Feſtſtellung des Culturgrades einer Nation und Zeit über die entſcheidenden Kriterien zu verſtändigen.

Was das Erſte, den Widerſpruch in den Quellen anlangt, ſo genügt es, daran zu erinnern, wie abweichend, wie völlig iſolirt die Würdigung der germaniſchen Nationaleigenſchaften und der aus ihnen folgenden nationalen Zuſtände bei Cornelius Tacitus den Urtheilen aller anderen römiſchen und griechiſchen Schriftſteller gegenüberſteht: man hat um dieſer

Digitized by Google

Isolirung willen der Germania des Tacitus als einem „historischen Romane", einer Utopie im Stile des Thomas Morus die Bedeutung einer Quelle völlig absprechen oder doch der „idealisirenden socialpolitischen Tendenzschrift" nur ein sehr geringes Maß von Glaubhaftigkeit zubilligen wollen.

Mit großem Unrecht.

Tacitus ist es ähnlich ergangen wie Herodot. Je genauer wir die Dinge, über welche er berichtet, aus anderen Quellen, aus Rückschlüssen von späteren Zuständen, aus Analogie der nordischen, in Sage und Geschichte erhaltenen Ueberlieferungen, endlich aus dem Gesammtergebnisse der Forschungen der historischen Schule im Gebiet der germanischen Alterthumskunde zu beurtheilen gelernt haben, desto höher steigt unser Erstaunen über die Wahrheit und Treue seiner Berichte: es fehlt nicht an Mißverständnissen, an Fehlgriffen im Einzelnen: aber im Ganzen, in der Gesammtauffassung der Nationaleigenschaften und der Zustände in Volkswirthschaft, Gesellschaft, Ethos, Recht, hat er in verehrungswürdiger Tiefe und Klarheit beobachtet, geprüft und berichtet.

Allerdings, tendentiös ist seine Darstellung: aber nicht etwa in dem Sinne, daß er wissentlich und absichtlich Falsches berichtet, Wahres und Wesentliches verschwiegen hätte: nur in dem Sinne, daß dem über die sittlichen Uebelstände der römischen Uebercultur moralisch entrüsteten, mit dem Despotismus des Imperiums nicht immer zufriedenen Aristokraten die germanischen Zustände, die Vorcultur einer hoch und edel angelegten Nation, nur im günstigsten Lichte erschienen und daß er die Vorzüge dieser einfachen und rohen, aber gesunden und kräftigen Zustände, diese zukunftverheißende herbe Knospe, dieses Uebermaß von Freiheit seiner Römer-

Digitized by Google

welt wie in einem Spiegel vorhalten wollte; seinen Römern, welche ihm fast nur in unsittlicher kranker Fäulniß, in der Uebercultur des Niederganges, in der Unfreiheit des Despotismus vor die zürnenden Augen traten.

Da geschah, es ihm denn unwillkürlich — darauf möchte ich Gewicht legen — daß er die Lichtseiten und Vorzüge des germanischen Nationalcharakters und der Vorcultur allein oder doch sehr überwiegend— denn er ist nicht blind für ihre Laster des Trunkes und des Spieles, für die Noth und Armuth ihrer Volkswirthschaft, für das Uebermaß ihrer eifersüchtigen Freiheitsliebe und die geringe Centripetalkraft und Gehorsamszucht in Stat und Heer — in den Vordergrund seiner Schilderung schiebt und das Ungünstige abschwächt, geringer anschlägt, zurückdrängt. Das Urtheil, nicht die Richtigkeit des Thatsächlichen in seinen Angaben, hat in diesen tendenziösen Färbungen und Verschiebungen am meisten gelitten: die schlimmste Schönmalerei liegt in seiner Darstellung des beneidenswerthen Zustandes der Frauen bei den Germanen seiner Zeit und in der Verkennung der Verfassung, welche er zu demokratisch denkt; sie war aber eher eine Aristokratie des Grundbesitzes, der adeligen und der nicht adeligen durch größeren Landbesitz und unfreie und halbfreie Hintersassen in Gemeinde und Gau mächtigen Geschlechter.

Auch in viel späterer Zeit, im fünften Jahrhundert, finden sich sehr widersprechende Quellenangaben über die Tugenden und Laster einzelner germanischer Völker; auch hier mischen sich tendenziöse Färbungen ein: es ist die Zeit der Verbreitung des Christenthums unter einer Anzahl dieser Völker. Da waltet nun bald die Tendenz, die zu Bekehrenden

Digitized by Google

in tief unsittlichem Zustande befangen darzustellen, um zu zeigen, wie das Christenthum auch die moralische Wiedergeburt gebracht habe: es müssen ferner diejenigen, welche bei dem Glauben ihrer Väter beharren wollen, und gegen die christlich Gesinnten (welche zugleich die römische Herrschaft in's Land ziehen wollen) das alte Volksrecht anrufen und die christliche Propaganda (die sehr gewaltthätig mit Zerstörung der nationalen Heiligthümer durch römische Waffen auftritt) mit Gewalt abwehren, mit allen Lastern des Barbarenthums befleckt geschildert*) werden, im Gegensatze zu den Angehörigen des gleichen Stammes, welche sich sofort mit der Annahme der Taufe als Spiegel aller christlichen Tugenden darstellen oder auch schon vorher als Ausnahmen von der Regel dieses Volkes gepriesen werden. Ferner müssen jene Heiden, welche so unglücklich sind, das Christenthum nicht in dem richtigen Bekenntnisse, sondern etwa als Arianer, anzunehmen, als nach wie vor gleich unsittlich, ja wo möglich nunmehr als noch mehr verderbt geschildert werden.

Daneben stehen dann die freilich seltenen Fälle, in welchen aufrichtige christliche Priester, wie Salvian, den in allen Lastern versunkenen christlichen Römern und Provincialen die Tugenden der noch heidnischen oder eben erst bekehrten Germanen als leuchtende und beschämende Vorbilder entgegen halten: ihre Keuschheit, Wahrheitsliebe, Pflichttreue, Aufopferung, Ehrlichkeit und Tapferkeit.

Die zweite Schwierigkeit, sagten wir, liegt in der Verständigung über die Kriterien für den Culturgrad einer Nation und Zeit.

*) Auch später begegnen bei Bekehrung der Sachsen und Nordleute diese Widersprüche häufig genug.

Digitized by Google

Denn je nach individueller Neigung oder Gewöhnung wird der Eine etwa auf den Flor der Volkswirthschaft, ein Anderer auf Weihe und Reinheit der Familienzustände, der Sprachforscher auf Anlage und Entwickelungsstufe des Sprachvermögens, der Kunstfreund auf Talent und Entfaltung des Kunsttriebes in bildender und redender Kunst, der Moralist auf die Tiefe des Ethos, der Mythologe auf die Höhe der religiösen Anschauungen, endlich der Jurist auf die Eigenart, Kraft und reiche Ausbildung des Rechts- und Statssinnes entscheidendes Gewicht legen. Die Hellenen mußten sich schon oft von gestrengen Juristen ihres leichtsinnigen Künstlerthums halber ausschelten lassen, das die ohnehin geringe Anlage für Pflege des Privatrechts von der Ausbildung abgelenkt habe, während künstlerischen Naturen die majestas populi Romani und ihres welterobernden Reiches keinen Ersatz für die mangelnde ästhetische Ader in dem Volksthume der Quiriten zu gewähren scheint.

Für die historische Schule und die auf ihr aufgebaute geschichtsphilosophische Anschauung besteht jene Schwierigkeit nicht: sie weiß, daß die möglichst gleichmäßige Beanlagung und Ausbildung in allen menschlichen Attributen als Ideal vorschweben muß, daß es einseitig und unrichtig ist, nach individueller Liebhaberei das eine Attribut in Würdigung der nationalen Begabung und Beurtheilung der Culturentfaltung höher anzuschlagen als andere gleich wesentliche.

Und so werden wir denn die Frage nach dem Culturgrade der Germanen vor der Romanisirung nur dann objectiv und unbefangen beantworten, wenn wir alle menschlichen Attribute dabei in gleichmäßige Erwägung ziehen.

Digitized by Google

Allgemeine Grundlagen. Lebensweise. Ansidelung. Entwickelung des Statsverbandes.

Am Eingange dieses Gebietes begegnet uns die berühmte, auch heute noch keineswegs ausgetragene Streitfrage, ob die Grundlage des wirthschaftlichen Lebens der Germanen zu der Zeit, da uns Cäsar die ersten eingehenderen Berichte über sie aufzeichnet (circa 50 vor Chr.) und Tacitus die Germania schrieb (Anno 99 nach Chr.), seßhafter Ackerbau oder nomadenhafte Viehzucht und Jagd gewesen sei.

Das Richtige ist, schon zu Cäsars Zeit Beginn seßhaften Ackerbaues anzunehmen, der in den anderthalb Jahrhunderten oder sechs Menschenaltern, die ihn von Tacitus trennten, immer noch zunahm, wobei aber die alten Ueberlieferungen, Gewöhnungen und Neigungen, bei irgend welchem Anlasse die Wohnsitze zu verändern, immer unvergessen nachwirkten.

Die sogenannte Völkerwanderung, welche man im vierten Jahrhundert nach Christus beginnen läßt, und welche vielmehr ein allmäliges Ausbreiten als ein plötzliches Wandern, und wenigstens ebenso sehr ein Geschobenwerden als ein Schieben war, erscheint nämlich nur als die letzte Nachwirkung, als der letzte, stark aufrauschende Wellenschlag einer Bewegung, welche die Germanen von Centralasien allmälig bis nach Gallien und an die Alpen geführt hatte — eine Grundanschauung, zu welcher, wie ich mit Freuden bei meiner Uebersidelung hierher erfuhr, auch mein verehrter College Nitzsch gelangt war.

Schon vor der Scheidung der Völker arischer Race in Mittelasien hatte die gesammte indogermanische Gruppe die

Digitized by Google

Anfänge des Ackerbaues gekannt, wie die urgemeinsame Benennung einer Anzahl von Fruchtarten und Geräthen beweist.

Es war aber dieser Ackerbau ein sehr wenig intensiver, er war keineswegs der überwiegende Nahrungszweig der Völker: nur im Vorüberziehen gleichsam säete und erntete man unter jenem milden Himmelsstriche ohne viele Mühe des Menschen gedeihende Fruchtarten. Der Ackerbau schließt, unter solchen Verhältnissen betrieben, durchaus die Seßhaftigkeit nicht ein: es war vielmehr ein im Anhange zur Viehzucht und Jagd nomadenhaft betriebener Ackerbau, welcher nach Ausbeutung von Jagd- und Weidegrund ohne Opfer weiter rückte: und es wäre wohl der Untersuchung werth, ob die am frühesten angebauten Gewächse nicht ganz ebenso sehr den Thieren zur Nahrung bestimmt waren, mit Halm und Korn, als den Menschen.

Kurz, der Fruchtbau war damals nur ein nebensächliches Anhängsel der Viehzucht und Jagd: man brachte keine großen Opfer in Urbarmachung für den oberflächlich nur die Scholle ritzenden Holzpflug, und wenn die Erschöpfung der Jagd und Weide, Uebervölkerung oder das Nachdrängen übermächtiger Nachbaren ein Fortrücken in noch unberührte, unerschöpfte, oder auch in fruchtbarere, oder endlich in minder bedrohte Gegenden wünschenswerth machte, so packte man Weiber, Kinder, das wenige Acker- und Jagd- und Weidegeräth, sowie Schmuck und Gewänder auf die leicht gezimmerten Zeltwagen, trieb die Unfreien und die Herden mit sich, und suchte, ohne Heimweh die bisherigen Siedelungen aufgebend, günstigere Sitze. Denn, wohlgemerkt, aller germanischer Hausbau ist ganz ausschließlich Holzbau;

Digitized by Google

erſt von Kelten und Römern am Rhein und in den Alpen haben die Germanen den Bau ſteinerner Häuſer ſehr langſam ſich angeeignet, und Jahrhunderte lang wird alle Steinarbeit von den romaniſchen Knechten beſorgt, wie ja heute noch der Romane durch vorzügliche Kunſt und Werthhaltung des Steinbaues ſich von dem deutſchen Nachbar abhebt, überall wo Bajuvaren und Alemannen mit Italienern grenzen. Wulfila hat noch Ende des vierten Jahrhunderts für die griechiſchen Bezeichnungen des ſteinernen Häuſer- und Städtebaues kein anderes Wort als timbrjan = zimmern; gleichzeitig haben die Chriſtengemeinden unter den Weſtgothen ſogar für ihre Kirche nur ein Zelt (σκήνη) und ſelbſt die Befeſtigungen der germaniſchen Stämme, welche ſie gegen die römiſchen Legionen vertheidigen, ſind im Gegenſatze zu keltiſchen Städten und rhätiſchen Felsburgen nur Holzthürme, Holzringe und Schanzen, oft nur die ineinandergefahrenen Häuſerwagen, d. h. die Wagenburg, im Walde dann Verhack und Verhau, durch ausgeſtochene Gräben und Raſenwälle und roh zuſammengeſchichtete, aber nicht behauene Steine, ohne Ziegelbau, geſtärkt.

Das altgermaniſche Holzhaus war alſo leicht transportabel: es berührte, wie ſich das aus anderen Gründen bei den Scheunen und Heuſchobern in meiner bajuvariſchen Heimath und bei den Alamannen bis heute erhalten hat, an den vier Ecken nur mit den Pfoſten den Boden, auf der Leiter nahte man dem erhöhten Eingange. Der große breite Wagen paßte genau unter den etwa vier Schuh von der Erde erhöhten Boden und führte, mit vielen Rindern beſpannt, das Holzzelt leicht dahin, über dem ſich das ſchräge Dach von Leder oder Wollzeug dreieckig ſpannte.

Digitized by Google

Alte Abbildungen zeigen uns ſolche Barbarenzelte auf der Wanderung, von den berittenen Männern umkreiſt.

Eine Nachwirkung dieſer uralten Gewöhnung, alle Häuſer als hölzernes Gezimmer, alſo auch als beweglich und verbrennbar anzuſehen, tönt in einem alten Rechtsſprichworte lange fort. Während das Recht des Römers mit Fug das Steinhaus für ſo unbeweglich erklärt, wie den Grund auf dem es ſich erhebt, ſagt das deutſche Recht Jahrhunderte lang: das Haus iſt Fahrhabe, denn es kann davonfahren oder verbrennen, „was die Fackel verzehrt iſt Fahrniß," alſo das Holzhaus wie z. B. der Holztiſch.

Eine Folge dieſer Wirthſchaft, welche vor allem auf Jagd- und Weidegründe bedacht ſein mußte, war, daß die germaniſchen Stämme über ganz unvergleichlich mehr Landraum mußten Verfügung ſuchen, als zur Ernährung der gleichen Kopfzahl bei überwiegendem und intenſivem Ackerbau erforderlich geweſen wäre.

Hierauf, d. h. auf das Bedürfniß nach weit geſtreckten gemeinſam benutzten Jagd- und Weidegründen, neben welchen die Bedeutung des für die einzelne Sippe beſtimmten Ackerlandes, ja anfangs auch für die Stätte des transportablen Hauſes zurücktrat, iſt das Verfahren bei der Niederlaſſung der germaniſchen Einwanderer in Europa (zunächſt in Deutſchland) zurückzuführen, und dieſe Niederlaſſungsweiſe, dieſe Art der Anſidlung, einmal vollzogen und nicht mehr rückgängig zu machen, hat dann auch ſpäter, nachdem längſt das Nomadenthum der Seßhaftigkeit gewichen und der Ackerbau vor der Jagd, auch vor der Viehzucht, die Grundlage des wirthſchaftlichen Lebens der Deutſchen geworden war, noch Jahrhunderte lang, ja bis in die Gegenwart nach-

Digitized by Google

gewirkt. Es erklären sich aus jenen Zeiten der vorherrschenden Jagd und Viehzucht der weite Umfang und die hohe Bedeutung der Allmännde, d. h. der unvertheilten Gemeindewälder und Weiden; im Zusammenhange damit stand denn später die große Brache, die Dreifelderwirthschaft und der Felderwechsel, welche sich ebenfalls bis auf unsere Tage erhalten haben.

Rückte bei der Einwanderung aus dem Kaukasus ein germanischer Stamm (oder Bezirk oder Gau — die Verhältnisse wechseln dann nur den Maßstab) von Osten nach Westen, etwa von Pannonien her, über die Donau, so bemächtigte er sich zunächst im Wege der Eroberung oder der unbestrittenen Besitznahme für die Gesammtheit („in völkerrechtlichem Act, nicht in privatrechtlichem", würden wir das modern ausdrücken) eines so weit gestreckten Gebietes, als er konnte und mußte, d. h. die Factoren bei Abwägung des zu occupirenden Raumes waren die eigene Volkszahl, die Rücksicht auf die Macht der umwohnenden germanischen oder keltischen Nachbarn, auf die Widerstandsfähigkeit der Verdrängten in den nunmehr von ihnen noch festgehaltenen Gebieten, ferner die Erlangung günstiger natürlicher Grenzen wie Ströme, Gebirgskämme, undurchdringliche Sümpfe, schwer durchdringliche Urwälder. Das ganze so in Anspruch genommene Gebiet wurde nun in feierlichen, den Stammesgöttern, dann auch den Landesschutzgeistern und den Grenzgottheiten geltenden sacralen Handlungen, welche wenigstens zum Theil zugleich Rechtshandlungen waren, für das Volk in Besitz genommen: es begegnen dabei als symbolische Handlungen das Umreiten, Umfahren, Umziehen der Marken, Anzünden von Feuern (Opfer für die Grenzgötter), Aufwerfen

Digitized by Google

von Wällen, Ziehen von Gräben (natürlich zugleich Befestigung), Aufrichten von Grenzsteinen, Einritzen, Einschneiden, Einbrennen von Markstrichen (Runen) an Bäumen, Felsen u. s. w. Das weitere Verfahren hing nun davon ab, ob man bereits cultivirtes, ausgerodetes und ausgesumpftes, in Höfen und Dörfern bereits von Kelten, Germanen, Römern bewohntes Land vor sich hatte oder noch wüste liegendes.

Ersteren Falls war man darauf bedacht, diesen werthvollsten Theil des besetzten Gebietes, also Höfe, Dörfer, Ackerland, Garten, entwaldete Wiesen möglichst in das Herz, in das Centrum des Gesammtgebietes zu verlegen, um hier die Stärke der Ansidler zu arrondiren, namentlich aber um diesen werthvollsten, reichsten, fruchtbarsten Theil des Bodens am Weitesten von der Gefahr feindlichen Ueberfalls, dem Heeren und Brennen zu entrücken. Schon von den früheren Sidlern war der günstigst gelegene, dankbarste Boden zuerst zur Ansidlung verwerthet, unter Pflug und Sichel genommen worden.

Dazu kam, daß in den allermeisten Fällen bei der Eroberung schon cultivirten Landes keineswegs, wie man früher allgemein angenommen, die Besiegten sämmtlich entflohen, auswanderten oder getödtet wurden: sie blieben. Sie konnten, je reicher ihr Culturgrad und je wertvoller der bereits gewonnene Besitz an Boden, Häusern, Geräth, Vieh war, sich immer schwerer davon losreißen und dem Elende der Flucht in die Urwälder, in einen rechtlosen wie hilflosen Zustand, sich aussetzen; dazu kam, daß ihre Lage, wenn sie blieben, mit der fortschreitenden Cultur der germanischen Einwanderer immer günstiger sich gestaltete. Diesen fiel es längst nicht mehr ein, die sich Unterwerfenden

Digitized by Google

zu tödten, mochten etliche Menschenopfer dem Siegesgotte oder den Grenzgöttern bluten, mochten die Fürsten, Häuptlinge, Edeln, die kühnsten Krieger, die auch als Unterworfene noch allzugefährlich schienen oder die Unterwerfung verschmähten, im Kampfe fallen, den Tod suchen, flüchten oder auch nach dem Siege und der Unterwerfung um ihrer Gefährlichkeit willen getödtet werden — weit aus der größte Theil der Besiegten suchte und fand Schonung: die Unfreien der Besiegten wechselten nur den Herrn, Weiber und Kinder waren eine gesuchte Siegesbeute, die auch bei bloßen Einfällen nicht getödtet, sondern gefangen, fortgeführt und verkauft oder zu eignem Dienst verwendet wurden: auch viele freie Grundbesitzer blieben, wurden verknechtet und arbeiteten nun für den Herrn, der sich oft mit einem mäßigen Naturalzins begnügte.

Daß ganz allgemein so verfahren wurde, erhellt aus dem zahlreichen Stande der Unfreien, der schon in der Urzeit bei allen Germanenstämmen begegnet; er war aus Kriegsgefangenen (zum allergrößten Theil) erwachsen. Als selten auffallende Ausnahme, als Zeichen besonders grausamen Zorns wird es hervorgehoben, wenn einmal bei dem Ausbruche eines Krieges ein Stamm gelobt, keine Gefangenen machen, sondern alle Bezwungenen den Göttern opfern zu wollen, und auch hier werden oft nur die freien Krieger gemeint, Unfreie, Weiber und Kinder verschont. Wir dürfen annehmen, daß dies Verbleiben der Besiegten in den späteren Jahrhunderten immer häufiger wurde; je grausamer noch das Kriegsrecht der Eroberer, je härter noch die Sclaverei der Unterworfenen, je werthloser noch der Besitz der Heimatstätte, je weniger noch diese von der Wildniß unterschieden

Digitized by Google

war, desto stärker war der Antrieb zur Flucht, desto schwächer die Neigung, zu bleiben: je gelinder das Los der Unterworfenen, je werthvoller Haus und Habe, je stärker die Scheu vor der Flucht aus der Cultur in die Wildniß geworden war, desto häufiger mußten die Besiegten verweilen.

Vor den Hunnen flüchtet, was flüchten kann von Germanen: aber als die Bajuvaren die Voralpen besetzen, bleiben die romanischen Bauern in dichten Scharen und die Walen geben dem Walchensee den Namen: bis ins zehnte Jahrhundert begegnen dort häufig die Namen der römischen Sclaven und Colonen: und die reichen Städte an Donau und Rhein zu verlassen, Augsburg, Regensburg, Trier, Cöln, dann in Gallien die unabsehbare Menge von Städten, kommt der weitaus größten Zahl der Bevölkerung gar nicht in den Sinn: sie bleiben und unterwerfen sich den obzwar heidnischen Alamannen und Franken und den ketzerischen Gothen.

Bis in's fünfte Jahrhundert hinab haben wir hier vorgegriffen: wir kehren zu der ersten Ansidlung zurück.

Auch wenn bisher unbebautes Land occupirt war, verfuhr man ähnlich, d. h. man suchte das für Anlage der Dörfer und Höfe, sowie für den Pflug, kurz für den Sonderbesitz bestimmte oder besonders geeignete Land möglichst in die geschützte Mitte der Sidlung zu verlegen, während als unvertheiltes Allmännde-Land der Natur der Sache nach der Urwald, die Weid-Wiese, aber auch der Sumpf, der See, der Fluß oder Bach, das Hochgebirge dienten.

Man sieht also: gewisse Theile der Allmännde, Urwald, Gebirg, Sumpf, große Gewässer, waren zugleich bestimmt, als natürliche Schutzwehren, als Sicherungen des Grenz-

Digitized by Google

gebiets zu dienen: das urgermanische Wort marka, marku heißt zugleich Wald (d. h. ungerodetes Grenzland, Urwald an der Grenze) und Grenze: altnordisch mörk, gothisch marka, angelsächsisch meare, altsächsisch marka, althochdeutsch mare, marcha = Grenze = Wald = Allmännde. Vgl. zend. mereczu = Grenze; ob auch latein. margo?

Daraus erklärt sich nun auch eine schon Julius Cäsar zugekommene, aber von ihm bei seiner Unkenntniß der Rechtsverhältnisse schief aufgefaßte und unrichtig wiedergegebene Mittheilung, welche, so wie sie bei Cäsar steht, in der That gar keinen Sinn hat.

Cäsar war auf seine politisch-militärischen Erkundigungen über die Sueben, mit welchen er zu kämpfen hatte — die römischen Soldaten machten in Menge ihre Testamente, als es hieß, es gehe gegen diesen Feind — berichtet worden, es gelte den einzelnen Völkerschaften als höchster Ruhm, rings um sich recht ausgedehnte unbewohnte Einöden mit wüst gelegten Grenzgebieten zu haben: das gelte als Zeichen der gefürchteten Tapferkeit, daß die Nachbarn, vertrieben aus ihren bisherigen Sitzen, wichen und daß doch nicht Andere wagten, sich in diesen geräumten Gebieten niederzulassen: zugleich glaubten sie auch dadurch mehr gesichert und der Gefahr plötzlicher Ueberfälle entrückt zu sein.*)

Kurz vorher hatte er von dieser abstracten Regel ein concretes Beispiel zu erzählen gehabt: die Sueben nämlich hatten sich vor dem drohenden Angriff Cäsar's zurückgezogen an die äußersten Nordostgrenzen ihres Gebiets: dort liege ein Urwald ungemessener Größe, „Bacenis" (der Harz), der sich

*) Bellum gallicum VI. 23.

Digitized by Google

noch weit in das Innere des Landes erſtrecke und „wie eine natürliche Scheidewand zwiſchen geſchoben" die Sueben von den nordöſtlicher hauſenden Cheruskern*) trenne. Und an einer dritten Stelle ſagt er wieder von den Sueben: dieſe Völkergruppe gelte als die bei weitem mächtigſte und kriegeriſchſte von allen Germanen, hundert Statsgebiete vereinen ſie, Ackerbau treiben ſie wenig, Sondereigenthum an Grund und Boden haben ſie nicht, keiner darf länger als ein Fruchtjahr die gleiche Scholle bebauen, nicht von Getreide in nennenswerthem Umfange leben ſie, ſondern von Viehzucht und Jagd (Milch, Fleiſch der Hausthiere, Wild), die Jagd, die einen großen Theil ihrer Zeit ausfüllt, dient einmal dem Unterhalte, dann der Uebung und Abhärtung der Körperkraft: ſie ſind daher (d. h. weil ſie nicht dem Ackerbau, ſondern der Viehzucht und Jagd obliegen) auch ein ganz ausgezeichnetes Reitervolk, das die „Sattelreiter" verachtet. Für ihren Stat, fährt Cäſar fort, erachten ſie es als höchſten Ruhm, daß das Land ſoviel als möglich rings um ihre Grenzen unbebaut und unbewohnt ſei (vacare): das zeige, das eine große Zahl von Nachbarſtaten ihrer Macht (der Sueben) nicht habe Stand halten können und es ſolle wirklich nach der einen (d. h. der den weſtlich von den Sueben am Rhein wohnenden Ubiern entgegengeſetzten) Richtung (d. h. alſo nach Oſten) das Land ungefähr ſechshunderttauſend Schritte leer und öde liegen.**)

Man ſieht: Cäſar hielt hier alle Trümmer in der Hand — es fehlte ihm leider nur der Rechtsverband, der innere nothwendige Zuſammenhang.

*) VI. 10.
**) VI. 1—3.

Digitized by Google

So gut wie kein Ackerbau, faſt ausſchließend Viehzucht und Jagd: große Volkszahl, ſtarke Pferdezucht: daher Bedürfniß ſehr weit geſtreckter Wald- und Weidegründe, kein dauerndes Sondereigenthum der Einzelnen an Grund und Boden, Feldwechſel, nicht langes Verweilen auch der Völkerſchaft auf demſelben Sitze, ſondern häufiges Wechſeln der Jagd- und Weidegründe innerhalb des geſammten von den Sueben einmal occupirten weiten Gebietes: Verdrängung zahlreicher Nachbarſtämme aus ihren Sitzen, Fernhaltung etwaiger Neuanzügler durch die Furcht vor den ſuebiſchen Waffen, Benutzung der ſo hergeſtellten unbewohnten und unbebauten Strecken von Wald und Weide zu Jagd und Viehzucht und zugleich zur natürlichen Grenze.

Zum Theil waren dieſe „agri vacantes“ gewiß Allmännde der ſuebiſchen Bezirke: im Eigenthum des „pagus“ — wie Cäſar das nennt —: zum Theil aber mag allerdings in Wahrheit herrenloſes Land gemeint ſein, ein „debatable ground“ „Grenzwald“, aus dem die Sueben die Nachbarn verſcheucht hatten, ohne es in Sondereigenthum oder auch nur förmlich in das (fiscaliſche) Privateigenthum ihrer Bezirke zu erwerben: nur ihre ſtatliche Gewalt erſtreckten ſie inſofern über dieſe Waldungen — denn auch bewohnt geweſenes Land muß ſich als „ager vacans“ bald wieder mit Wald überziehen — als ſie die Anſidlung Anderer darin verwehrten: ſie behielten ſich ſolche herrenloſe Waldſtrecken bevor, einmal als verſtärkten Schutzwall, dann auch, um von der eigentlichen Allmännde aus in dieſes Verſteck des Wildes zu ſtreifen, endlich aber, um nach Bedürfniß, bei zunehmender Bevölkerung, bei abnehmendem Wildſtande, bei abnehmendem Allmänndewalde dieſen bisher nur ſtatsrechtlich überherrſchten

Digitized by Google

Raum selbst allmälig in Allmännde zu verwandeln, wenn die alte Allmännde immer verzehrender durch den unvermeidlichen Mehrbedarf an Sondereigenthum dem Umfange nach verringert, durch die fortgesetzte schonungslose Ausübung der Holzungs-, Jagd- und Weiderechte dem Holz- und Wildertrage nach immer eindringlicher erschöpft wurde.

Dann griff man zu dem der Allmännde zunächst liegenden Waldgürtel von unbewohntem, bisher fast unbenutztem, nur durch den Namen und Schrecken der Waffen behaupteten „debatable ground", von dem man Nachbarn und Neuanziehende ferngehalten hatte, und machte ihn zur Allmännde, wie man allmälig die ursprüngliche Allmännde in Sondereigenthum verwandelt hatte: ursprünglich mochte man dann bei der Menge unbeanspruchten Landes einen neuen Gürtel von schützendem „debatable ground" schaffen: später aber — und je mehr man sich einerseits im Westen keltischen und römischen Besitzungen näherte, andererseits von Osten her germanische und nicht germanische Stämme immer dichter aufgerückt nachdrängten — wurde diese ganze Bewegung eine Zeit lang, ca. 50 vor Christus bis ca. 250 nach Christus, zum Stehen gebracht: das Umherschweifen, das Vordrücken gegen Westen, das unbeschränkte Occupiren von Urwald, das Umwandeln desselben in Allmännde, von Allmännde in Sondereigen — Alles mußte nun ein Ende nehmen: bis endlich dem unablässigen Drucke der selbst durch Nachschiebende und durch Uebervölkerung vorwärts Gedrängten die morsch gewordenen und nicht mehr genügend vertheidigten Mauern des Römerreiches, der „Limes", der Ister, der Rhein, die Alpen sogar nachgaben, einfielen, sich überbrücken und übersteigen ließen und nun in die römischen Provinzen Dacia,

Digitized by Google

Moesia, Pannonia, Illyricum, Epirus, Achaja, Noricum, Vindelicia, Rhaetia, Germaniae, endlich auch Belgica, Galliae und Italiae die Völker der gothiſchen Gruppe, dann Bajuvaren, Alamannen, Burgunden, Langobarden, Franken ſich ergoſſen.

Der letzte Grund dieſer unwiderſtehlichen Bewegung lag in der bei allen Germanenſtämmen ſeit dem Uebergange von überwiegendem Nomadenthume mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem ſeßhaften Ackerbau eintretenden raſchen Zunahme der Bevölkerung.

Ein Naturgeſetz, ſtatiſtiſch nachweisbar, waltet hier, oder anders ausgedrückt eine bisher in allen beobachteten Fällen eingetretene Bewegung der Bevölkerungsziffer.

Die Gründe dieſer Erſcheinung ſind vor allem die ganz im Allgemeinen nach allen Richtungen des Volkslebens eintretende Hebung der Cultur überhaupt, welche mit dem Uebergange zu ſeßhaftem Ackerbau ſich einfindet: im Einzelnen mag nur an die ſorgfältigere Pflege auch der ſchwachen und kränklichen Kinder erinnert werden, welche die Mutter am dauernden Herde zu heilen und am Leben zu erhalten, zu kräftigen und aufzuziehen vermag, während der ſchweifende Jäger und Hirt die hoffnungsarme Belaſtung ſeines Wagens leichter ausſetzt.

Ich habe anderwärts bereits gezeigt, daß dieſe Wirkung natürlich nicht ſofort bei dem Siege der Seßhaftigkeit eintreten kann, ſondern erſt in der vierten oder fünften Generation: das aber iſt genau die Zeit, in welcher die ſogenannte Völkerwanderung ihre erſten Wellen ausbreitet bei den Germanen.

Die Thatſache dieſer unverhältnißmäßigen Vermehrung

Digitized by Google

der Bevölkerung aber erhellt aus den Zahlen, welche uns die römischen und griechischen Quellen in immer steigenden Dimensionen angeben bezüglich der Stärke der Here und Flotten, der Erschlagenen und Gefangenen, welche seit Ende des zweiten Jahrhunderts Markomannen, Quaden, Alamannen, Franken, Ostgothen, Westgothen, Vandalen und die kleineren gothischen Völker unerschöpflich immer wieder, unerachtet unerhörter Verluste, wider die Dämme des römischen Reiches werfen — in der That ein brandender Ocean von Menschen.

Diese starke Zunahme der Bevölkerung bei allen Germanen also im Zusammenhange mit dem Drucke der nachdrängenden Hunnen und Slaven hat das bewirkt, was man die Völkerwanderung nennt, aber viel richtiger eine Völkerausbreitung nennen würde: denn auch bei den Völkern, welche am weitesten gewandert sind, den Vandalen von Ungarn bis Afrika, den Langobarden von der Elbe an den Ister, den Po und zuletzt an den Garigliano, war dieses „Wandern" ein äußerst langsames allmäliges sich Vorschieben, Hin- und Herschieben nach Richtungen, welche die eigene freie Wahl am Wenigsten bestimmte, am Meisten der Hunger und der übermächtige Druck Anderer auf Rücken oder Flanken.

Wahre Völker mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden, Wagen, Pferden, Herden und Hausrath sind es gewesen, welche sich in solcher Weise oft ziellos fortwälzten, wandernd, kämpfend, lagernd, säend, erntend, wieder aufbrechend, wenn das Land ihrem ungeschickten Ackerbau, der noch immer der Raubbau des Nomaden war, nicht mehr genug Ertrag lieferte oder wenn ein stärkerer Nachdränger scheuchte oder Hoffnung auf reichere römische Lande lockte, oder der Verrath und das Ränkespiel römischer Machthaber sie einlud.

Digitized by Google

Allerdings war die Stärke dieser wandernden Haufen entfernt nicht so groß, wie man bisher allgemein annahm (auch noch der jüngste Geschichtschreiber der „Völkerwanderung", Eduard von Wietersheim, überschätzt die Zahl der Wanderer ganz bedeutend), ihre Kopfzahl war gering im Vergleiche mit den römischen Einwohnern: die frühe und starke Romanisirung der Gothen, Burgunden u. s. w., und die Schonung, welche die Provincialen fast überall erfuhren, wird dadurch erklärt. Aber immerhin waren es sich ausbreitende Völker — dieser qualitative Unterschied ist wichtig — nicht „Gefolgschaften" oder „bandes" wie unsere Nachbarn zu sagen lieben — Völker, welche ihre Götter (oder ihren arianischen Gott), ihr Recht, ihre Sitte, ihre einheitliche Sprache, wie ihre Weiber und Kinder mit sich umher führten: das erklärt, daß sie auch nach harten Niederlagen sich behaupten konnten, daß sie nicht spurlos aufgesogen wurden (mit Ausnahme der Vandalen in Afrika), wie der Tropfen auf dem heißen Steine in dem Südlande weit überlegener Cultur und weit überlegener Bevölkerung, daß sie vielmehr soviel ethnische Widerstandskraft hatten, bei ihrem Aufgehen in der Ueberzahl diese doch so mächtig zu beeinflußen, daß durch die quantitativ geringe germanische Zuthat drei neue Völkerbildungen, Franzosen, Spanier, Italiener, hervorgingen, keineswegs die alten römischen oder provincialen Bevölkerungen unverändert im Lande blieben.

Gefolgschaften ohne nationale Ehefrauen oder „Banden" hätten weder quantitativ noch qualitativ dies vermocht.

Außer der sogenannten Völkerwanderung also, dieser zunächst nach Außen gerichteten Wirkung, hat aber der Uebergang zu überwiegendem Ackerbau und die daraus rasch

Digitized by Google

erwachsene Uebervölkerung auch im Innern eine höchst bedeutsame Wirkung geübt, eine Umgestaltung der Verfassung in doppeltem Betracht: einmal die Herstellung größerer Statsverbände, genauer ausgedrückt die Ausdehnung des Umfangs an Land und Leuten für den germanischen Statsbegriff, und zweitens, Hand in Hand hiemit schreitend, bedingend und bedingt, die Verdrängung der früher sehr stark überwiegenden republicanischen Verfassung durch das nunmehr fast ausschließend werdende Königthum. Der germanische Statsgedanke fing mit dem denkbar kleinsten Verbande an, er beschränkte sich auf den kleinsten Kreis, aus welchem er hervorgewachsen war: auf die Familie. Sibja heißt zugleich Familie, Geschlecht, gens und Friede, Rechtsschutz, pax. vgl. altnordisch sifjar, femin. plur. die Gesippen, gothisch sibja das verwandte Geschlecht, die Verwandtschaft = „Freundschaft", Gemeinschaft; altsächsisch sibbja, mittelhochdeutsch sippe = Friede, Bund, Verwandtschaft. Sanskrit sabhâ, communitas, daher sabhya zu einer Gemeinschaft gehörig, dann gesittet, anständig.

Ursprünglich erstreckte sich Gerichtsbarkeit und Rechtsschutz nur auf die „Gesippen" d. h. die Glieder Eines Geschlechts; unter ihnen sollte unverbrüchlicher Friede walten, kein Streit unter Brüdern, Vettern, Magen sollte durch Fehdegang, jeder Streit durch Urtheil, gefunden von den Rechtsgenossen, entschieden werden: daher erscheint es in der nordischen Auffassung als Vorzeichen der „Götterdämmerung" d. h. als Auflösung der heiligsten Bande unter den Menschen, wenn Bruder dem Bruder nicht mehr trauen darf, wenn sich Gesippen befehden und morden; Völuspa 45

Digitized by Google

Als man ſpäter auch auf Ungeſippen, Fremde, den Rechts- und Friedens-Schutz ausdehnen wollte, wagte man noch nicht gleich, mit dem alten Princip zu brechen: man half ſich, indem man ſie in den Schutz eines Geſippen ſtellte oder vielleicht durch Wahlkindſchaftung d. h. durch Adoption mittelſt ſymboliſcher Handlungen durch einen Geſippen (Waffenleihe, Bartabſcheerung) und etwa durch Fiction, wie bei den römiſchen „gentiles".

Auch als mehrere Sippen ſich zur Horde vereinten — noch kann von „Gemeinde" nicht geſprochen werden, ſie ſetzt Ackernachbarſchaft, Seßhaftigkeit voraus und dieſe Entwicklungen haben ſich bei den Germanen offenbar vor dem Uebergange zur Seßhaftigkeit vollzogen — wurde darin principiell nichts geändert; gegen nicht zur Horde gehörige Feinde hielt man zuſammen, gemeinſame Opfer feierte man, die Gefahren des Weges, des Waldes, des Wolfes theilte man: auch entwickelte ſich für die verſchiedenen Sippen der Horde ein einheitliches Privat-, Straf- und Proceßrecht, für den Fall, daß bei einem Streite von Angehörigen verſchiedener Sippen der Rechtsweg gewählt wurde: aber eine Nöthigung, den Rechtsweg zu wählen, beſtand nicht in dieſem Falle, wie ſie bei Streit unter Geſippen beſtand: es konnte auch unter den Sippen derſelben Horde ſtatt des Rechtsweges der Waffenweg gewählt werden: „Fehde" (wie bei Streit unter mehreren Horden ſtatt friedlicher Schlichtung der Krieg gewählt werden mag von jeder Partei), ohne daß die Horde als Geſammtheit ein Recht hätte, ſich einzumiſchen: nur bei Verbrechen gegen die Götter und gegen die Geſammtheit übt die Geſammtheit ein Strafrecht.

An dieſen Anſchauungen wurde auch bei dem Ueber-

Digitized by Google

gange zur Seßhaftigkeit principiell nichts Wesentliches geändert; auch nachdem an die Seite des rein persönlichen Verbandes der Verwandtschaft unter den Hordegenossen der räumliche Verband zusammenhängenden Grundbesitzes trat, also auch im Gemeindestate, blieb das Fehderecht erhalten.

Mehrere Horden und Gemeinden schlossen sich später zum Bezirk, Gau, pagus, herad zusammen: Ausbreitung der Bevölkerung und des Landbesitzes, Zusammenfließen mit benachbarten befreundeten Gemeinden mochte dazu geführt haben: dieser Gau- oder Bezirksverband bleibt offenbar Jahrhunderte lang der eigentliche Stat: auf ihn beschränkt sich der Statsverband, er zerfällt manchmal in Hundertschaften, diese in Dörfer und Höfe; aber die mehreren Bezirke der Völkerschaft bilden noch keinen Einheitsstat, meist nur einen lockeren Statenbund, der juristisch — abgesehen von den gemeinsamen Stammheiligthümern — nur völkerrechtlich verbunden ist —: daher kann es kommen, daß die Bezirke desselben Stammes auch wohl unter einander Krieg führen, daß sie Dritten, z. B. dem Römerreiche gegenüber, verschiedene Politik verfolgen: das auffallendste Beispiel bietet die Völkerschaft der Cherusker, bei welcher jedesfalls mehr als drei Bezirke nachweisbar sind: und von diesen Bezirken haben bei der allgemeinen Erhebung so zahlreicher Germanenstämme gegen Rom im Jahre 9, welche der Cheruskerfürst Armin leitete, nicht nur ein Bezirk auf Seite der Römer gegen die andern Cherusker gefochten, es war, was bei der allgemeinen Aufregung in ganz Germanien noch viel erstaunlicher ist, ein Bezirk neutral geblieben und diese Neutralität von Römern und Germanen respectirt worden. Der Versuch auch des gefeiertsten Helden seines Volkes,

Digitized by Google

dieſe Zerſpaltung, welche die Volkskraft auf das Verderblichſte lähmte, zu beſeitigen und an die Stelle der kleinen Bezirkskönige wenigſtens für ſeinen Cheruskerſtamm das Stammkönigthum aufzurichten, kam noch zu früh: er ſcheiterte, und Armin, der Befreier, ward von ſeinen Verwandten und Stammgenoſſen „im Namen der alten Freiheit" ermordet.

Es ſcheint gerade dieſer Uebergang vom Bezirk zum Stamme als Grundlage des Stats ſich nur ſchwer, langſam und blutig vollzogen zu haben.

Indeſſen, ſeit dem Anfang und der Mitte des zweiten Jahrhunderts wirkten äußerer Druck und innere Entfaltung zuſammen dahin, die Iſolirung der Bezirke unhaltbar, das Zuſammenfließen der Bezirke Eines Stammes zu einem Stammesſtat nothwendig zu machen.

Der äußere Druck war die immer dringender im Südweſten von den Römern drohende Gefahr, dann der drängende Nachſchub anderer germaniſcher und ungermaniſcher Nachbarn von Oſten, dem nicht mehr durch Wandern, durch Verſchieben der Sitze auszuweichen war: denn nun fehlte es an Raum. — Daß es aber an Raum zu mangeln begann, daß man nicht mehr neuen Urwald zu „debatable ground", Allmännde und Sondereigen beliebig occupiren konnte, das hatte ſeinen Grund in jener inneren Entfaltung, in der raſchen Zunahme der Bevölkerung.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Wirkung das Anwachſen der Bevölkerung in einer Dorfgemeinde zunächſt haben mußte — für die größeren Verbände, Bezirke und fernerhin auch für den Stamm konnte ſich nur in größerem Verhältniſſe das Gleiche widerholen.

Digitized by Google

Der Maßstab der Landzutheilung zu Sondereigen bei der ursprünglichen Niederlassung hatte der Natur der Sache nach kein anderer sein können, als das Bedürfniß des einzelnen selbständigen Gemeindegliedes: ganz undenkbar wäre gewesen, daß z. B. der Gemeinfreie, der mit Weib und einem Sohne, einem Knechte, einer Magd und sechs Häuptern Vieh einherzog, ebenso viel Land erhalten hätte, als der Edle oder Gemeinfreie, der außer dem Weibe vier Söhne und drei Töchter, zwanzig Knechte und zehn Mägde, dazu eine Anzahl von Freigelassenen und vielleicht eine Gefolgschaft von dreißig Freien unterzubringen hatte in dem eignen Gehöfte und Nebengebäuden und sie zu alimentiren.

Was man von einer „Verlosung" bei der Landnahme vernimmt, kann also schlechterdings nicht den gewöhnlich angenommenen Sinn haben, daß das zu Sondereigenthum parcellirte Land in so viel gleiche Theile zerlegt worden wäre, als selbständige Gemeindeglieder zu versorgen waren und daß dann das Los Jedem das ihm Zugewiesene, das gleiche Maß bestimmt hätte.

Zum Theil erklären sich die fraglichen Stellen daraus, daß das germanische Wort, das unser modernes „Los" ist, (altnordisch hlutr, angelsächsisch hlyt, althochdeutsch hluz), keineswegs nur Los, sondern vielmehr ursprünglich nur „Theil", „Antheil" bedeutet und daß ganz ebenso das lateinische sors in der Sprache jener Zeit nicht Los, sondern Theil = pars bedeutet: es wurde also gar nicht „gelost", nur „getheilt". In Fällen, in welchen wirklich gelost wird, sind die Lostheile nicht einzelne Grundstücke, sondern römische Provinzen, und die Losenden nicht einzelne Hausväter, sondern germanische Stämme: so entschieden die

Digitized by Google

Vandalen, die selbst in die asdingischen und silingischen Vandalen mit zwei Königen gegliedert waren, die Alanen und Sueben im Jahre 411 durch das Los, welche der römischen Provinzen*) Spaniens jedem einzelnen dieser Völker zufallen solle.

Auch den alttestamentlichen Ausdruck im Latein der Bibelübersetzung, „funiculo hereditatis terram sorte dividere", haben die lateinischen Quellen der Zeit ohne Weiteres auf Fälle angewendet, in welchen, wie wir wissen, an eine Verlosung nicht zu denken war.

Nun insofern wäre hin und wieder eine wirkliche Verlosung anzunehmen, als man, um Streit und Vorwurf der Parteilichkeit abzuschneiden, je nach der Kopfzahl der Sippe einerseits die Losberechtigten, andererseits die Landstrecken in Kategorien theilte und innerhalb der Kategorie z. B. der Güter für zwanzig Köpfe die Sippen, welche zwanzig Köpfe zählten, nur die einzelnen „Zwanzig-Köpfe-Güter verlosen ließ unter einander.

Hierbei mag dann auch das höchst individuelle Maß des „Hammerwurfs", das schon bei der ursprünglichen Landnahme begegnet, angewendet worden sein: freilich ist dieser offenbar sehr alterthümliche Maßstab, der wohl mehr der Sage als der Geschichte angehört — obwohl er auch geschichtlich nachgewiesen ist — nur unter Voraussetzung fast unbeschränkter Landnahme anwendbar gewesen.

Der „Stat" also d. h. die Gemeinde, d. h. die Gesammtheit theilte dem selbständigen Gemeindegliede — wir wollen ihn „Faramannus" nennen — soviel aus dem von

*) Orosius VII. 43 habita sorte — diviserunt.

Digitized by Google

der Gemeinde occupirten Lande zu Sondereigenthum für Haus, Hofraum, Garten und Ackerland, als sein Bedürfniß, zumal nach der Kopfzahl der Sippeglieder und Unfreien und dem entsprechenden Herdenbesitz, erheischte.

An der Allmännde, d. h. dem unvertheilten Urwald, der Waldweide, Heide und Steppe, dem Gebirge und dem See, hatten später die Gemeindeglieder dingliche Nutzungsrechte, welche activ an das Sondereigenthum, an einen Hof in der Gemeinde geknüpft waren.

Allein offenbar fand in dieser Beziehung in der Urzeit nur sehr geringe Beschränkung statt.

Einmal durfte gewiß der „Faramannus" das ihm zustehende Nutzungsrecht, z. B. das Jagdrecht, auch durch alle zu seiner Fara gehörigen Männer ausüben lassen. Denn es war zweitens auch objectiv, dem Quantum nach, nicht beschränkt; es durfte also ursprünglich gewiß der Jagd-, Holzungs- und Weideberechtigte so viele wilde Thiere erlegen, so viele Bäume fällen, so viele Herdenthiere auf die Weide treiben als er konnte und wollte.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ursprünglich bei dieser Einwanderung der germanische Sidler noch einen harten Kampf um's Dasein kämpfte mit dem Urwald selbst und seinen Bewohnern; noch war ja jeder gefällte oder verbrannte Baum, jeder erlegte Bär, Wolf, Eber und Ur ein Fortschritt der Gesammtheit, ein Sieg der Cultur, der der ganzen Sidelung zu Statten kam; und des Holzes und Wildes war übergenug; die Allmännde verlief in den Grenzwald. Freilich, völlig unbeschränkt war wohl dieses Holzungs- und Rodungsrecht nicht; den Allmänndewald nieder-

Digitized by Google

brennen oder auch den zum Schutz bestimmten Grenzwald durfte der Einzelne nicht.

Als nun die Bevölkerung zunahm und z. B. die herangewachsenen Enkel des ursprünglichen Faramannus mit ihren Zugehörigen nicht mehr Raum und Unterhalt fanden auf dem noch so reichlich für ihn in Erwägung der Zahl seiner Söhne zugemessenen Sondergut, so ward man wohl mehrere Generationen lang dadurch mit nichten in Verlegenheit gesetzt; man griff zur Allmännde und später nach deren Erschöpfung zu dem Grenzwald und schnitt aus demselben neue Sondergüter heraus, indem man dem Jungbauer die Rodung etwa mit Unterstützung seiner schon ansässigen Gesippen überließ.

Aber freilich, einmal mußte der Zeitpunkt kommen, da es mit dem „et superest ager“ ein Ende nahm; da Allmännde und Grenzwald in Wild- und Holzbestand bei Fortsetzung unbeschränkter Nutzung bedroht, da die Gemeindeweiden nicht mehr fähig gewesen wären, Herden in beliebiger Stärke zu nähren.

Nun begann man in dem Gemeindeting das Maß der Holzungsrechte und der Weiderechte genau festzustellen; wie viel jeder an Bauholz und Brennholz beziehen, wie viele Thiere er auf die Gemeindeweide treiben durfte; in letzterer Hinsicht wurde (später) der Umfang der Stallräume maßgebend; „soviel der Bauer überwintern kann, so viel darf er übersommern“, d. h. den Sommer über auf die Weide treiben. Für die Holzungsrechte wurden häufig die „Feuerstellen“ maßgebend, d. h. nicht alle Gebäude des Bauers, sondern nur solche kamen dabei in Betracht, in welchen Herdfeuer gezündet werden konnte.

Digitized by Google

Auch begann man nun die Nutzungsrechte der Zahl nach zu begrenzen und dieselben mit den Althöfen zu verknüpfen; Jungbauern, Neuanziehende erhielten nicht mehr oder nur noch in geringerem Umfang die Nutzungsrechte an der Allmännde.

Es ist bekannt, wie grausam die Strafen sind, welche die germanische Bauerschaft für Flur und Feldfrevel, für Ueberschreitung des zugebilligten Umfangs der Nutzungsrechte, für Abpflügen von der Allmände, für Markverrückung, aber auch für Baumschändung aufstellte: Eingraben bis an den Gürtel und Entzweipflügen, Aufschlitzung des Leibes und Bedeckung der geschälten Baumstellen mit den Eingeweiden des Baumschänders und ähnliche Strafen, welche, vielleicht nie wirklich angewendet, nur als juristische Vogelscheuchen aufgestellt, jedesfalls aber dem grauesten Alterthum angehörig sind.

Eine sehr wichtige Folge nun mußte die Verwandlung der Allmännde in Sondereigenthum und des Grenzwaldes in Allmännde oder doch die bedeutende Verdünnung des Gürtels, den Allmännde und Grenzwald um die Sondergüter gezogen hatten, zur Befriedigung der stark nachwachsenden Bevölkerung vorgenommen, in der Richtung nach Außen haben; es fielen, es verschwanden die trennenden Schranken, die unwegsamen Urwälder und Sümpfe, welche, regelmäßig nur von seltenen Straßen durchschnitten, Bezirk von Bezirk, Stamm von Stamm getrennt hatten; unmittelbare Nachbaren waren nun geworden mit Ackerland und Weideland, in friedlicher oder auch feindlicher Berührung ununterbrochen auf einander hingewiesen, Nachbaren für Pflug und Herde, für Jagd und

Digitized by Google

Krieg, Bezirke und Gemeinden, die früher durch meilenbreite Wildniß von einander geſchieden geweſen.

Die Wirkung mußte eine außerordentliche ſein, die Entfernungen verſchwanden; in ähnlicher Weiſe, wie in unſeren Tagen Eiſenbahnen und Telegraphen, freilich mehr plötzlich, die Entfernungen unter den Stämmen des deutſchen Volkes verringert, die Berührungen geſteigert und damit das Zuſammenfließen der bisher Geſchiedenen beſchleunigt haben, ſo mußte die Zunahme der Bevölkerungen folgeweiſe das Zuſammenrücken der Sidlungen, die Lichtung der Grenzwälder, das Zuſammenrinnen der zahlreichen allzuklein geſplitterten Gruppen der germaniſchen Verbände erleichtern, ſei es in friedlichem Zuſammenſchluß, ſei es in dem nunmehr von dem Schwächeren viel ſchwieriger abzuwehrenden gewaltſamen heranzwingenden Anziehen der mächtigeren größeren Gruppen.

So iſt es zu erklären, daß ſeit dem dritten Jahrhundert in den lateiniſchen und griechiſchen Quellen die zahlreichen Namen der kleinen Völkerſchaften nicht mehr gehört werden, indem wenige umfaſſende Geſammtnamen auftauchen, innerhalb deren wenigſtens der Ausländer und Feind die Namen der kleineren Verbände nicht mehr unterſchied; ſo iſt die Entſtehung der Gruppennamen zu erklären, der Franken, Thüringen, Alamannen, Bajuvaren, Sachſen, Friſen.

Schon früher war bei den gothiſchen Völkern dieſelbe Bewegung eingetreten; ja zum Theil wenigſtens hatten einzelne Völker ſchon zur Zeit des Cäſar ſich in ſolche Statenbündniſſe vereint, ohne die Sondernamen und die Sonderexiſtenz aufzugeben; ſo die große Gruppe der Sueben, ein Statenbündniß mit gemeinſamen Opfern, mit zahlreichen

Digitized by Google

gemeinsamen Einrichtungen, auf gemeinsame Vertheidigung gerichtet; die Namen einzelner zu diesem suebischen Gesammtnamen gehörigen Völkerschaften drangen noch an des Römers Ohr, von Anderen wußte er nur, daß sie zu den Sueben gehörten.

Hand in Hand mit dieser Zusammenschließung kleinerer Verbände zu größeren Ganzen ging nun auch die Verdrängung der republicanischen durch die monarchische Verfassung. Der Hauptunterschied lag in der freien Wählung der republikanischen Grafen einerseits und dem erblichen (moralischen) Recht des Königshauses auf die Krone andrerseits.

Es leuchtet nun ein, daß der centripetale und der monarchische Zug in Wechselwirkung standen. Denn einerseits wurde es immer unthunlicher, die umfangreicher gewordenen Statsgebiete mit der Gewalt republicanischer, oft wechselnder Grafen zusammenzuhalten im Frieden und erfolgreich zu vertheidigen im Krieg. Und endlich war das Königthum an sich darauf angewiesen, durch Eroberung, durch Zusammenfassung der nahe stehenden Volkstheile und erfolgreiche Vertheidigung des so Geschützten kriegerischen Glanz und Ruhm zu gewinnen und anderseits war es durch die Erblichkeit, durch die nie fehlende kriegseifrige Gefolgschaft in den Stand gesetzt, eine bestimmte Politik einheitlich im Auge zu behalten und mit überlegener Kraft des Angriffs zu verfolgen. Gewiß hat diese Entwicklung von Innen heraus mindestens ebenso viel als die äußere Nöthigung — der durch die Römer im Südwesten und durch die von Osten her nachdrängenden größeren Volksverbände geübte Druck, dem man nur durch Zusammenschließung zu stärkeren Gruppen Widerstand leisten konnte —

Digitized by Google

dazu beigetragen, daß wir den von Armin noch vergeblich versuchten Uebergang vom Bezirksstat zum Stammesstat jetzt fast überall vollzogen sehen, daß sich auch die Stämme der einzelnen Volksgruppen (oder, auch ohne Rücksicht auf ethnographische Zusammengehörigkeit, Nachbaren) zur Abwehr gemeinsamer Gefahren nun mehr unter einander mit einheitlichem Namen in Statenbündnissen (oder Bundesstaten) verbanden, ganz ähnlich wie ursprünglich die Bezirke eines Stammes sich zu Statenbündnissen versammelt hatten. (Nur bei den Sachsen, die nicht wanderten und von der römischen Gefahr nicht mehr berührt wurden, erhielten sich die alten Zustände, das „in pace nullus communis magistratus", bis auf die Tage Karl's des Großen.)

Auch sonst hat man sich vor falscher Generalisirung, vor Annahme zu gleichmäßiger Durchführung der im Ganzen gleichartigen Bewegung bei allen Stämmen und in allen Fällen zu hüten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei manchen Völkern ein Gesammtname angenommen, ein Bündniß gegründet wurde, ohne daß die Bezirksstaten zu Völkerschaftsstaten zusammengefaßt wurden; so scheint bei der sächsischen Gruppe die Zusammenfassung des Sachsennamens, dann der Ostfalen, Engern und Westfalen — diese nur geographische, nicht statliche Gliederungen — ohne Vermittlung von Stammstaten gleich unmittelbar auf den Bezirken beruht zu haben.

Auch bei der aus markomannischen Bezirken hervorgegangenen Gesammtgruppe der Bajuvaren ruhte vielleicht das agilolfingische Volkskönigthum nicht auf Stämmen, sondern unmittelbar auf Bezirken; die fünf Geschlechter bajuvarischen Volksadels haben wenigstens theilweise ihre Namen

Digitized by Google

in „Gauen“ „pagi“ fortgeführt und waren vielleicht alte bezirkskönigliche Geschlechter.

Abgesehen aber von solchen Abweichungen im Einzelnen ist im Ganzen der Gang der centripetalen Bewegung sehr durchsichtig; bei Westgothen und Vandalen, bei Markomannen und Quaden habe ich nachgewiesen, wie allmälig aus dem Bezirkskönigthum das Stammkönigthum erwachsen ist.

Bei den Alamannen und Franken können wir zusehen, wie im Laufe weniger Geschlechter die eine Zeit lang noch bestehenden Stamm- und Bezirkskönige dem alleinigen Volkskönig weichen. Als nämlich jene Völkergruppen sich bildeten, wurde Anfangs eine große Zahl von Stammeskönigen noch nebeneinander anerkannt.

In der großen Alamannenschlacht bei Straßburg im Jahre 357 hat es Julian noch mit ungefähr 17 reges, reguli, regales der Alamannen zu thun, welche bald nur einen pagus, bald mehrere pagi unter sich haben; Bezirkskönigthum und Stammes-Königthum scheint hier noch neben einander zu stehen; an Einen Volkskönig aller Alamannen zu denken, fällt offenbar noch niemand ein.

Aber hundertvierzig Jahre später steht den Franken nur Ein Alamannenkönig mehr gegenüber in der großen Alamannenschlacht von 496: wenige Generationen haben bei der sehr starken centripetalen Strömung einer Zeit, welche kleine Körper wie Sandkörner zerrieb, genügt, hier alle die Kleinkönige verschwinden zu lassen. Ein Volkskönig der Alamannen steht den Franken entgegen und als er gefallen ist, unterwirft sich sofort das ganze hier kämpfende Volksher. Die entfernter wohnenden Alamannen, welche, offenbar ohne eigene Stammes- oder Bezirkskönige,

Digitized by Google

nur locker dem Volkskönig untergeordnet waren, vermögen sich doch auch nur durch Auswanderung und Aufnahme in ostgothischen Schutz der durch jene Eine Schlacht und den Fall des Königs entschiedenen Unterwerfung zu entziehen.

Bei den Franken selbst aber können wir, Dank Gregor von Tours, im hellen Licht der Geschichte zusehen, wie die beiden Hauptstämme, der salischen und ripuarischen Franken noch von einer Mehrzahl von ursprünglichen Stammes- und Bezirkskönigen beherrscht werden — denn die Namen „salische" und „Uferfranken" sind offensichtlich erst spät entstandene geographische Zusammenfassungen von alten Stämmen — bis Einer der salischen Stammeskönige mit allen Mitteln der Gewalt und List seine rivalisirenden Mitkönige in beiden Stämmen beseitigt und es durchsetzt, daß ihn endlich alle Träger des fränkischen Namens beider geographischer Gruppen als alleinigen Volkskönig der Franken anerkennen.

Aber der gewaltige centripetale Zug jener Zeit kommt nicht zur Ruhe, bis der fränkische Volkskönig ein Reichskönigthum aufgerichtet hat; Alamannen, dann die unter dem Namen Thüringen zusammengefaßten alten hermunduriſchen Stämme und die als Bajuvaren auftauchenden Markomannen im Osten, aber auch die Burgunden im Südwesten werden zunächst hereingezogen: und als es Karl dem Großen gelungen, auch die heidnischen Friſen und Sachsen im Norden und das langobardische Reich im Süden in einer Monarchie zu vereinen, wird sogar die nationale fränkische und germanische Grundlage verlassen und ein fast kosmopolitisches Kaiserthum aufgerichtet, eine Fortsetzung des abendländischen römischen Kaiserthums, aber mit wesentlich theokratischer christlicher Basis: mit der Berechtigung und Verpflichtung

Digitized by Google

zur Schirmvogtei der gesammten abendländischen Christenheit. —

Dieses Reich, ohne nationale Basis, in welches Völker der verschiedensten Culturstufen und nationalen Mischungen durch die Ueberlegenheit Eines Mannes waren zusammengeschmiedet worden — dieses Reich bezeichnet den Gipfel einer ungeheuren centripetalen Bewegung, welche aus dem germanischen Geschlechter- und Gemeindestat von etwa zwanzig Gehöften zu dem abendländischen Kaiserthum geführt hatte, das von Saragossa bis Pest, von Benevent bis Hamburg reichte.

Dieses nichtnationale Reich wurde gesprengt durch die Gegenwirkung der Nationalitäten: Romanen und Germanen, stark und wenig romanisirte Germanen, Italiener, Franzosen, Deutsche brachen auseinander: und innerhalb dieser drei Nationen hub nun auf's Neue ein mächtiger, alles überwuchernder centrifugaler Zug an, welcher Italien dauernd zerriß und der Fremdherrschaft unterwarf, Frankreich bis auf die Zeit Ludwig des Neunten noch schwerer als Deutschland mit der Auflösung in eine Anzahl von selbständigen Vasallenländern bedrohte und das deutsche Reich zuletzt in einen locker verbundenen Bundesstat abschwächte.*)

*) Mit lebhafter Befriedigung habe ich in dem interessanten Buch des Collegen Arnold in Marburg „Wanderungen und Ansidelungen germanischer Stämme", I., Marburg 1875, das ich nach Absendung des Manuscripts dieses Aufsatzes kennen lernte, vielfaches Zusammentreffen unserer Ansichten von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her wahrgenommen; vgl. jetzt auch dessen „Deutsche Urzeit," Gotha. 1878.

Digitized by Google

Gesellschaft und Stat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung.

Die Grenzregulirung zwischen Stat und Gesellschaft wird von jedem Volk in verschiedenen Perioden seiner Entwickelung verschieden vorgenommen. Eine feste Formel dafür, welche das für alle Völker und Zeiten gleichmäßig, objectiv Richtige ausspräche, kann es nicht geben. Der Nationalcharakter und der Inbegriff der geschichtlichen Voraussetzungen entscheiden in jedem einzelnen Fall die versuchte Lösung auch dieser Frage.

Ohne Reibung, ohne Conflict geht diese Auseinandersetzung nur in zwei Fällen ab.

Einmal in der Stufe der Vorcultur, unter noch gering entwickelten Anfängen sowohl der „Gesellschaft" als des „States" bei jugendlichen Völkern: wenn z. B. bei den Germanen vor der Wanderung der werdende „Stat" noch kaum über die durch Sippeverband und Feldgemeinschaft verknüpfte Familien- und Gemeinde-Genossenschaft hinausgewachsen und die „Gesellschaft" auch noch auf jene einfachsten beiden Grundlagen beschränkt ist. Und selbst in diesen Zuständen fehlt es nicht an Conflicten: der Stat

Digitized by Google

beginnt z. B. bereits der widerstrebenden Gesellschaft, der Familie, das ursprünglich unbeschränkt geübte Recht der Blutrache leise zu begrenzen.

Sodann bei dem Absterben der Völker, bei der Verknöcherung einer Cultur kann es begegnen, daß der Stat, die einzelne Statsform, die Gesellschaft vollständig gefesselt und unterjocht hat, so daß ihre Functionen nicht mehr spontan, von der Gesellschaft, sondern in den Formen und nach den Normen des allbeherrschenden Statszwanges geübt werden: dann hat der Stat die Gesellschaft absorbirt; ein solcher mumienhafter Zustand kann sich, wie das merkwürdige Beispiel der Chinesen zeigt, Jahrtausende lang fast ohne Veränderung erhalten. Freilich wird in der Regel das nationale Leben an solcher Stagnation sterben. Oder es tritt plötzlich, vielleicht durch äußere Anregung, eine nicht mehr erhoffte Neubewegung ein.

Abgesehen von diesen extremen Fällen einer noch kaum begonnenen oder einer schon abgeschlossenen Entwickelung berühren sich nun aber Stat und Gesellschaft in unablässigen Reibungen: beide suchen, in gutem Glauben an ihr Recht, dem schwer verträglichen Nachbar gegenüber ihr Hausrecht und ihre freie Bewegung zu wahren, ein Bestreben, in welchem der Gegner bereits Uebergriffe in sein Gebiet zu erblicken nur allzu geneigt ist.

Oft hat sich nun der Stat schwer genug an der Freiheit der Gesellschaft dadurch versündigt, daß er unter seine Regelung und Leitung auch solche Gebiete des innern oder äußern Lebens der Gesellschaft zog, welche höchstens seinen Schutz, nimmermehr aber seine bildenden oder mißbildenden Eingriffe bedürfen und ertragen: Religion, Moral, Kunst

Digitized by Google

und Wiſſenſchaft im Innenleben, Volkswirthſchaft, Familie und Geſellung aller Art im Außenleben hat der Stat häufig genug geradezu „machen“ wollen. Die Folge ſolcher Bevormundung, wenn ſie durchführt werden kann, iſt Erſtarrung des Volkslebens auf dieſen Gebieten.

Im Rückſchlag hiergegen hat freilich dann oft auch die Geſellſchaft nicht nur die Uebergriffe, ſondern die Exiſtenz des Stats ſelbſt zu bekämpfen verſucht. Und es fehlt auch nicht an Zeiten, — die unſere ſcheint ſich zu einer ſolchen zu geſtalten — in welchen die Geſellſchaft nicht in Nothwehr, ſondern in Mißbrauch der ihr von Stat und Rechtsordnung eingeräumten weitgemeſſenen Freiheit die Offenſive gegen die Statsordnung als ſolche ergreift und die Aufgaben des States durch die Geſellſchaft allein lösbar erklärt: der überflüſſig gewordene „Nothſtat des Rechts“ ſoll dem „freien Vernunftſtat“, oder der „Geſellſchaft“ Platz machen.

Es iſt nun eine anziehende und noch nie angeſtellte Unterſuchung, das Verhältniß von Stat und Geſellſchaft in jenen Uebergangsbildungen zu prüfen, in welchen innerhalb des zerbröckelnden Rahmens des römiſchen Reichs mit der vorgefundenen römiſchen Geſellſchaft der unfertige germaniſche Stat in Berührung trat.

Das Ergebniß der Unterſuchung iſt reich lohnend: die Romaniſirung aller Germanenſtämme in Spanien, Italien, Gallien, der Untergang der germaniſchen Statsbildungen in dieſen Ländern erklärt ſich zuletzt nur aus der Ueberlegenheit der mit dieſen germaniſchen Statsformen unerträglichen römiſchen Geſellſchaft und ihrer Cultur.

Von vornherein ſcheidet das Frankenreich von den übrigen Staten ſich ab: es hatte Dauer und Zukunft; es hat zwar

Digitized by Google

die Romanisirung der germanischen Eroberer ebenfalls nicht abwenden können, wohl aber hat es, obzwar mit Mühe und mancher tödlichen Gefahr, den Stat als fränkischen, zuletzt als französischen, zu erhalten vermocht. Ueber die Gründe dieser Abweichung wollen wir bei anderer Gelegenheit, mit Beschränkung auf das Frankenreich, sprechen: für diesmal sollen nur die außerfränkischen Germanenreiche und ihr Verhältniß zur römischen Gesellschaft betrachtet werden.

Das Verhältniß des antiken States zur Gesellschaft war bei den Hellenen ein wesentlich anderes gewesen als bei den Römern.

Bei den Helleneu findet sich, entsprechend ihrem doctrinären Wesen, sehr früh die Tendenz des States, die Freiheit der Gesellschaft zu unterbinden: was bei Pythagoras, Platon nnd zum Theil auch bei Aristoteles in der Theorie bis zum Extrem gesteigert wird — die Absorbirung des individuellen Lebens, in Kunst und Wissenschaft, der Familie, des Handels und Verkehrs durch statliche Allmacht — hat in der Geschichte, in der Praxis Vorbild und Grundlage in dem dorischen Statswesen mit seiner Unterjochung des Einzelnen und der Gesellschaft durch den Zwang des States.

Anders die Römer.

Das classische Volk des Civilrechts hat, bei aller Strenge der Anforderung an den Patriotismus des Bürgers, doch die Sphäre seiner äußern Beziehungen zu der Sachenwelt und den nächsten Lebensgenossen (eben das Vermögens- und das Familienrecht) sorgfältig, ja eifersüchtig in unantastbarer Selbständigkeit gewahrt: der römische Hausvater schuldet seinen Sohn dem Waffen- und Statsdienst

Digitized by Google

der Republik: aber dieſer Sohn kann Triumphator und Dictator werden, ohne eigenes Vermögen zu beſitzen, ohne der privatrechtlichen Gewalt des pater familias entrückt zu werden.

In der That, die römiſche Geſellſchaft iſt, abgeſehen von der ſofort zu erörternden Ausnahme der Sklaverei, dem römiſchen State gegenüber immer ungebunden, unbevormundet geweſen; in alten Zeiten hatte ſich die Verfaſſung auf dem vorgefundenen geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Unterſchied der Stände aufgebaut: nach Veränderung der geſellſchaftlichen, wirthſchaftlichen Zuſtände hatten die Plebejer Gleichſtellung mit den früher nicht ohne Grund privilegirten Patriciern erkämpft; und wenn im Verlauf der Culturperioden neue geſellſchaftliche Gruppen und Stände ſich bildeten, ſo errangen ſie auch die entſprechende Anerkennung im Statsleben.

Freilich, ohne Sklavenarbeit war der römiſche Stat ſo wenig denkbar wie der griechiſche. Die Sklaverei, welche ſich übrigens bei allen Völkern der Vorcultur findet, ich möchte ſagen die naive Sklaverei, iſt in den entſprechenden Culturperioden keine krankhafte Erſcheinung: iſt ſie doch, aus der Kriegsgefangenſchaft erwachſen, immerhin ſchon eine Milderung des urſprünglichen barbariſchen Rechts der Tödtung der Gefangenen: ſie iſt, wirthſchaftlich betrachtet, in den einfachen Zuſtänden, da der Herr faſt alle Arbeit und beinahe alle Genüſſe des Lebens, obzwar immerhin mit Auswahl und verfeinert, mit ſeinen Knechten theilt, kein lebensgefährliches Uebel für den Stat.

Aber die raffinirte Sklaverei, wie ſie in der römiſchen Kaiſerzeit beſtand, mußte, im Zuſammenwirken mit andern

Digitized by Google

wirthſchaftlichen Schäden, die römiſche Geſellſchaft und dadurch mittelbar zuletzt den römiſchen Stat lebensunfähig machen.

Nicht nur das ſittliche Mißverhältniß, daß der unfreie Menſch von der Rechtsordnung nicht als Menſch, ſondern als Sache behandelt wird, iſt nun, da häufig der Sklave und Freigelaſſene auf viel höherer Bildungsſtufe ſteht als der Herr, viel unerträglicher geworden — auch wirthſchaftlich muß die ungeheuere Vermehrung der Zahl der Sklaven und der Sklavenarbeit immer verderblicher wirken.

In den Häuſern weniger ſenatoriſcher Geſchlechter häuft ſich ungemeſſener Reichthum; ihr weitgeſtreckter Landbeſitz verſchlingt wie verzehrend um ſich greifendes Feuer Scholle um Scholle der Aecker des kleinen Nachbars, nur Sklaven und Colonen bebauen die verödeten Latifundien des Provinzialadels: der wohlhabende Mittelſtand iſt vollſtändig verſchwunden; in den Städten ſchon längſt: da leben nur die reichen „Senatoren", in deren Geſchlechtern die ſtädtiſchen Aemter — und bald auch die Biſchofswürden — thatſächlich erblich geworden. Großhandel und Fabrication werden mittels deren Capitalien von Freigelaſſenen oder Sklaven betrieben, Kleinhandel und Kleingewerk beſchäftigen ebenfalls Freigelaſſene und den niedrigſten Pöbel. Aber auch auf dem flachen Lande kann ſich ein Mittelſtand von Freien nicht mehr halten; als Colonen, Clienten, Abhängige aller Art leben die ehemals freien Bauern auf den Gütern des großen Grundherrn, ihre Hufen hat der Fiscus wegen Rückſtand der unerſchwinglichen Grundſteuer eingezogen oder der Pfandgläubiger an ſich geriſſen.

Digitized by Google

In dem städtischen Leben waren ganz analoge Krankheitserscheinungen aufgetreten; die reichern, in der „Curie“ vertretenen Geschlechter wußten es durch Bestechung und Mißbrauch ihrer bereits erworbenen Uebermacht dahin zu bringen, daß die municipalen Lasten in unverhältnißmäßiger Ueberbürdung von den geringern zum städtischen Dienst verpflichteten Häusern getragen wurden.

Die Quellen, aus welchen wir reiche Kenntniß dieser socialen und wirthschaftlichen Zustände des 4. und 5. Jahrhunderts schöpfen, sind einmal die in dem Codex von Theodosius uns erhaltenen Kaisergesetze, welche die Verarmung und das Verschwinden des freien Mittelstandes in Stadt und Land, die vergeblichen Vorbeugungsversuche sowie die Maßregeln des Finanzdruckes, welche das herrschende Uebel enthüllen und steigern, oft sehr wider Willen in erschreckend greller Beleuchtung uns vor Augen legen.

Dann aber einzelne Schriftsteller, welche gelegentlich mit dem einen oder andern Zuge jenes Bild ergänzen. Ganz besonders aber ist es die Schrift Salvian's (aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts) „Von der göttlichen Weltregierung“, welche, auch nach Abzug der aus ihrer Tendenz fließenden Uebertreibungen, uns den Verfall der wirthschaftlichen Grundlagen der römischen Gesellschaft als einen unaufhaltsamen überzeugend darstellt.

Denn — das muß gegenüber den in diesen Dingen immer noch herrschenden hergebrachten Declamationen scharf ausgesprochen werden — nicht die sittliche, die wirthschaftliche Verderbniß hat das Römerthum gestürzt und zwar, wie schon bemerkt, den römischen Stat erst mittelbar, spät, allmälig, nach bewundernswerth hartnäckigem Widerstande

Digitized by Google

gegen innere und äußere Feinde — zunächst und unmittelbar die römische Gesellschaft; aber auch diese hat in der Schicht, in welche sich, freilich auf Kosten aller andern, zuletzt alle römischen Traditionen von Bildung, Wohlstand, Stolz und Glanz zurückgezogen hatten, ich meine in den „senatorischen" Adelsgeschlechtern, obwohl an den tiefsten Lebenswurzeln seit Jahrhunderten unheilbar erkrankt, wenigstens im Abendlande, in Italien, Gallien, Spanien einen langen Todeskampf nicht unrühmlich gekämpft und noch im Sterben manch schönen Zug antiker Cultur und römischer Kraft bewährt.

Man ist gewohnt, nur die Schattenseiten dieser römischen Aristokratie der Verfallzeit aufzudecken und gegenüber dem jugendlichen Germanenthum und der Reinheit des Christenthums nur das widerliche Bild greisenhafter Laster in den Optimatengestalten jener Jahrhunderte zu erblicken.

Wir wollen zeigen, daß alle Kraft, welche die kranke Gesellschaft, den morschen Stat noch zusammen hielt — und zwar doch noch sehr lange — in diesem Provinzialadel beruhte; diese Geschlechter sind es auch gewesen, welche, die Träger der römischen Cultur, mit dieser Cultur den rohen germanischen Stat umgestürzt oder umgestaltet und den germanischen Erobern allmälig die eigene Nationalität entwunden haben; sie sind die Begründer geworden der romanischen Nationalitäten und ihrer Eigenart in aller Cultur, in welcher wahrlich das germanische Element fast bis zum Verschwinden von den römischen Traditionen überwältigt worden ist.

Einmal unterliegt es keinem Zweifel, daß weitaus der größte Theil der Statseinkünfte in den von diesen, den

Digitized by Google

allein noch reichen, Schichten der Bevölkerung entrichteten unmittelbaren und mittelbaren Steuern — Grundsteuer, Verkehrssteuern, Zöllen — bestand; mochten sie noch so häufig einen Theil dieser Lasten auf die Aermern überzuwälzen verstehen, immerhin blieb das meiste unübertragbar auf ihnen lasten. Auch die sehr umfassenden Leistungen von Arbeit — Statsfronden — und Naturallieferungen in Krieg und Frieden an das Reich wurden aus den Arbeitskräften und Capitalien dieser Aristokratie bestritten.

Noch höher ist anzuschlagen, was diese städtischen und provinzialen Dynasten für das municipale und provinzielle Leben ihrer Stadtgemeinden und Landschaften leisteten.

Ich meine nicht nur die wahrhaft erdrückenden Lasten, welche sie zwangsweise vermöge der Statsverfassung als Spitzen und Häupter der „Curialen", dieser sinkenden Lastthiere des sinkenden Reiches, in der städtischen Verwaltung und dem Reiche gegenüber zu tragen hatten — z. B. die eventuelle Haftung für alle rückständigen Steuern im Territorium — noch bedeutsamer ist, was diese Geschlechter — es galt das als Ehrensache der Familien — neben jenen wahrhaft erstickenden Zwangspflichten freiwillig für Flor, Glanz und Schmuck ihrer Vaterstädte, für Schutz und Wohlfahrt ihrer Landschaften gethan haben.

Die Inschriften Südgalliens, Spaniens, Italiens sagen es uns, wie auch im 4. und 5. Jahrhundert noch, in den Pausen, ja mitten in den Stürmen der Barbareneinfälle und der Palastrevolutionen und Bürgerkriege der Gegenkaiser, jene altedeln provinzialen Geschlechter Theater und Circus, Brunnen und Bäder, Straßen und Brücken, fromme

Digitized by Google

und wohlthätige Anstalten aller Art für ihre Städte zu stiften nicht müde wurden.

In der That, für die Erhaltung der antiken Cultur, für die Fristung der Traditionen der römischen Gesellschaft während der gefährlichen, harten ersten Zeiten der barbarischen Invasionen hat diese provinziale Aristokratie ganz Außerordentliches geleistet; ja, nachdem das Herz des Reiches, Italien, bei den unaufhörlichen innern Unruhen in Pflege von Kunst und Wissenschaft zurückgeblieben, hat sich in Gallien und Spanien, getragen durch jenen Provinzialadel, römische Cultur, römisches Geistesleben noch immer zähe aufrecht erhalten.

Endlich aber — und das ist der beste Beleg für die noch keineswegs gebrochene Kraft dieses Standes in den Westprovinzen des Reiches — haben diese gallischen und spanischen Dynastien und Großgrundbesitzer zu Ende des 4. und im Laufe des 5. Jahrhunderts widerholt, nachdem die Kraft und Thätigkeit des States, durch Bürgerkriege und Barbareneinfälle erschöpft, vom Centrum aus diese Provinzen nicht mehr im Kriege zu vertheidigen, ja oft nicht mehr im Frieden zu verwalten vermochte, selbst die Initiative ergriffen und sich mit der Autonomie der Verzweiflung in Rath und That selbst geholfen; jetzt regt sich in Gefahr und Noth in diesen Provinzen eine Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit, welche in der Zeit seiner Machtfülle der Druck des centralisirten Statswesens nicht geduldet hatte; nunmehr, da häufig die für Gallien und Spanien bestimmten Beamten, Truppen, Gelder, Befehle die Alpen und Pyrenäen gar nicht oder nur nach langer Verspätung überschreiten konnten, da civile und militärische Behörden

Digitized by Google

gar nicht oder, was noch ſchlimmer, von zwei Gegenkaiſern zwiefach in dieſe wieder zu Grenzländern gewordenen Provinzen abgeordnet wurden — nun waren ſie, zumal in Abwehr der Barbaren, aber auch in Dämpfung der inneren Unruhen und in der ganzen Verwaltung darauf angewieſen, ſich ſelbſt zu helfen: und wahrlich, ſie ließen es daran nicht fehlen. Daß dieſe Verſuche, der Uebermacht der äußeren Feinde gegenüber, häufig ſcheiterten, nimmt ihnen nicht den ſittlichen Werth und die politiſche Bedeutung.

Nur Ein Beiſpiel, unter zahlreichen ähnlichen Vorgängen herausgegriffen, iſt es, wenn im Jahre 409 zwei ſolcher ſpaniſcher Dynaſten, aus dem Hauſe des Theodoſius, Didymus und Verinianus, aus eigenen Kräften die von kaiſerlichen Truppen entblößte iberiſche Halbinſel gegen die drohende weſtgothiſche Invaſion zu vertheidigen unternehmen; ſie ziehen aus den großen Latifundien ihres Hauſes die zahlreichen Colonen und Knechte zuſammen, rüſten ſie ſelbſt mit Waffen und Kriegsgeräth aus, verpflegen ſie, beſetzen auf eigene Gefahr die Pyrenäenpäſſe und ſuchen ſo die Provinz mit eigenen Kräften gegen den Gothenkönig (Athaulf) zu vertheidigen.

Und noch zwei Menſchenalter ſpäter, circa 470, vermochte es in dem durch den Bauernkrieg der Baccauden und durch wechſelnde Barbaren tief erſchöpften Gallien der Provinzialadel der Auvergne, dieſe Landſchaft lediglich mit eigenen Mitteln viele Jahre lang gegen die unabläſſigen Angriffe des gefürchteten Eurich, des großen Eroberers, erfolgreich zu vertheidigen; die „Nobilitas“ der Provinz iſt es, geführt von Ecdicius, dem Sohne des Avitus und Haupt des mächtigen avitiſchen Geſchlechts, welche „aus eigenen

Digitized by Google

Kräften die Waffen des Statsfeindes abwehrt und zugleich Officier und Mannschaft ist." Mit zwanzig Reitern schlägt sich Ecdicius durch die Reihen der Gothen, welche Clermont-Ferrant belagern, den wichtigsten Mittelpunct der Landschaft, wirft sich in die schwerbedrohte Stadt, übernimmt die Leitung der Vertheidigung und führt sie unter schweren Verlusten der Belagerer erfolgreich durch; ja, so kräftig ist das Selbstgefühl dieser die Geschichte ihrer Provinz beherrschenden Aristokratie, daß, nachdem die Statsgewalt das Land ausdrücklich den Barbaren abgetreten hat, die „Nobilitas" der Auvergne sich nicht daran kehrt, sondern nach wie vor auf eigene Faust den Kampf für den eigenen Herd fortsetzt.

Ein solches Geschlecht ist mitnichten in physischer und sittlicher Verkommenheit rettungslos versunken, und was uns die gleichzeitigen Schriftsteller Ammian, Gregor von Tours, Jordanes, Prokop von den Romanen in Italien und Gallien berichten, läßt diese keineswegs etwa greisenhaft neben den Germanen erscheinen; nicht die Laster der Ohnmacht, die Verbrechen zügelloser Kraft und Leidenschaft walten unter ihnen, und die Barbaren haben sie gewissermaßen angesteckt, sie sind verwildert; Blutrache und Familienfehde haben diese gallischen Optimaten von ihren fränkischen Nachbarn gelehrig angenommen; der Kraft entbehren diese Naturen nicht.

Aber freilich, diese Aristokratie ist auch der einzige Stand der damaligen römischen Gesellschaft, der noch zähen Widerstand leistet dem von allen Seiten, von innen und außen, anflutenden Verderben.

Es fehlt vollständig an einem freien gedeihlichen Mittelstand in Stadt und Land.

Unter den unermeßlich reichen Herren der Latifundien

Digitized by Google

steht sofort die trostlose Schicht der abhängigen mittellosen Clienten, Colonen, Hintersassen, die in ihrer Halbfreiheit oft schlimmer daran sind als die Sklaven, an deren Wohl der Eigenthümer wenigstens noch das gleiche Interesse wie an seinen Hausthieren hat.

Günstiger gestellt waren häufiger die Freigelassenen, welchen ihre Peculien bei der Freilassung belassen wurden und welche zumal Handel und Gewerk eifrig betrieben.

Das Verschwinden des unabhängigen Mittelstandes im römischen Reiche ist eine Hauptursache des Verfalls von Gesellschaft und Stat gewesen, es fehlte an der unentbehrlichen breiten Masse gesunder Träger für diesen mächtigen Bau.

Die Abnahme der behäbigen unabhängigen Kleinfreien ist allerdings schon im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit deutlich wahrzunehmen, aber sie macht im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erschreckende Fortschritte. Der tiefste Grund dieser gesellschaftlichen Krankheitserscheinung ist selbst gesellschaftlicher, wirthschaftlicher, nicht zunächst politischer Natur; es ist eine Folge des gesammten, auf der Sklaverei erbauten gesellschaftlichen Systems und der Uebermacht des colossalen Capitals, das sich in einer kleinen Anzahl von Geschlechtern vererbt.

Aber unverkennbar haben politische Mißstände wesentlich dabei mitgewirkt: ein verderbliches Finanzsystem, zumal eine falsche Steuerpolitik, das auf Erpressung und Bestechung officiös verwiesene Beamtenthum, der lähmende Druck des Despotismus im ganzen Statsleben; endlich aber mußten auch die seit Trajan und Hadrian selten mehr ruhenden inneren Erschütterungen und äußern Kriege den kleinern Mann viel härter treffen als den reichen Adel und ihn dazu

Digitized by Google

drängen, sich mit Hingabe seiner persönlichen Freiheit und seines Eigenthums unter den Schutz eines „Mächtiger" (potentior, der Ausdruck ist bereis technisch geworden) zu flüchten.

Es ist merkwürdig, in welch manchfaltigen Formen — kaum minder zahlreich als später im Mittelalter — sich in diesen Jahrhunderten solche Abhängigkeitsverhältnisse ausgebildet haben; sie beruhen größtentheils, aber nicht alle, auf Landleihe und auf Vertretung des Schützlings vor Gericht. Aber schon findet sich auch als Gegenleistung des Clienten nicht nur Zins und Fron — auch Waffendienst für den Patron; einerseits sah man sich in den von Beamten und Truppen oft entblößten Landstraßen bei den selten ruhenden innern Zerrüttungen und feindlichen Bedrohungen darauf angewiesen, die versagende Hülfe des States, seiner Polizei und Gerichte durch Selbsthülfe, durch die bewaffnete Dienerschaft und Clientel des Hauses zu ersetzen, und andrerseits waren auch diese Großen sehr geneigt, nicht nur zur Abwehr, auch zur Durführung ungesetzlicher Gewalt zu den Waffen zu greifen. In manchen Provinzen zumal des Ostreiches, ließ man sich von den Kaisern zu dem Schutz gegen Raub und Erpressung besondere Friedenswächter, irenophylaces, geben; meist entlassene oder auch noch active Soldaten, Sauvegarden: sie wurden dann in den zu schützenden Dörfern (vici) und Landhäusern (villae) einquartiert; oft aber wurden diese zum Schutze gegen Gewaltthat erbetenen Mannschaften zur Verübung von Gewalt gegen die Nachbarn mißbraucht. In anderen Landschaften, so in Spanien und Gallien, griff man dagegen zu dem obenerwähnten Mittel: man bildete sich aus Freigelassenen, Colonen, Halbfreien, Schutzbefohlenen

Digitized by Google

aller Art in wechselnden Rechtsformen der rein persönlichen oder der mit Landleihe verknüpften Abhängigkeitsverhältnisse, dann aus den Sklaven eine dem „Brotherrn“ (buccellarius ist der bezeichnende Name für eine dieser Clientelformen, von bucca, der Bissen Brot) zu Trutz und Schutz blind ergebene bewaffnete Schar. Es wäre eine dankenswerthe Arbeit, diese Abhängigkeitsverhältnisse des sinkenden Römerthums erschöpfend darzustellen; der Codex des Theodosius gewährt reiches Material hierfür.

Es ist zwar irrig, das Aufkommen des Beneficialwesens, wie man früher vielfach versucht hat, als Fortbildung jener römischen Clientelverhältnisse zu erklären; aber gerade für unsere Betrachtung ist es lehrreich, zu constatiren, daß bereits vor der germanischen Invasion in den römischen Provinzen eine ganz ähnliche Verschiebung in dem Verhältniß von Stat und Gesellschaft sich vollzieht, wie wir sie, obzwar in andern Formen und eigenartigen Ursprungs, im Mittelalter in der Feudalität antreffen: im Römerreiche hat der Stat in gewissen Richtungen die Kraft der Thätigkeit verloren: er kann nicht mehr schützen und helfen, er erscheint greisenhaft, partiell gelähmt, deshalb greift die Gesellschaft, von wirthschaftlichen Grundlagen ausgehend, zur Selbsthülfe; privatrechtliche Abhängigkeitsverhältnisse, auf Landleihe gestützt, werden dazu benutzt, Functionen, welche der Stat nicht mehr erfüllt, auszuüben: die Gesellschaft tritt hier an die Stelle des theilweise absterbenden States.

Der mittelalterliche Feudalstat vermochte aber noch nicht jene Functionen ausreichend zu erfüllen; der altgermanische Stat, wie er vor der Wanderung bestanden, war ein wirklicher, obzwar höchst einfach organisirter, Stat ge-

Digitized by Google

weſen; der „Unterthanenverband," die Stats- und Volksangehörigkeit, alſo ein ſtatliches, nicht ein privatrechtliches Band, war der Zuſammenhang, die Grundlage von Pflichten (z. B. Herbann) und Rechten (z. B. Rechtsſchutz in der Volksverſammlung) geweſen; die Aufgaben jenes germaniſchen Urſtates waren wenig zahlreich, aber er löſte ſie mit ſtatlichen, ſtatsrechtlich gedachten Rechtsbegriffen. Dieſen Urſtat der Volksfreiheit hatten die Germanen während des 2. und 3. Jahrhunderts eingebüßt (wenigſtens jene, welche mit den Römern grenzten oder die in Wanderung begriffenen: bei den im Innern des Landes ſeßhaft gebliebenen, ſo den Sachſen, haben ſich die alten Verfaſſungszuſtände mit wenigen Aenderungen bis auf Karl den Großen erhalten), das Königthum hat faſt überall die republicaniſche Verfaſſung verdrängt und bei den von jeher monarchiſchen Stämmen den Schwerpunct aus der Volksverſammlung in den Palaſt des Königs verlegt; gleichwol gelang es nicht, den Statsgedanken, etwa nach römiſcher Auffaſſung, in einer ſtarken Monarchie durchzuführen; die Verſuche dieſer Art ſchwankten zwiſchen Despotismus und ariſtokratiſcher Anarchie: auch in dem mit der größten Macht und mit Garantien der Dauer errichteten Reiche der Merovinger und der Arnulfinger vermag der Statsgedanke nicht ſtatsrechtlich aufrecht erhalten zu werden: die auf Dienſt, Amt und Beneficien gebaute neue Ariſtokratie reißt die entſcheidende Gewalt im State an ſich und fortan iſt es nicht mehr das Statsbürgerthum, der „Unterthanenverband," kurz ein Nexus öffentlich rechtlicher Art, was den Stat, den König und die Vaſallen zuſammenhält, ſondern abermals, wie in den letzten Zeiten des römiſchen Reiches, drängen ſich privatrechtliche,

Digitized by Google

rein persönliche oder auf Landleihe basirte Abhängigkeits-verhältnisse, aus politischen Bedürfnissen in den höheren, aus wirthschaftlichen Nothständen in den niederen Schichten erwachsen, aus der Gesellschaft allbeherrschend in den Vordergrund auch des States: und der patrimoniale, der privatrechtlich gedachte, dem Verhältniß von Gutsherrn und Hintersassen nachgebildete Stat des Mittelalters wird erst durch die Wiederbelebung der römischen Statsidee zu Ende des Mittelalters in der Zeit der „Renaissance" und zunächst durch die Uebergangsstufe des aufgeklärten Despotismus gebrochen, bis die englische und die französische Revolution den modernen Rechtsstat des Statsbürgerthums und die Repräsentativverfassung entwickeln.

Kehren wir von dieser vorgreifenden Vergleichung zur Betrachtung der römischen Gesellschafts- und Statszustände zurück, so haben wir hierbei noch einen höchst wichtigen Factor zu würdigen — die christliche Kirche. Die christlichen Ideen, aus Verfolgten zu Herrscherinnen und Verfolgerinnen geworden, zeigen in merkwürdiger Weise, wie ursprünglich rein innerliche Mächte, nachdem sie zunächst in der Gesellschaft eine vom Stat kaum noch geduldete äußere Gestalt gewonnen, allmälig im Stat selbst eine wichtige, ja dominirende Stellung erobern können. Freilich mußte sich die Kirche in den ersten Zeiten der engen Verbindung mit dem State von der Spitze dieses States, dem Imperator und seinem Hofe, nicht nur in ihrem äußeren Leben, auch in der Entwickelung ihrer Dogmen manchen Druck gefallen lassen, und in dieser „Statskirche" dominirte der Stat die Kirche; bald aber gelang es dem Episkopat, nachdem er gegenüber den in arianische und andere Ketzereien ver-

Digitized by Google

sunkenen Kaiserhof die reine Lehre unter dem Nimbus des Martyrthums widerholt erfolgreich vertreten, eine unabhängige moralische Machtstellung in dem Statsleben zu gewinnen. Und die entsprechende Hebung in der juristischen Stellung blieb nicht aus: der Stat, unfähig, vermittelst des verrosteten Mechanismus seiner weltlichen Beamtungen alle seine immer schwieriger gehäuften Aufgaben zu lösen, übertrug den Bischöfen als seinen geistlichen Beamten eine Reihe von statlichen Functionen, zumal aber die Controle der in Bestechung und Erpressung versunkenen Amtsführung der weltlichen Magistrate.

Von diesen bescheidenen Anfängen aus gewannen die Bischöfe, zumal in den den Hauptstädten Ravenna und Byzanz ferner gelegenen Provinzen, allmälig eine höchst einflußreiche Stellung in der weltlichen Leitung und Verwaltung. Viele begünstigende Umstände wirkten in diesem Ergebnisse zusammen. Abgesehen von dem heiligen Ansehen ihres Amtes mußte ihre moralische Gewalt über die Angehörigen ihrer Provinz dadurch bedeutend erhöht werden, daß sie widerholt im engen Zusammenschlusse mit ihren Gemeinden, wie erwähnt, ketzerischen Richtungen am Hofe bald als Märtyrer, bald als Sieger entgegentraten. Der geniale Ausbau der Hierarchie, wie er sich in jenen Jahrhunderten durch Provinzialsynoden und lebhaften Verkehr mit den Nachbarbischöfen vollendete, stellte die Kirche als eine festgeschlossene und doch feingegliederte Einheit in gerade der nämlichen Zeit hin, in welcher die Einheit des States auseinanderbrach; die römische Kirche schickte sich an, die Erbschaft des weltbeherrschenden römischen States anzutreten. Dazu kam, daß bei dem allmäligen Vertrocknen der welt-

Digitized by Google

lichen Cultur in Wissenschaft, Literatur und Kunst die geistliche kirchliche Wissenschaft in reicher Pflege stand und Literatur und Kunst vielfach in den Dienst der Kirche traten, deren Lehren das innere Leben des Menschen beherrschten, deren Reichthum die bildende Kunst für ihren Cult beschäftigte: während im 5. Jahrhundert in Gallien z. B. die Zahl der Rechtskundigen eine sehr geringe geworden und juristische Schriftstellerei nur noch in Italien — und auch hier nur in Codificationen und Formelnsammlungen gepflegt wurde, ist die Production auf theologischem Gebiete außerordentlich fruchtbar, ja, ein asketischer Geist in der Literatur jener Periode (Salvian) trachtet, auch die Gebiete weltlicher Literatur, die Geschichte, für die kirchliche Betrachtung zu erobern und versucht sich an einer Philosophie der Geschichte vom kirchlichen Standpuncte; wie der ungefähr gleichzeitige Augustinus dem zerfallenden weltlichen State Roms in seinem „Gottesstat" das unvergängliche kirchliche Reich Gottes entgegenhält. Das ist, in der Theorie, der innere Sieg der Kirche, dieser an sich nicht statlichen, nur gesellschaftlichen Macht über den Stat, wie denn auch äußerlich die Kirche den römischen Stat überdauert, ja im gewissen Sinne überwunden hat.

Denn nachdem einmal mit den Bischofstühlen Reichthum, Glanz, politischer Einfluß in sehr hohem Maße verknüpft waren, nachdem in den Städten der abendländischen Provinzen gleichzeitig mit der Abnahme der Kraft der militärischen und der civilen Statsbehörden die beherrschende Autorität des Episkopats stieg und stieg — der reiche, wohlthätige, fromme, gebildete, von dem ganzen Bau der Kirche getragene Bischof hatte größere Gewalt über die

Digitized by Google

städtische Bevölkerung gewonnen als der kaiserliche comes oder dux, der nicht mehr hinreichende Truppen zur Verfügung hatte, die Barbaren aus dem Stadtgebiete zu verscheuchen, aber nach wie vor die erdrückenden Statssteuern von den seufzenden Curialen eintrieb — wurden diese Bischofsstühle der Gegenstand auch eifrigen politischen Ehrgeizes: die nämlichen reichen „senatorischen" Familien, in welchen die höhern Municipalämter der Städte gleichsam erblich sich vom Vater auf den Sohn fortpflanzten, die gleichen Häuser — „infulatae domus" nannte man sie mit Stolz — gaben auch von Geschlecht zu Geschlecht der Stadt die Bischöfe.

Dies trug nun aber ganz wesentlich zu wachsender autonomer Leitung der städtischen Dinge und Schicksale bei; es waren ja die gleichen oder doch eng verschwägerten Geschlechter, deren Glieder zugleich die höchsten geistlichen und municipalen Stellungen in den Städten einnahmen. Ein hervorragendes Beispiel dieser Art gewährt das Geschlecht des Bischofs Gregorius von Tours: sein mütterlicher Großvater war Bischof von Langres, dessen Bruder Bischof von Lyon, sein Vatersbruder war Bischof von Auvergne, ja alle früheren Bischöfe von Tours selbst waren aus Gregor's Geschlecht mit nur fünf Ausnahmen.

Daher erklärt es sich denn, daß im 4. bis 5. Jahrhundert, zumal in den von den Barbaren widerholt überfluteten Außenprovinzen des Abendlandes, in Spanien und Gallien, in Pannonien, Istrien, Dalmatien, in Rhätien und Noricum die Autonomie der einzelnen Städte und ihres Landgebiets unter der Leitung des Bischofs und der hervor-

Digitized by Google

ragenden Geſchlechter in der Curie immer lebhafter hervortritt; der Zuſammenhang mit den Centren und Centralſtellen des Reiches, mit dem Kaiſer und ſeinem praefectus praetorio occidentis, war oft auf Jahre unterbrochen; aber auch die Centralbehörden der Provinz, der praeses, rector, praefectus provinciae, waren bald unbeſetzt, bald abgeſchnitten und belagert oder durch eigene Bedrängniß ſonſt an jeder Hülfeleiſtung behindert — und die Barbaren lärmten vor den Thoren. Sollte Hülfe möglich ſein, ſo war es nur Selbſthülfe; der Biſchof feuert durch Gebete, durch Proceſſionen, durch Traumgeſichte, in welchen ihm der ſtädtiſche Schutzheilige, vielleicht Ahnherr ſeines eigenen Hauſes, erſcheint, dringendenfalls durch ein Mirakel ſeine Gemeinde an zum Ausharren im Widerſtande gegen die heidniſchen oder arianiſchen Belagerer, indeß der Bruder oder Schwager des Biſchofs die Vertheidigung des alten Römerwalls leitet und, wenn's glückt, zuletzt die unbeholfenen und trunkſüchtigen Feinde im nächtlichen Ausfall zerſtreut.

Dieſe Bilder kehren im ganzen Abendland wieder: am Inn und der Salzach bei Paſſau und Salzburg unter Sanct Severin wie an der Loire bei Orleans unter Sanct Aurentius und am Tajo und Ebro in Saragoſſa und Merida unter dem Schutze von Sanct Vincentius und Sancta Eulalia.

Solche Vorgänge, im Zuſammenhang erfaßt, erklären dann die ſonſt räthſelhaften Erſcheinungen, wie im 5. Jahrhundert in Gallien, Spanien, Noricum ohne allen Verband mit Rom, Ravenna, Italien, ja zu Ende des Jahrhunderts ſogar nach dem Erlöſchen des Weſtreiches, ſich einzelne römiſche Gebiete, z. B. das regnum des Syagrius zu Soiſſons, Cordova in Spanien, Paſſau, Lorch und andere

Digitized by Google

Donauſtädte ſelbſtändig mitten in der barbariſchen Ueberfluthung inſelhaft erhalten konnten.

Es tritt uns hier, während der Stat erlahmt und abſtirbt, ein verzweifeltes Ringen der römiſchen Cultur und ihrer Geſellſchaft um das Daſein wider das Barbarenthum entgegen: getragen von Mitteln nicht des States, ſondern der Geſellſchaft, des kirchlichen und des Gemeindelebens.

So erklärt ſich denn auch die bedeutende Stellung des Epiſkopats in den Germanenreichen dieſes Jahrhunderts auf römiſchem Boden; nachdem der römiſche Stat in dieſen Provinzen niedergeworfen war, ſtand die Kirche noch wenig verſehrt und in ihrem inneren Bau ungebrochen aufrecht, während der junge Germanenſtat in voller Verwirrung des Aufbaues begriffen war: das kirchliche und das ſtädtiſche Leben, die mächtigſten Reſte der vergehenden Cultur, haben dann auch die Romaniſirung der germaniſchen Eroberer vollbracht; auf Kirche und Stadt beſchränken ſich noch heute in den romaniſchen Ländern für Millionen alle warm empfundenen Lebensintereſſen, während ihnen der Stat fremd, unverſtändlich, gleichgültig bleibt, ja antipathiſch wird, wenn er den Intereſſen der Kirche oder des Kirchthurms entgegentritt.

So ſehen wir den römiſchen Stat jener Jahrhunderte auch durch die Kirche, welche er anfangs verfolgt, dann als verbündete Macht in ſich aufgenommen hatte, überdauert und in manchen Gebieten, in welchen er erlahmt war, erſetzt; auch hier hat eine geſellſchaftliche Potenz die Statsgewalt der römiſchen Welt überlebt, ja in gewiſſem Sinne zerſprengt und überwunden.

Dieſen Zuſtand, dieſes Verhältniß nun von Stat und

Digitized by Google

Gesellschaft fanden die Germanen im 5. Jahrhundert vor, als sie in die Pforten des Römerreiches drangen: einen im Zerfallen und Verrotten begriffenen Stat, der aber immerhin noch, auf dem alten, meisterhaft gefügten Grundbau, zähen Widerstand nach außen leistet; eine in ihren wirthschaftlichen Wurzeln unheilbar erkrankte Gesellschaft, welche aber, als Trägerin der mächtigen griechisch-römischen Cultur einerseits und verbündet mit der christlichen Kirchenmacht andererseits, auch nach dem Untergang des States den germanischen Eindringlingen in unbezwingbarer Ueberlegenheit gegenüberstand. Dem hatten die germanischen Ankömmlinge nichts entgegenzustellen als ihre tüchtige rohe Naturkraft, zumal eine noch immer ziemlich ungezügelte Tapferkeit: aber ihre alten Statsformen waren zerstört, neue noch nicht ausgebildet, und die Grundlagen, die wirthschaftlichen, ihrer Gesellschaft waren durch den Aufbruch von der Scholle total verloren; in der That, die gesellschaftliche, die wirthschaftliche Existenz dieser mehr gedrängten als drängenden Wandervölker ruht auf der mitgeschleppten Wagenburg und auf der zweifelhaften Spitze des Schwerts: mit der Energie der Verzweiflung ringen und trachten sie nach der Grundlage einer neuen sicheren Existenz; Land, Ackerbau im Gebiet und im Frieden des Römischen Reiches — das ist die „quieta patria", wonach die Gothen so lange und sehnlich schmachten, denen das sieghafte Schwert die schmerzlich vermißte Pflugschar nicht zu ersetzen vermochte.

Das Ergebniß dieser Berührungen in Krieg und Frieden war nun zwar einerseits der Untergang des römischen States im Abendlande, aber andererseits der Aufbau des germanischen States und der Gesellschaft in demselben auf den

Digitized by Google

Grundlagen der römiſchen Geſellſchaft, Cultur und Wirthſchaft und folgeweiſe die Färbung und Durchdringung dieſer Geſellſchaft mit römiſchem Weſen; d. h. die Oſtgothen, Langobarden, Weſtgothen, Burgunden und Franken verloren ihre germaniſche Nationalität und verſchmolzen mit den vorgefundenen Provinzialen zu den neuen romaniſchen Nationen der Italiener, Spanier und Franzoſen.

Betrachten wir Geſellſchaft und Stat der Germanen vor der Völkerwanderung und die Auflöſung dieſer alten Lebensformen durch die Wanderung, die Berührung mit den Römern und die begleitenden Vorgänge.

Den lange Zeit lebhaft geführten Streit über Nomadenthum und Seßhaftigkeit, Jagd und Hirtenleben oder Ackerbau und feſten Grundbeſitz als Grundlagen des wirthſchaftlichen Lebens der Germanen im 1. Jahrhundert nach Chriſtus darf man heute wohl als im Wege des Vergleichs geſchlichtet betrachten. Man weiß es jetzt — die vergleichende Sprachforſchung hat es gelehrt —, daß ſchon in Centralaſien, vor der Scheidung von den anderen großen Zweigen der ariſchen Race, von Hellenen, Italikern, Kelten und Slaven, die Germanen die Anfänge des Ackerbaues gekannt und gepflegt; das bloße Jäger- und Hirtenleben war bereits überwunden und ein freilich ſehr wenig intenſiver Bau gewiſſer dankbarer Fruchtarten verband ſich mit dem immer noch geübten periodiſchen Wechſel der Jagd- und Weideplätze. So ſind in langſam, faſt unmerklicher Weiſe die Germanen nach der Trennung von den übrigen Ariern im Laufe von vielleicht zwei Jahrtauſenden, jagend, weidend und gleichwie im Vorüberziehen ſäend und erntend, immer weiter nach Weſten gewandert; das Umkehren, auch das

Digitized by Google

Stehenbleiben auf die Dauer wurde durch die Ausnutzung der abgeweideten und ausgebeuteten Länder, durch das Nachdrängen anderer Stämme unmöglich gemacht, welches wohl auch manchmal nach verlorener Schlacht das im allgemeinen gewiß friedliche, allmälige, fast unwillkürliche Vorrücken der großen, mit Weib und Kind, mit Roß und Rind, mit Knechten, Mägden und Gespann beschwerten Massen beschleunigen mochte. Das zusammenhaltende Band in diesen Horden konnte noch nicht Ackergemeinschaft sein, sondern, wie gegenüber nichtgermanischen Stämmen, die man auf der langen Wanderung traf, die Nationalität, so gegenüber den anderen Germanen, ja gegenüber den Horden desselben Stammes, der Sippeverband: sibja ist zugleich „Geschlecht und Friede", und nur auf die Gesippen erstreckte sich ursprünglich der Rechtsschutz. Auch nach dem Eintreffen in Europa und im jetzigen Deutschland dauerte bei den mehr in Mitte und Rücken des großen Zuges Wandernden, der sich, mit Unterbrechungen, vom Rhein bis an den Kaukasus und von den Alpen bis nach Thule erstreckt, der mitgebrachte Zustand noch lange Zeit fort, während die an der Spitze des Zuges Marschirenden zum Halten und zur Aenderung der bisherigen Lebens- und Wirthschaftsweise gezwungen wurden durch zwei überlegene Größen: die keltische Cultur und die römische Macht. Letztere schob zuerst in Gallien, dann seit Cäsar am Rhein und bald auch an den Alpen einen zunächst nicht zu zerbrechenden Riegel vor, nachdem schon zwei Menschenalter früher die vereinzelte kimbrische Woge, welche der großen Fluth vorverkündend vorausgeeilt, in Südfrankreich und Norditalien an dem Damm der Legionen zerschellt war. Die keltischen Sidelungen aber,

Digitized by Google

welche man in Mittel- und Süddeutschland vorfand, lockten mit dem Reichthum überlegener Cultur, die keineswegs verachtet oder zerstört wurde; man weilte gern in diesen milderen Sitzen, in welchen man den Urwald vielfach schon gerodet und Straßen durch den Sumpf gezogen fand. Das Haltmachen und Nichtweiterkönnen oder Wollen dieser vorgeschobenen Stämme, der späteren Oberdeutschen (Alamannen, Markomannen, Bajuvaren), Mitteldeutschen (Thüringer und Franken), Niederdeutschen (Sachsen und Friesen), wirkte nun auf die nächsten Hintermänner, während die Völker der gothischen Gruppe, z. B. im fernen Osten in Rußland, ja zum Theil noch jenseit des Kaukasus in Asien schweifend noch jahrhundertelang der alten Sitte pflegen mochten; noch der Sprachschatz des Wulfila kennt nur das Holzhaus, das „gezimmerte", welches auf großen Wagen fortgefahren wird, indem seine Pfosten die Erde nicht ganz berühren; noch zu Anfang des 4. Jahrhunderts sind sogar die Kirchen der Gothen nicht Steinbauten, sondern leichtbewegliche Zelte. Aber bei den Völkern, die von Ungarn, Polen, Böhmen, Schlesien bis gegen Rhein und Alpen wohnten, begann wenigstens im 1. Jahrhundert vor Christus entschieden der Uebergang von überwiegendem Nomadenthum mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaften Ackerbau, freilich immer noch mit sehr starkem Betrieb von Viehzucht und Jagd, sich zu vollziehen.

Und allerdings, noch ist die Seßhaftigkeit nicht so fest, noch ist die neue Heimat nicht so lieb und werthvoll geworden, daß nicht geringe Anlässe von Furcht oder Hoffnung — nachdrängende böse Nachbarn im Osten, Aussicht auf Niederlassung in reicheren Gegenden des Südens oder

Digitized by Google

Westens — die alte Wanderſitte neu beleben möchten; die Wellen der Einwanderung ſind noch nicht ganz zur Ruhe gekommen und leicht gerathen ſie in neue Erregung.

Dieſe Unſtätigkeit haben die Römer, hat Cäſar widerholt kennen gelernt und zumal bei den Völkern der ſuebiſchen Gruppe.

Dabei mußten zwei den Römern ſchwer verſtändliche Einrichtungen dazu beitragen, ihre Vorſtellung von der Unſtändigkeit der Sidelung dieſer Barbaren zu überſteigern: die Feldgemeinſchaft (Ackerwechſel), wie ſie Cäſar von den Sueben berichtet, und die allen Stämmen gemeinſame Allmännde.

Das erſtere Inſtitut, im Zuſammenhang mit der (ſpäter) im ausgedehnteſten Maße betriebenen Brachwirthſchaft, welche der unverhältnißmäßig große Viehſtand und die geringe Intenſität des Ackerbaues erheiſchte, bedarf keiner weiteren Schilderung; hat es ſich doch in manchen Gegenden Deutſchlands bis auf unſere Tage erhalten.

Nur iſt zu erinnern, daß der in Brache liegende Theil des in Sondereigen zerſchlagenen Bodens mit der Allmännde, der nicht in Sondereigen zerfällten Gemeinweide, oft verwechſelt werden mochte — eine Gefahr, welcher noch im 17. Jahrhundert die Weisthümer vorzubeugen ſuchen.

Bedeutſamer für die Fortbildung der Verfaſſung und der Verhältniſſe der einzelnen Bezirke innerhalb des Stammes, der einzelnen Stämme innerhalb der Völkergruppe wurde die Allmännde, deren urſprüngliche Anlage und ſpätere Verwendung. Um dies richtig zu würdigen, müſſen wir uns die Vorgänge bei der erſten Niederlaſſung einer ſiegreich einwandernden Germanenſchar vergegenwärtigen.

Digitized by Google

Wenn der Bezirk — bei den größeren Gruppen widerholt sich dasselbe Verfahren in größeren Dimensionen — in eine bisher von anderen Sidlern, Kelten z. B., bewohnte Landschaft eingedrungen und der Widerstand der vorgefundenen Bevölkerung gebrochen war, so wurde zunächst das ganze Landgebiet, welches den Besiegten gehört hatte, soweit man es brauchte — und bei dem damaligen Wirthschaftssystem mit dem starken Betriebe von Jagd und Viehzucht bedurfte man ganz außerordentlich weitgestreckten Landes zur Ernährung von wenigen Familien — von Stats wegen (oder, was in jener Zeit noch dasselbe sagen will, von der Gesammtheit der zu einer Gemeinde verbundenen Sippen) in feierlicher Absteckung der Grenzen unter sacralen Handlungen als Stats- (oder Gemeinde-) Gut in Besitz genommen.

Hierauf folgte die von der Gemeinde vorzunehmende Ausscheidung desjenigen Theils des occupirten Bodens, welcher in Sondereigen der einzelnen Familienhäupter (oder selbständigen unverheiratheten Männer) zerschlagen werden, und des unvergleichlich größeren Theils, welcher im Eigenthum der Gemeinde verbleiben und nur durch Einräumung von Nutzungsrechten der Jagd und Weide, des Holzbezugs und jeder anderen Ausbeutung der damaligen Wirthschaft der einzelnen Familien der Gemeinde dienstbar gemacht werden sollte.

Selbstverständlich bestimmte man nun zur Vertheilung in Sondereigen jene Strecken des occupirten Landes, welche von der vorgefundenen (keltischen) Bevölkerung bereits mehr oder minder für die Cultur erobert waren: also vor allem Haus, Hof und Garten der überwundenen und verknechteten

Digitized by Google

oder doch zu Halbfreien herabgedrückten alten Insassen, dann das von diesen bereits für den Pflug gewonnene Ackerland.

Dagegen unvertheiltes Allmänndegut blieb, was bisher von der Cultur nicht in Angriff genommen war, und das, was sich seiner Natur nach der Vertheilung und Sonderbenutzung entzog: also der Urwald, der noch unberührt überall einen großen Theil des occupirten Landes bedeckte, dessen Wild, Holz und Streu massenhaft von der damaligen Wirthschaft in Anspruch genommen wurde; Sumpf und Mor, Heide und Weide, die Felsen und Höhenzüge der Berge, endlich die Küsten der See und alles größere Gewässer.

Ursprünglich waren auch offenbar die Nutzungsrechte der Gemeindegenossen an der Allmännde der Quantität nach nicht beschränkt: noch war ja in diesem Kampfe um das Dasein mit dem Urwald jedes erlegte Wild, jeder gefällte Baum ein Feind der Einwanderer weniger; noch konnte jeder gewiß so viel Hausthiere als er wollte auf die weitgestreckten unerschöpflichen Weidegründe des kleinen States schicken. Noch in den Volksrechten des 5. Jahrhunderts erinnern einzelne Spuren an jene Urzeit unbeschränkter Benutzung von Wunne, Wald und Weide.

Wanderte man in noch völlig uncultivirte, nie von Römern, Kelten oder finnischen Pfahlbauern cultivirte Gegenden ein, so verfuhr man nothgedrungen in ähnlicher Weise: das zur Sonderbenutzung weniger geeignete Land blieb Allmännde, das andere ward vertheilt.

Dabei vergaß man jedoch der Sicherung gegen feindliche Ueberfälle bekannter oder unbekannter Nachbarn nicht: man benutzte vielmehr diese Methode der Ansidlung zu einem

Digitized by Google

ebenso einfachen, von selbst dargebotenen als wirksamen Vertheidigungsmittel; um das mit schwerer Mühe für die Cultur gewonnene Land, um Haus und Habe vor der Brandfackel der Feinde zu schützen, um überhaupt natürliche Schutzmittel gegen überraschende Angriffe zu gewinnen, legte man, wo es irgend Bodenart und Gebietsumfang gestatteten, die Sondergüter in das Herz, in das geschützte Centrum des occupirten Gesammtlandes, während die Allmännde, also der undurchdrungene Urwald, der pfadlose Sumpf oder die Felsgebirge und Bergkämme, die Flüsse und Seen als natürliche Schutzwälle die Außenseite des Statsgebietes (oder der Gemeindemarkung) bildeten, sodaß ein plötzlicher Ueberfall durch diese nur mit langsamer Mühe zu überschreitenden Marken sehr erschwert war.

Dieses Verfahren, bei der Occupation öden Landes immer statthaft — man konnte ja in solchem Fall mit der Occupation (durch Hammerwurf feierlich bezeichnet) fortfahren, bis man geeignete Gebietsabgrenzung fand — ließ sich auch bei der Eroberung keltischer Sidelungen meistens unschwer anwenden, da ja in jener Zeit solche Culturstätten doch immer nur als Inseln, als Oasen in einer Umgebung von Urwald zu denken sind.

Je menschenreicher und mächtiger nun ein Volk, eine desto größere Strecke solch unvertheilten, unbebauten Statslandes, desto bedeutendere Jagd- und Weidegründe bedurfte es einerseits und desto erfolgreicher vermochte es andererseits die gesammte nicht urbar gemachte, sondern wüst liegende Markung, welche Bauland und Sondergüter umhegte, vor Eingriffen der Nachbarvölker zu wahren.

Eine vereinzelte Consequenz dieses Sachverhalts ist, ab-

Digitized by Google

geriſſen und in ſolcher Iſolirung ſchwer verſtändlich, zu der Kunde Cäſar's gekommen; nachdem er von der großen Macht der ſuebiſchen Völkergruppe, von dem Ueberwiegen von Jagd und Viehzucht über Ackerbau und von dem jährlichen Feldwechſel bei ihren Stämmen geſprochen, fährt er fort: „Es gilt als der höchſte Ruhm für den Stat bei ihnen, wenn das Land rings um ihr Gebiet ſo weithin wie möglich öde liegt, als ein Zeichen, daß eine große Anzahl anderer Staten ihnen habe weichen müſſen. Und ſo, ſagt man, liegt nach der einen Seite der ſuebiſchen Grenze (offenbar Nordoſt, ſüdweſtlich grenzen ſie mit den Ubiern) das Land ungefähr 150000 Schritt weit öde."

Man ſieht, der Römer hat einen einzelnen Zug aus dem Geſammtbild dieſer Zuſtände in ſchiefen Darſtellungen kennen gelernt; er hält die weiten Jagd- und Weidegründe der Sueben für herrenloſes Gut — richtig mag ſein, daß zum Theil erobertes Land vertriebener Stämme zur ſuebiſchen Allmännde war verwendet worden — und zieht ihre Grenzen da, wo ihre bebauten Sondergüter enden.

Es muß hier nur noch conſtatirt werden, daß nach dem geſchilderten Syſtem des Verfahrens bei der Landtheilung und Anſidlung die Jagd- und Weidegründe trennend zwiſchen den einzelnen größeren und kleineren Gemeinweſen lagen: wie die Allmännden die einzelnen Dörfer — daß bei der Hoffidelung das gleiche Syſtem eingehalten wurde, verſteht ſich — und Markgemeinden, ſo trennten die Statswaldungen u. ſ. w. die einzelnen Bezirke des Stammes, und oft mochte ſich „beſtrittener Grund" („debatable ground") oder in der That herrenloſer, noch nie occupirter Urwald ſcheidend zwiſchen den Allmännden und Grenzwäldern ver-

Digitized by Google

ſchiedener Stämme oder Völkergruppen hinziehen. Wie das allmälige Verſchwinden dieſer Scheidewände und Zwiſchenländer auf die Verfaſſung wirken mußte, werden wir alsbald zu erörtern haben. Die geſellſchaftlichen Zuſtände der germaniſchen Gemeinweſen laſſen ſich am klarſten auf der urſprünglich alleinigen Grundlage dieſer Verbände, der Sippe, und an den ſtändiſchen Gliederungen des Volkes darſtellen.

Die Zeit des ausſchließlichen „Geſchlechterſtats“ der Germanen iſt vorgeſchichtlich, vielleicht außereuropäiſch.

Gewiß gab es eine Periode, in welcher lediglich der Sippeverband den Rechtsſchuß gewährte; nur innerhalb der Sippe war die Entſcheidung des Streites durch Waffen verboten, nur über Glieder der Sippe richtete, wohl unter Vorſitz des Geſchlechtshauptes, die Verſammlung der Sippegenoſſen: über Ungeſippen hatte die Sippe keine Richtergewalt, für ſie galt nicht das in der Sippe erwachſene Gewohnheitsrecht, wie ſie andererſeits zunächſt keinen Anſpruch auf den Schutz der Sippe hatten: nur das Gaſtrecht mochte hier mildernd eintreten. Streit unter Angehörigen verſchiedener Sippen, auch der nämlichen Horde, konnte, in Ermangelung übergeordneten Gerichts und gemeinſamen Rechts, nur durch gütlichen Vergleich oder durch Fehdegang — Krieg — ausgetragen werden.

Sippe und Stat fielen alſo zuſammen: von dem denkbar kleinſten Kreiſe aus hat der Germane den Statsgedanken entwickelt. Lange Zeit mag der „Geſchlechterſtat“ noch die alleinige Grundlage des Rechtsverbandes auch in der zweiten Periode geblieben ſein, d. h. in den Jahrhunderten eines mit Jagd und Viehzucht und weit überwiegendem

Digitized by Google

Nomadenthum sich allmälig verbindenden, aber noch kaum seßhaft gewordenen Ackerbaues.

Und Nachwirkungen, Erinnerungen jenes Geschlechterstates der Urzeit sind ja auch in dem geschichtlichen Germanenstat, wie ihn Cäsar und Tacitus schildern, überall wahrzunehmen: königliche und adelige Geschlechter gelten als die halbgöttlichen Begründer des Stammes; Fehdegang, Blutrache, Recht und Pflicht der Wehrgeld-Forderung und- Zahlung, Eidhülfe, Muntschaft, Erbrecht, ja die Gliederung der Schlachtreihe im Kriege und der Nachbarschaft im Frieden bauen sich auf dem Sippeverbande auf.

Aber gleichwohl ist zur Zeit des Cäsar und noch allgemeiner in den Tagen des Tacitus — die in Mitte liegenden anderthalb Jahrhunderte haben offenbar starke Fortschritte in dieser Richtung gesehen — nicht mehr der Geschlechterverband, sondern die Gemeindegenossenschaft der Grundbesitzer die Basis des States.

Sie ist auch die Basis der Gesellschaft und des wirthschaftlichen Lebens.

Der alte Volksadel, dessen Spitze das königliche Geschlecht, hat allerdings die letzten Wurzeln seines Vorzugs in der Urzeit des Geschlechterstates; diese von den Göttern entstammten Adelsgeschlechter waren daneben aber auch die größten Grundbesitzer des Stammes oder Bezirks: und war auch dieser Reichthum an Land, das an zahlreiche Halbfreie, Freigelassene und Unfreie ausgethan wurde, nicht der Ursprung, so bildete derselbe doch eine unentbehrliche Stütze der Machtstellung, des gesammten Lebens dieser Edeln in Krieg und Frieden. Dem königlichen Geschlechte, dessen mythologisch-heroische Traditionen sie theilten, nahe stehend

Digitized by Google

in Ansehen und Verehrung des Volks unterhielten sie große Gefolgschaften, leiteten in der Volksversammlung mit dem Könige die Entscheidungen, empfingen in ungemessener Gastlichkeit in der stattlich gebauten Halle die Besuche fremder Gesandten, Fürsten und Edeln, waren die wichtigsten Abnehmer der römischen Kaufleute, welche in diese Wälder drangen, lebten in Schmaus und Jagd, zogen von Ting und Opferfest zu andern Edeln auf Besuch und planten mit dem König oder auch gegen den König Krieg und Raubzug oder Bündniß und Friedensvertrag. Sie selber legten wohl nie zur Arbeit Hand an den Pflug: ihre unfreien und freien Hintersassen leisteten Zins und Arbeit für den Herrenhof. An statsbürgerlichen Rechten diesen Adeligen gleich, aber in viel bescheidenern Vermögenskreisen standen nun die eigentlichen Träger der Verfassung und die normalen Glieder des Volksverbandes, die Gemeinfreien; in dieser Zeit der Volksfreiheit haben die Edeln nur etwa das Eine vor ihnen voraus, daß bei Aussterben des königlichen Geschlechts thatsächlich die Krone durch die Volksversammlung zunächst wohl einem der Adelshäupter angetragen wird. Aber in allen in der Volksversammlung geltend zu machenden Rechten steht der gemeinfreie Bauer dem reichsten Edeln gleich.

Freilich, einen Hof in der Gemeindemarkung muß besitzen, wer alle Befugnisse des vollberechtigten Gemeinde- oder Statsgliedes in der Gemeinde- oder Volksversammlung üben will.

Der Besitzlose — (und aller Besitz fast ist Grundbesitz; die wichtigste Fahrhabe: Unfreie, Herden und Ackergeräth, ist meist Zubehörde der Liegenschaften, sonst finden sich nur Waffen und Schmuck) — ist nicht vollberechtigtes Glied des

Digitized by Google

Bauernstates: er bedarf der schützenden Vertretung eines Vollbauers (oder Edeln) im Rechtsleben, wie er im wirthschaftlichen Leben in Dienst oder anderer Abhängigkeit, vielleicht als Hintersasse auf der Scholle, des Grundbesitzers lebt.

Wohl erst in späterer Zeit wird sogar ein gewisses Minimalmaß von allodialem Grundbesitz in der Gemeindemarkung als Voraussetzung der Vollberechtigung aufgestellt.

Aber auch in jener Urzeit ist dieser Bauernstat eine Aristokratie des Grundbesitzes; allerdings, unter den Genossen waltet eine mit Eifersucht gewahrte Gleichheit der Freiheitrechte; aber demokratisch kann man eine Verfassung nicht nennen, in welcher ein großer Theil der Bevölkerung, (auch abgesehen von den Unfreien, welche gar nicht zum Volke zählen,) wegen mangelnden Grundbesitzes die statsbürgerlichen Rechte nicht hat, vielmehr durch die Vollbürger gedeckt und vertreten werden muß.

Gesellschaftlich blättert sich dieser Stand der Gemeinfreien in drei Schichten ab; die größten Grundbesitzer näherten sich wohl in der gesammten Lebensweise dem Adel, wenn auch mit geringerem Glanz und ohne den regen Antheil an den Kriegsfahrten der Gefolgschaften: ein solcher Großbauer legte wohl auch selten Hand an den Pflug; die weitaus größte Gruppe umfaßte die Bauern mittlern Besitzes, welche mit ihren Knechten zusammen, wie heute, das Feld bestellen; endlich die Leute von kleinerm Grundbesitze mochten zwar in der Volksversammlung erscheinen, aber ihre Stimmen folgten wohl meist dem Vorgange einflußreicher Männer, und in Arbeit und Genuß des Lebens mochten sie schon damals häufig schlimmer daran sein als die Freigelassenen und Unfreien der Vornehmen.

Digitized by Google

Diese haben wir uns theils als Hausdiener der Edeln und Freien in deren Höfen lebend, theils als Hintersassen auf ausgeliehener Scholle, mit Zins und Fron belastet, zu denken; auch das Handwerk, sofern es vorkam, wurde von diesen Ständen betrieben.

Man sieht, das gesammte Leben dieser Gesellschaft und dieses States beruht auf Ackerbau, Grundbesitz und den mit diesem verbundenen Rechten. In diesen Zuständen treten nun im Laufe des 3. Jahrhunderts Veränderungen ein, welche sich uns zunächst als politische darstellen, deren Gründe aber, neben Einflüssen äußerer geschichtlicher Vorgänge, zumal der Berührung mit den Römern, offenbar in gesellschaftlichen, wirthschaftlichen Bewegungen zu suchen sind.

Aus den dürftigen Quellen können wir wenigstens zwei große verfassungsrechtliche Erscheinungen bei den meisten Germanenvölkern jener Periode nachweisen: die Verdrängung der republicanischen Form durch das Königthum und das Verschmelzen der kleinen Bezirks- und Stammesstaten zu den größern Verbänden der Volksstaten.

Beide Veränderungen stehen auch unter sich in Wechselwirkung: die Herstellung größerer Statsverbände vertrug sich mit der einfachen und lockern Fügung der nur dem Umfang eines Bezirks oder Gaues angemessenen republicanischen Gemeindeverfassung nicht, sie erheischte Zusammenschluß in kräftigerer Führung: und andererseits mußte Eroberung oder friedlicher Anschluß einem hervorragenden Königsgeschlecht bald außer dem Bezirk oder Stamm, von welchem es ausgegangen war, andere Gaue desselben Stammes, weitere Stämme desselben Volks zuführen.

Digitized by Google

Die Thatsachen jener Umgestaltungen stehen fest: als Tacitus die „Germania" schrieb (99 n. Chr.), überwog noch bei allen Stämmen, mit Ausnahme der gothischen, die republicanische Verfassung gewählter Grafen; im Laufe des nächsten Jahrhunderts verschwindet dieselbe fast überall (mit Ausnahme der sächsischen Völkerschaften), und alle westlichen Stämme, bei welchen Tacitus noch keine Könige kannte, finden wir nun unter Leitung von Königen.

Gleichzeitig verstummen die zahlreichen Sondernamen der einzelnen Völkerschaften, welche Tacitus und seine nächsten Nachfolger noch allein kennen und nennen: zuerst verschwindet der Bezirksstat; die mehreren Bezirke einer Völkerschaft, welche noch zur Zeit Armin's besondere Staten gebildet hatten, die nur in einem lockern oder engern Vertragsverbande standen, oft sogar Krieg untereinander führten, werden jetzt zur Einheit des Stammstates zusammengefaßt; nicht mehr der Bezirk, der Stamm bildet nunmehr die Statseinheit; was noch einer Persönlichkeit wie Armin zu erzwingen nicht hatte gelingen wollen — der centrifugale Sondertrieb war noch zu mächtig: er fand den Tod über dem Bestreben, sein Bezirkskönigthum zum Stammeskönigthum über alle cheruskischen Bezirke zu erweitern — vollzog sich jetzt überall von selbst.

Aber die begonnene centripetale Bewegung, welche den Zusammenschluß zu größern Statsgebilden verlangte, blieb hierbei nicht stehen: vielmehr treten im Laufe des 3. Jahrhunderts auch die Stämme (Völkerschaften) überall unter neu auftauchenden Gesammtnamen (Alamannen, Bajuvaren, Franken, Sachsen, Frisen,) in Gruppenverbände, innerhalb welcher im Anfang noch die einzelnen Völkerschaften mit besonderen Königen fortbestehen — Statenbund oder

Digitized by Google

Bundesstat, in den verschiedenen Fällen lockerer oder enger verknüpft —: im Laufe des 3. und 4. Jahrhunderts aber verschwindet diese Mehrzahl von Fürsten und nur mehr Ein König des ganzen Alamannen- oder Frankenvolks begegnet uns: so stehen in der großen Alamannenschlacht bei Straßburg im Jahre 357 noch über ein Dutzend „Könige" nebeneinander (Ammianus Marcellinus unterscheidet größere und kleinere Könige, reges und reguli), aber 140 Jahre später haben die von den Franken bekämpften Alamannen nur noch Einen König, nach dessen Fall das gesammte Volk sich unterwirft. Wenn sich nun die Vorgänge bei Beseitigung der Stammeskönige bei den Alamannen unsern Blicken entziehen (auch bei den Bajuvaren haben wir wohl in den alten Adelsgeschlechtern der Lex die von den Agilolfingen mediatisirten Fürstengeschlechter bajuvarischer Völkerschaften oder Bezirke zu vermuthen), so können wir bei den Franken im hellen Licht der Geschichte zusehen, wie einer dieser salischen Stammeskönige unter seinen salischen und ripuarischen Vettern und Mitkönigen mit List und Gewalt aufräumt, bis er das Königthum über alle Völkerschaften des fränkischen Namens in seiner blutigen Hand zusammenfaßt.

Die Gründe der Verdrängung der republicanischen Formen und des Zusammenschlusses der Bezirke und Stämme zu größern Verbänden sind zum Theil in den von dem Römerreiche drohenden Gefahren und den Stürmen und Wirrnissen der Wanderung zu suchen: nur einheitliche Leitung und Verbindung zu stärkeren Massen konnte vor der überlegenen Politik und Waffenmacht des kaiserlichen Weltreiches schützen und retten: kleine Körper unter vielköpfiger Leitung konnten sich in diesen Gefahren nicht erhalten.

Digitized by Google

Jedoch traten offenbar innere, tiefer liegende, in dem wirthschaftlichen Leben der Nation wurzelnde Gründe hinzu: und auch nur solche, nicht politische und verfassungsrechtliche, Aenderungen sind es, welche in letzter Instanz die großartige Erscheinung erklären, die wir, mit vielmißbrauchtem Namen, Völkerwanderung nennen.

Nicht bloße Eroberungslust oder das Ueberhandnehmen der königlichen Verfassung*) oder die mystische Sehnsucht nach den Segnungen des Christenthums hat diese Stämme in eine zuletzt nicht mehr zurückzudämmende, der Meeresfluth in der That völlig vergleichbare Bewegung von Nordost nach Südwest versetzt — sondern das mächtigste Motiv: der Hunger: anders ausgedrückt: die Unmöglichkeit, in den bisherigen Sitzen mit dem bisherigen Wirthschaftssystem weiter auszukommen: und zwar wegen Uebervölkerung. Eine sehr starke und rasche Zunahme der Bevölkerung findet erfahrungsgemäß und aus nahe liegenden, hier nicht zu erörternden Gründen bei allen Nationen immer nach dem vollzogenen Uebergang von überwiegendem nomadenhaftem Jagd- und Hirtenleben zu überwiegendem seßhaftem Ackerbau statt; naturgemäß nicht sofort, sondern in der zweiten und dritten Generation, in welcher jene Veränderungen vollwirksam zur Geltung kommen.

Bei den Germanen fällt dieser Uebergang in die Zeit zwischen Cäsar und Tacitus. Und ungefähr zwei bis drei Menschenalter nach Tacitus treten die Wirkungen, eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung, unverkennbar ein.

*) Obwohl unverkennbar die alte Gemeindeverfassung mehr auf die Abwehr eingerichtet, das Königthum für Angriff und Eroberung mehr geeignet und geneigt war.

Digitized by Google

Ich berufe mich nicht nur darauf, daß die Größe der in den germanischen Kriegen gegen die Römer auftretenden Heeresmassen immer colossaler wird, daß die Schriftsteller nach Tacitus über markomannische, gothische, fränkische, alamannische Here, ihre Todten und Verwundeten, Zahlenangaben bringen, welche die früher begegnenden ganz gewaltig überragen — es ist die eine der obenerörterten großen Veränderungen des 2., 3. und 4. Jahrhunderts, das Zusammenschließen der alten kleinen Bezirks- und Stammesstaten zu größern Verbänden, offenbar im letzten Grunde aus der starken und rapiden Zunahme der Bevölkerung zu erklären.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Wirkung diese Zunahme auf die oben S. 464 geschilderten Zustände, unter Voraussetzung des dargestellten Ansidlungs- und Landtheilungssystems, äußern mußte.

Der Maßstab des jedem selbständigen Hausvater (Faramannus) zugetheilten Sondereigens war kein anderer gewesen als das Bedürfniß im einzelnen Falle; offenbar erhielt, wer mit 6 noch in der Were lebenden Söhnen und 4 Töchtern, mit 30 Knechten und Mägden und einer Herde von 200 Häuptern in dem occupirten Lande einrückte, mehr an Sonderallod (und entsprechenden Nutzungsrechten an der Allmännde), als wer mit Weib und Kind selbdritt gezogen kam. Des Landes aber war genug vorhanden — man brauchte nicht zu sparen.

Wenn nun in dem letztgenannten Beispiel aus der in drei Köpfen bestehenden Familie im Laufe von zwei, drei Generationen eine starke Sippe erwachsen war, so trat, bei aller Reichlichkeit der ursprünglichen Zutheilung, doch zuletzt

Digitized by Google

der Zeitpunct ein, in welchem das zugewiesene „Los“ nicht mehr zur Ernährung des menschenreich gewordenen Geschlechts genügte.

Das Material nun, welches sich für Herstellung neuer Lose von Sondereigen von selbst darbot, war natürlich die Allmänndе, d. h. der Inbegriff des vom Stat occupirten, bisher unvertheilten Wald- und Weidelandes. Bedurfte man dessen auch bei der damaligen Wirthschaftsweise in großen Mengen — noch war ja im Kampfe mit dem Urwalde und mit den feindlichen Nachbarn jedes Stück öden Landes, auf welchem sich ein neuer Hof erhob, jede Vermehrung der Volkskraft um eine neue selbständige Familie ein Gewinn.

Bei dieser Verwandlung von Allmänndetheilen in Sondereigen, die jedesmal Beschluß der Volksversammlung voraussetzte, verfuhr man nun aus nahe liegenden Gründen der Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit, Sicherung in der Art, daß man zunächst immer die dem bisherherigen Ackerlande und Complex des Sondereigens, also dem Herzen der ganzen Sidlung zunächst gelegenen Stücke des Gemeindewaldes, der gemeinen Weide u. s. w. in Angriff nahm, sodaß die früher besprochene Trennung von den Nachbarbezirken, Stämmen, Völkern noch möglichst lange aufrecht erhalten wurde.

Aber freilich, immer dünner, immer schmaler wurde der Scheidegürtel von Wald und Wüste, welcher die Völker trennte; vom Innern der beiden benachbarten Sidlungen aus nagte das steigende Bedürfniß mit der wachsenden Volkszahl immer mehr von jenen natürlichen Wällen hinweg, und endlich mußte die Zeit kommen, da die beiden Nachbarvölker,

Digitized by Google

früher durch öd liegende ungeheuere Wälder und Sümpfe geschieden, mit ihrem Bauland unmittelbar aneinanderstießen, Pflugscheide an Pflugscheide. Schon in den letzten, dieser unmittelbaren Berührung vorhergegangenen Generationen hatten die Beziehungen des Verkehrs in Frieden und Krieg, Handel, Gastbesuch, Ehegenossenschaft oder auch Streifzug und Eroberung viel häufiger, weil viel leichter, werden müssen.

Und nun vollends war kein Halten mehr: friedliches Verschmelzen durch Vertrag oder gewaltsame Einverleibung durch Eroberung mußte unablässig dazu führen, die vielen kleinen Gemeinwesen in größere zusammenzuschließen.

Alles drängte zu diesem Ergebnisse.

Unter den verschiedenen Bezirken eines Stammes, den Stämmen einer Volksgruppe hatten bisher schon gemeinsame Opfer für gemeinsame Götter und Bündnisse gegen äußere Feinde bestanden.

Jetzt führte die nicht mehr unterbrochene Gefahr, die von den Römern drohte, der vom Osten her von andern Germanen und von Slaven geübte Druck, die häufigere Berührung in Krieg und Frieden, die nach Cultivirung der trennenden Wald- und Weidegründe eng und allseitig gewordene Nachbarschaft und Verschwägerung, der ganze Zug der Zeit unwiderstehlich zum Zusammenschlusse in größere Massen.

Und die in solcher Weise entstandenen bedeutendern, von der beweglichern Gewalt des Königthums geführten Völkerschaften hatten nun, nach Aufzehrung des verfügbaren Allmänndegebietes, das constant zunehmende Bedürfniß nach geräumigern ergiebigern Sitzen zu befriedigen nur ein einziges

Digitized by Google

Mittel: die Ausbreitung nach Südwesten in das Gebiet des römischen Reiches hinein, da die Nachbarn im Nordosten in stetem Anschwellen weder eine Rückwanderung noch auch nur ein Verbleiben in den bisherigen Sidlungen gestatteten.

Und diese Bewegung der Ausbreitung von Nord nach Süd, von Ost nach West in die römischen Provinzen im Wege bald der Eroberung, bald der friedlichen Aufnahme als Grenzercolonien, mit strengerer oder gelinderer Abhängigkeit von Rom, stets aber gerichtet auf Landerwerb, auf Ansidlung, diese Bewegung ist die sogenannte Völkerwanderung; rechnen wir einzelne Abenteuerfahrten von Gefolgschaften und zufällige Störungen durch unberechenbare äußere Einflüsse ab, so wird sich diese Tendenz, diese geographische Richtung, dieser Charakter als der Grundzug der germanischen Bewegungen vom Ende des 2. bis Ende des 3. Jahrhunderts überall erkennen lassen.

Fragen wir nun aber, in welchem Zustande von Gesellschaft und Stat diese Germanenvölker in das Römische Reich und in dessen Stat und Gesellschaft traten, so finden wir erstens die „Gesellschaft" ihrer Einen Hauptgrundlage, der Voraussetzung ihrer gesammten Wirthschaft, dem Ackerbau und Grundbesitz, entrissen; buchstäblich den Boden unter den Füßen hatte man verloren, ohne Allmännde und Sondereigen lebte man in den erkämpften oder durch Vertrag eingeräumten römischen Gebieten als unstäter, nur aus Noth geduldeter Gast, ohne Garantie der Dauer, nach dem römischen Cantonirungs- oder Einquartierungssystem auf Zeit untergebracht, der Verdrängung durch andere Barbaren oder durch das sich wieder erkräftigende Reich stets gewärtig; unsicher, von heute auf morgen, jetzt

Digitized by Google

übermüthig nach gewonnener Feldschlacht, sofort aber wieder rathlos wegen Hungers, ohne Rast und Ruhe: der Sippeverband zersprengt durch Krieg und Wanderung, der alte Glaube wie die alte Sitte verdrängt durch die Statsreligion und die Cultur des Römerreiches.

Die alte germanische Gesellschaft stand aufgelöst, all ihrer Grundlagen — Ackerbau mit Allmännde, Sippe, Götterglaube — beraubt, unfähig, in der steten Waffengefährdung eigene, individuelle Existenz ferner zu gewinnen, der trotz ihrer Krankheiten colossal überlegenen römischen Gesellschaft, Kirche, Cultur und Wissenschaft gegenüber; die unvermeidliche Folge war, daß die Germanen auf römischem Boden in allen diesen Gebieten das vorgefundene römische Wesen übernahmen und aufnahmen, mit wenigen germanischen Färbungen: so vollzog sich ihre gänzliche Romanisirung in allen Sphären der Gesellschaft: in Sprache und Familie, in Religion und Moral; Kunst und Wissenschaft wurden einfach aus den Händen der römisch-byzantinischeu Schulen, mit steigendem Uebergewicht des Klerus als Culturträgers, recipirt; die nationale Poesie, das Heldenlied verstummte oder nahm unter der mißtrauischen Ueberwachung der Kirche selbst christliche Gewandung an.

Der germanische Stat aber kam ebenfalls in den auf italienischem, spanischem, südgallischem Boden errichteten Reichen nicht zu dauernder, gesunder, eigenartiger Gestaltung.

Der altgermanische Stat der Volksfreiheit war schon vor und während der Wanderung durch das Königthum beseitigt: in den nach der Wanderung im Süden gegründeten Staten fand die neu sich gestaltende Verfassung, die

Digitized by Google

nur im Heerbann und Gerichtsbann germanische Institute beibehielt, fast das gesammte römische Statswesen, die Aemterorganisation des Reichs und das Municipalwesen der Städte, den ganzen Apparat römischer Einrichtungen in Rechtspflege, Verwaltung und Finanzwesen noch wenig unterbrochen fortarbeitend vor; schon um der römischen Bevölkerung dieser Mischreiche willen konnte man daran nicht rühren und man nahm alle diese von der römischen Cultur untrennbaren Stücke des römischen Statslebens in den unfertigen jungen Germanenstaat auf, wie man den Römern ihr Privatrecht, ja vielfach ihr Straf- und Proceßrecht beließ.

Die Folge war sehr starke Romanisirung des ganzen States und des Rechtslebens auch der germanischen Bevölkerung.

Dazu kam, daß Zahl und Bedeutung der Gemeinfreien, dieser normalen Träger des germanischen States, außerordentlich rasch abnahm: man trat wirthschaftlich, gesellschaftlich vollständig in die vorgefundenen römischen Verhältnisse, zumal des Grundbesitzes, ein, und so ergriffen die Krankheiten, welche den römischen Mittelstand dahingerafft hatten, auch die germanischen Gemeinfreien. Nicht mehr die Volksversammlung, schwer zu besuchen von den nunmehr über ein weites Reichsgebiet verstreuten Ansidlern, das Palatium des Königs bildete jetzt den Schwerpunct der Verfassung; diesen Palast aber erfüllte der neue, aus Romanen nicht minder als aus Germanen, sich stets frisch recrutirende Adel, welcher, grundverschieden von dem untergegangenen oder thatsächlich in diese neue Aristokratie übergegangenen alten Volksadel, auf Königsamt, Hofdienst, Landleihe beruhte.

Digitized by Google

Dieſer Adel wurde die beſcherrſchende Macht in dem Germanenſtate, wie er ſeit dem 6. Jahrhundert ſich geſtaltete: und im ſpätern Verlauf iſt es nicht mehr der öffentliche-rechtliche Unterthanenverband, ſondern der privatrechtliche Beneficial- und Feudalnexus dieſer Ariſtokratie untereinander und mit dem Könige, was dem Bau des States zuſammenhält. Dieſer Stat aber, der Lehnsſtat, und ſeine Grundlage, die patrimoniale Geſellſchaft, liegen außerhalb der Grenzen dieſer Erörterungen.

Digitized by Google

Geschichten aus der Gothenzeit.

Der Deutschen Jugend erzählt.

I. Dietrich von Bern.

Ein Theil von Oberitalien führt den Namen „Lombardei“ von den Langobarden, den „Langbärten“, welche im Jahre 568 nach Christus von Pannonien (Ungarn) aus nach Italien gezogen waren, wo sie ein Reich gründeten, welches sich länger als zwei Jahrhunderte behauptet hat. Die Langobarden waren aber nicht die ersten unter den Germanen gewesen, welche in jenem schönen Lande, wo „die Myrte still und hoch der Lorber steht“, eine stolze Herrschaft errichtet hatten: vor ihnen hatte Theoderich, der große König der Ostgothen, hier stark und segensreich und schimmervoll gewaltet: und von ihm und seinem Volk will ich euch nun erzählen. —

Die Ostgothen gehörten mit den Westgothen, den Vandalen, den Gepiden und Rugiern neben anderen kleineren Völkerschaften zu der großen Gruppe der gothischen Germanen; außer ihnen zählen zu den Germanen noch die Skandinavier in Dänemark, Schweden und Norwegen, die

Digitized by Google

Engländer, die Holländer, die deutschsprechenden Schweizer und Oesterreicher und endlich wir Deutschen, so daß wir also die Gothen als unsere Vettern ansehen dürfen.

Alle Germanen sind aus Asien in Europa eingewandert. Die Gothen hatte dabei ihr Zug an die Küsten der Ostsee geführt, wo sie zur Zeit Alexanders des Großen circa 330 vor Christus fidelten. Aber aus Gründen, welche wir nur vermuthen, nicht genau angeben können, besonders wegen starker Zunahme der Bevölkerung, die in den alten Sitzen nicht mehr genug Raum und Nahrung fand, zogen sie im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach Christus gen Süden: zu Anfang des dritten finden wir sie in den Ländern auf der Westseite des schwarzen Meeres.

Während die meisten anderen Germanen ursprünglich keine erblichen Fürsten hatten, sondern unter frei gewählten Richtern lebten, stehen die gothischen Völker von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrem Untergang in der Geschichte unter der Herrschaft von Königen; die einzelnen gothischen Völkerschaften, so auch die Ostgothen, führten im frommen und zugleich stolzen Glauben der heidnischen Ueberlieferung — denn erst um das Jahr 340 nahmen sie das Christenthum an — ihren Ursprung auf die heidnischen Götter zurück, zumal auf Odhin oder Wotan, den König der Götter, der Asen in Walhall. Das königliche Geschlecht galt als das älteste und deshalb ehrwürdigste in dem ganzen Volke: von Odhin oder Freyr oder einem andern Gotte, glaubte man, stamme der Ahnherr des königlichen Hauses, und von diesem sei das ganze Volk entsprossen. Bei den Ostgothen hieß das Königsgeschlecht die Amalungen d. h. die Söhne und Enkel Amals, eines gefeierten Helden, dessen Urgroßvater

Digitized by Google

Gaut hieß; dies aber ist der Name des Gothenvolkes selbst, so daß also der Ahnherr des Königshauses zugleich als der erste Gothe galt, der je gelebt und der dem ganzen Volke den Namen gegeben. „Amal" heißt so viel als der „mühevolle" d. h. der große Held, welcher viele Kämpfe und Mühen zu bestehen hatte, etwa wie der Herakles der Hellenen.

Aus diesem Geschlecht der Amaler oder Amalungen wählten nun die Ostgothen mit geringen Ausnahmen seit grauer Vorzeit alle ihre Könige; sie wählten: denn auch wenn die Germanen unter Königen lebten, wurde doch die Krone bei dem Tode eines Königs durch Wahl des Volkes einem der Männer des Königshauses verliehen; es fehlte eine bestimmte Kronfolge-Ordnung, wie sie in den Königreichen der Gegenwart z. B. immer den erstgebornen Sohn zum Nachfolger bestimmt.

Ein Amaler war auch der König Ermanarich, welcher um die Mitte des IV. Jahrhunderts in seinem mächtigen Reiche nicht nur fast alle gothischen Völkerschaften vereint, sondern auch slavische und finnische Horden unterworfen hatte.

Aber gegen Ende dieses Jahrhunderts traf auf dieses Gothenreich die furchtbare Völkerwoge der Hunnen.

Dieses gräßliche und häßliche Volk, nicht germanischen oder slavischen, sondern mongolischen Abstamms, flößte den Germanen durch seine Wildheit, thierische Rohheit und Ungestalt solches Grauen, solchen Abscheu ein, daß die Sage entstand, die „Heunen" seien gar keine rechten Menschen, sondern die Abkömmlinge von bösen Geistern der Steppe und gothischer Hexen oder Zauberweiber, der Alraunen, welche ein König wegen böser Künste von dem Gothenvolk ausgestoßen und in Wüsteneien vertrieben hatte.

Digitized by Google

Dieſes rohe Reitervolk, ungeheuer an Zahl und gefährlich durch die windſchnelle Raſchheit ſeiner kleinen Gäule, war aus dem Inneren Aſiens gen Weſten aufgebrochen und hatte bisher alle Völker auf ſeinem Wege vernichtet, vor ſich her gejagt, oder ſich unterworfen und auf ſeiner Wanderung gen Weſten mit fortgeriſſen, auf ſeinem entſetzlichen Wege anſchwellend wie eine Lawine.

Vergeblich ſtemmte ſich der Amaler Ermanarich mit ſeinen tapfern Gothen der erdrückenden Uebermacht der Unholde entgegen: ſchon ſiech an einer früher empfangenen Wunde, verlor der König die Schlacht und gab ſich ſelbſt verzweifelnd den Tod: er vermochte nicht, den Niedergang ſeines Ruhmes zu überleben. So erzählt die Sage.

Nun kamen ſchwere Zeiten über Volk und Königshaus der Oſtgothen. Während ihre Nachbarn, die Weſtgothen, dem aus Oſten drohenden Stoß der Hunnen durch raſche Auswanderung ſich zu entziehen vermochten — nachdem ſie vergeblich zuerſt hinter dem Dnieſtr, dann hinter dem Pruth vor den Hunnen Schutz geſucht, deren ſchnelle Gäule die breiteſten Ströme durchſchwammen —, konnten die Oſtgothen, ſchwer geſchlagen, ihres Führers verwaiſt, weder entrinnen noch widerſtehen: ſie unterwarfen ſich den Siegern; dieſe aber hatten die gothiſche Kraft erprobt: ſie beließen den Ueberwundenen nicht nur ihr Land, ſondern auch ihre eigenen Könige aus dem Amaler Geſchlecht; dieſe nahmen ſogar an dem Hofe des Hunnen-Chans nach dem König der ebenfalls unterworfenen Gepiden die erſte Ehrenſtelle ein, aber freilich als Vaſallen, als Unterthanen.

Ermanarich hatte einen Bruder Wuldulf gehabt; deſſen Enkel Winithar, gefeiert in der gothiſchen Heldenſage, ver-

Digitized by Google

mochte nicht, das hunnische Joch zu ertragen, er versuchte sein Volk zu befreien: aber nach widerholten ruhmvollen Kämpfen fiel der Tapfere in einer dritten Schlacht gegen die Hunnen. Mit Mühe retteten zwei treue Herzoge des gefallenen Königs Knäblein über die Donau; dieses Knäblein, Wandalar, wurde der Vater der drei Heldenbrüder Walamer, Widemer, Theodemer, von welchen der älteste, Walamer, um das Jahr 440, immer noch unter hunnischer Oberhoheit, König wurde; aber er räumte seinen beiden jüngeren Brüdern eine Art Mitregierung ein. In schönster Eintracht und Treue unterstützten sich die drei Brüder.

Freilich lastete schwer auf ihnen das Joch der verhaßten mongolischen Feinde. Und als der gewaltigste aller Hunnen-Chane, der schreckliche Attila, welchen die zitternden Völker des Abendlandes „die Geißel Gottes" nannten, weil er wie eine Zuchtruthe, welche der zürnende Himmel über die sündige Menschheit verhängt hatte, die Könige und Nationen vor sich her jagte und niederschlug, als Attila ihr Oberkönig geworden war und im Jahre 451 seine ungeheuren Scharen gegen Westen über den Rhein trieb, um das ganze römische und christliche Abendland sich zu unterwerfen, da mußten ihm auch die Ostgothen Herfolge leisten und gegen ihre Brüder, die Westgothen, kämpfen, welche an der Seite der Römer den Schild hielten über Bildung und Sitte, über antike und christliche Heiligthümer und über die germanische Zukunft Europas.

In der grausigen Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, bei Châlons an der Marne (451), wurde mit solcher Erbitterung gekämpft, daß die Sage erzählt, die Todten seien Nachts im Mondschein wieder lebendig geworden und

Digitized by Google

hätten in den Lüften schwebend den Kampf als eine Schlacht der Geister fortgekämpft.

Als aber die Gottesgeißel hier zerbrach, zwei Jahre nach seiner Niederlage Attila starb (453) und nun seine vielen Söhne untereinander um das Erbe haderten, da erhoben sich die edeln germanischen Völker, welche beinahe achtzig Jahre unter dem Druck der in Naturanlage, in Art und Sitte tief unter ihnen stehenden Mongolen geschmachtet hatten.

Zuerst war es Ardarich, der König der, wie wir sahen, auch zu der gothischen Gruppe gehörigen Gepiden, welcher den Ruf zur Befreiung ergehen ließ: in der Schlacht am Netad in Ungarn wurde die Macht der Hunnen für immer zerschlagen, und jauchzend sogen nun auch die Ostgothen wieder den Athem der Freiheit.

Die drei amalischen Brüder Walamer, Theodemer und Widemer, erlöst von dem hunnischen Joch, rückten jetzt mit ihrem Volk unter Genehmigung des Kaisers in das römische Pannonien ein, wo Walamer der König zwischen der Saritza und der Raab, Theodemer an dem See Pelsodis, welcher wohl eher der Neusiedler- als der Platten-See sein mag, Widemer in der Mitte zwischen beiden sich niederließ.

Zwar machten die Söhne Attilas noch einmal einen Versuch, das edle Volk der Gothen, wie ein gothischer Geschichtschreiber sagt, „gleich entsprungnen Sklaven in die alte Knechtschaft zurück zu zwingen". Sie griffen den ihnen nächsten der drei Fürsten, König Walamer, so plötzlich an, daß er seine beiden Brüder nicht mehr rechtzeitig zu Hilfe rufen konnte; aber der König war stark genug, allein die Hunnen völlig zu schlagen und damit für immer diese

Digitized by Google

Schrecken von seinem Volke zu verscheuchen. Und siehe, an dem gleichen Tage, da die Botschaft dieses großen Sieges in der Halle des Fürsten Theodemer eintraf, wurde diesem von der schönen Ereliva ein prächtiges Knäblein geboren: Theoderich ward der Sohn geheißen, die Sage nannte ihn Dietrich von Bern, (von Verona an der Etsch), die Geschichte aber nennt ihn Theoderich den Großen.

Ein kundiger Meister in München, Herr Professor Naue, welcher schon gar manches schöne Bild aus der Zeit der Völkerwanderung entworfen, hat diesen Bericht zum Gegenstand einer lebensvollen Darstellung gemacht. —

Er nimmt an, daß geraume Zeit nach der Geburt — denn das Knäblein, der siegbegleitete Sohn, hebt sich schon gar kräftig von dem Schild, auf welchem ein starker Krieger es, sorgsam aufblickend, herein trägt — ein großes Siegesfest der drei Brüder und der ihnen verbündeten Fürsten in der Halle Theodemers gefeiert wird. Die starken Rundpfeiler des Baus sind mit breiten Gewinden von Eichlaub und mit bunten Bändern festlich geschmückt, Teppiche verdecken und zieren die Wände, auf den kunstvoll geschnitzten Holzstuhl hat man eine kostbare Decke mit römischer Stickerei, wohl ein Geschenk des Kaisers, gespreitet: es ist der für König Walamer bereitete Ehrensitz, — denn diesen, den ältesten der drei Brüder, dürfen wir wohl vermuthen in dem gewaltig hohen Recken, welcher, die Hand am Becher, dem Kinde Heil zutrinkt, an seiner Augen hellem Glanz und an dem muthig festen Gebahren auf der schwanken Schild-Schale den künftigen Helden errathend und seine Größe weissagend. Im Mittelgrunde weist der Vater Theodemer seinen Gästen den Sohn und erzählt, an welchem glückver-

Digitized by Google

heißenden Tage dieser das Licht der Welt erblickt habe; der Oheim Widemer begrüßt das Kind mit erhobenem Rundpocal. Neben diesem sitzen zwei fremde Fürsten, welche das zurückgekämmte, auf dem Wirbel in einen langen Schopf versammelte Har als Sueben kennzeichnet. Mit Staunen blickt an König Walamers rechter Seite, dem Ehrensitz, ein Fürst von treuen und klugen Zügen auf das „Kind des Siegestages", die Hand vor die Augen haltend und den eigenen jungen Sohn an die Brust drückend: es mag Ardarich sein, der König der Gepiden. Die ganze Halle ist von den Herzogen, Hermännern und Gefolgen der gothischen und der andern Fürsten gefüllt. Waffen und Geräthe sind meist germanisch: aber doch glänzt manches Stück römischer Beute darunter und auch die Trauben und Edelfrüchte, welche zum Nachtisch auf die Tafel gelegt wurden, sind Zeugnisse römischer Cultur in diesen Ländern; aus der römischen Amphora neben der von Trauben überhäuften Schale wird pannonischer Wein in germanische Trinkhörner gegossen: so mischten sich damals die Völker, ihre Sitten und ihre Geräthe. Wir möchten es wohl hören, wie der Heilwunsch gelautet hat, welchen die Gäste auf Jung-Dietrich ausbringen in der herrlichen Sprache, in welche Bischof Wulfila schon hundert Jahre vorher die heilige Schrift seinen Gothen übertragen hatte.

II.

Wenn jemals Wünsche und Weissagungen von Heil und Größe für einen Fürstensohn sich erfüllt, — Theoderichs Geschick sollte die kühnsten Ahnungen übertreffen: er ward ein König und ein Held, dessen hohe leuchtende Gestalt in

Digitized by Google

einsamer Größe durch die Jahrhunderte schimmert, nur Karl dem Großen noch vergleichbar. Und die deutsche Heldensage hat ihren und aller Götter und Menschen Liebling, den jugendschönen Herrn Sigfrid von Niederland, nur durch Einen Gewaltigeren bezwingen lassen — durch Dietrich von Bern.

Als Theoderich etwa sieben bis acht Jahre alt war, trat eine für sein ganzes Leben entscheidende Wendung ein: er ward aus der Halle seines Vaters, aus dem rauhen Pannonien, in die kaiserliche Hofburg nach Byzanz gesendet. Das kam so. Ein anderer gothischer Häuptling, ebenfalls Theoderich genannt, aber mit dem Zusatz Strabon, d. h. der Schieler, hatte die drei amalischen Fürsten aus ihrer günstigen Stellung bei dem Kaiser zu verdrängen gewußt: der Schieler bezog nun für die Seinigen von den Römern jene jährlichen Getreidelieferungen, welche nach dem Vertrage den Amalern hatten geleistet werden müssen und von deren Volk nicht entbehrt werden konnten, weil die Gothen von eigenem Ackerbau in dem schmalen ihnen zugetheilten Lande nicht leben konnten.

Durch Krieg, durch einen verheerenden Einfall in Illyrien zwangen die Brüder den Kaiser, das alte Vertragsverhältniß wieder herzustellen, die rückständigen Leistungen zu zahlen und fortan jährlich 300 Pfund Gold zu entrichten: dafür sollten die Amaler die Grenzen des ihnen überwiesenen Landes schirmen und als Geisel für ihre Treue den etwa achtjährigen Theoderich nach Byzanz senden. Nur mit schwerem Herzen konnte sich der Vater von seinem Sohne trennen, und erst auf dringendes Bitten des ältern königlichen Bruders Walamer entschloß sich Theodemer, für den

Digitized by Google

Frieden und das Wohl seines Volkes das schmerzliche und gefährliche Opfer zu bringen. Denn obzwar der Knabe am kaiserlichen Hofe zu Byzanz, dem Sammelpuncte der Wissenschaften und Künste, der ganzen Bildung der alten Welt, in allen Dingen eine unvergleichlich höhere und feinere Erziehung und Unterweisung finden mußte als daheim unter den rauhen Gefolgen seines Vaters, so war doch dies Byzanz und dieser Kaiserhof zugleich die Brutstätte vieler Laster, der Ueppigkeit, der Verweichlichung und vor allem einer bodenlosen Verlogenheit und Falschheit. Wie, wenn nun der Knabe, fern von Vater und Mutter, in solcher Umgebung aufwachsend, das Beispiel des Bösen unter dem lockenden Schein des reichsten Glanzes täglich vor Augen, angesteckt wurde von den Lastern der verfaulenden römischen Welt, wenn er Treue und Kernkraft verlor, wenn er jenen bunten byzantinischen Schein der gothischen Schlichtheit vorzog und, wie schon mancher Germanenjüngling vor ihm gethan, seine barbarische Abstammung und Sitte verleugnend, ein Byzantiner wurde an Sele und Gedanken? Und ferner: Byzanz war falsch und grausam wie die Hölle: brach der Kaiser, wie er schon so oft gethan, sein Treuwort, zwang er die Gothen, abermals für die Selbsterhaltung zu den Waffen zu greifen, — dann war das vergeiselte Kind schutzlos der feigen, grausamen Rache von Feinden preisgegeben, welche im Augen-Ausstechen, Zungen- und Nasen-Abschneiden eine jährlich wachsende Fertigkeit besaßen.

So war es mit schwerem Herzen, daß der Vater seinen Knaben ziehen ließ nach jener Stadt, von welcher ein früherer Gothenkönig gesagt hatte, sie enthalte alle möglichen — und alle unmöglichen Dinge. Aber dem jungen Theoderich

Digitized by Google

gedieh sein Aufenthalt in der Hauptstadt des oströmischen Reiches zum Heile: „weil er ein feiner Knabe war“ (quia puerulus elegans erat), sagt der gothische Geschichtschreiber, gewann er alsbald die Gunst des Kaisers Leo, welcher ihn in den zehn Jahren seines Verweilens am Hofe in den Wissenschaften und Künsten römischer Bildung unterweisen ließ. Diese Lehrjahre in Byzanz erzogen den jungen Gothen zur Fähigkeit, die ganze Herrlichkeit der Cultur der Griechen und Römer zu erkennen; so geschah es, daß Theoderich als Mann, als König nicht feindlich oder gleichgültig, sondern voll ehrfürchtiger Bewunderung der classischen Bildung gegenüberstand, daß er seine Gothen in gleichem Sinne empor zu bilden trachtete, daß er die Vorzüge der fremden Cultur sich und den Seinen anzueignen strebte, ohne die Laster der gesunkenen Byzantiner und Italier dabei mit in den Kauf zu nehmen. Diese zehn Jahre zu Byzanz wurden ein Gymnasium, eine hohe Schule gar eigenen Sinnes für den gothischen Fürstensohn.

Als sein Oheim, König Walamer, in einer Schlacht zur Vertheidigung der römischen Grenze wider die Sueben gefallen war, wählte das Volk seinen Vater Theodemer zum König, und der Kaiser entließ den achtzehnjährigen mit reichen Geschenken aus der Vergeiselung. Zu Hause eingetroffen, fand er den Vater nicht in der Königshalle: derselbe war zur Blutrache wider die Sueben ausgezogen. Aber drüben über der Donau hob der Sarmaten-Chan Babai, ein alter Feind der Gothen, übermüthig sein Haupt, zumal seit er ein römisches Her geschlagen hatte. Den Jüngling verdroß der Hochmuth des Sarmaten: ohne die Rückkunft des Vaters mit dem Her abzuwarten, sammelte

Digitized by Google

der achtzehnjährige raſch eine Schar von nur 6000 gothiſchen Kriegern um ſich, ging mit ihnen über die Donau, überfiel den Sarmaten, tödtete ihn im Kampf, eroberte ſeine Hauptſtadt Singidunum, heute Belgrad, und brachte ſeinem inzwiſchen heimgekehrten Vater die erbeuteten Schätze und die gefangene Sippe des vernichteten Feindes. Das war im Jahre 472: kein Wunder, daß bei ſolcher Bewährung frühreifen Heldenthums, als im Jahre 475 König Theodemer ſtarb, das Gothenvolk den Einundzwanzigjährigen als König auf den Schild erhob.

Sehr bald ſollte der junge Herrſcher es nöthig haben, neben der gothiſchen Kraft auch jene Klugheit zu bewähren, welche er in der langen Schulzeit zu Byzanz gelernt. Das Verhältniß zu den Römern trübte ſich wieder: Kaiſer Leo, Theoderichs alter Pflegevater, war geſtorben, der neue Kaiſer Zenon trieb eine argliſtige Schaukelpolitik, indem er bald unſern jungen Helden, bald jenen andern gothiſchen Häuptling, Theoderich Strabon, das Schielauge, der zwar kein König, aber ein mächtiger und dabei ſchlauer Gefolgsherr war, bevorzugte und einen der „Barbaren“ durch den andern in Schach und ſich vom Leibe hielt. In Folge dieſer wechſelnden Politik erhielt bald Strabon mit ſeinem Anhang die Würden, Gelder, Getreideſpenden, welche Theoderich zu fordern das Recht hatte, bald wurde wieder Theoderich, wenn er drohend mit den Waffen bis gegen die Thore von Byzanz rückte, beſchwichtigt, indem der Kaiſer ſeinen Nebenbuhler, den Strabo, von ſich ſtieß und dem Amaler alle möglichen Ehren anthat und Vortheile verſprach; dieſe ſchlangenfalſche Tücke führte ſogar einmal dahin, daß die beiden gothiſchen Fürſten ſich gegen den Kaiſer ver-

Digitized by Google

banden, deſſen Abſicht, einen durch den andern zu verderben, ſie durchſchauten. Ein ander Mal hatte ſich Theoderich erboten, ſogar Mutter und Schweſter als Geiſeln zu ſtellen; aber während der Vertrag verhandelt wurde, wollte ihn der Kaiſer in den Schluchten des Hämus (des jetzt [1877—78] ſo viel genannten Balkangebirges mit dem Schipka-Paß) verderben, indem er ihm, ſtatt des feierlich verſprochenen byzantiniſchen Hülfsheres ſeinen Feind Strabon in einem Hinterhalt auf den Nacken ſchickte; in ähnlicher Falſchheit ließ der Kaiſer plötzlich während der Friedensberathungen des Königs Bruder Theodemund mit Uebermacht überfallen, wobei die Gothen zweitauſend Wagen und fünftauſend Gefangene verloren. Auch durch den Tod Strabon's, der durch zufällige Verwundung ſtarb, wurde daran nicht viel gebeſſert. Zwar ward Theoderich in jeder Weiſe geehrt: durch Ueberſendung von Waffen nahm ihn der Kaiſer nach damaliger Sitte an Sohnes Statt an, ernannte ihn im Jahre 484 zum Conſul und bewilligte ihm, da er zwei wider den Kaiſer empörte Rebellen vernichtet hatte, im Jahre 486 die Ehre eines triumphirenden Einzugs in Byzanz, wo ihm ſogar eine Reiterſtatue geſetzt wurde.

Aber ſchon im nächſten Jahre mußte der Gothenkönig wieder kriegeriſch gegen die Mauern derſelben Stadt heranziehen, um den Kaiſer zur Erfüllung ſeiner Verſprechungen zu zwingen. Und nicht eher fanden dieſe wirren Wechſel von Freundſchaft und Krieg ein Ende, bis es dem Kaiſer gelang, den gefährlichen „Waffenſohn" aus der Nähe von Byzanz und aus dem Oſtreich überhaupt in eine Unternehmung abzulenken, in welcher der Byzantiner entweder den Gothen oder einen andern Feind, am liebſten alle beide,

Digitized by Google

einen Germanen durch den andern vernichtet, untergehen zu sehen hoffte.

Dieser andere Feind war der tapfere Odovakar, welcher der zu der gothischen Gruppe gehörigen Völkerschaft der Rugier entstammt, ursprünglich Anführer in der germanischen Leibwache des weströmischen Kaisers gewesen war, sich dann an die Spitze der germanischen Söldner gestellt, als sie sich wegen Ablehnung ihrer Forderungen empörten, nach Entfernung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus (welcher durch seltsamen Zufall die Namen des ersten Königs und des ersten Kaisers von Rom in sich vereinte) den Königsnamen angenommen hatte und nun als Haupt seiner rugischen, skirischen, herulischen Scharen Italien beherrschte.

III.

Niemals hatte Byzanz diese Königsherrschaft anerkannt. Es betrachtete Italien als durch Erledigung des weströmischen Thrones heimgefallen an Ostrom und den Odovakar als einen barbarischen „Tyrannen," d. h. Anmaßer. Kaiser Zenon forderte nun seinen „geliebten Sohn" Theoderich auf, Italien dem heldenstarken Arm Odovakars zu entreißen; dann solle er als Statthalter des Kaisers das Land verwalten und sich mit seinem Volke darin niederlassen.

Schwerlich entging dem klugen Gothenkönig das Arglistige in dem Plan des Byzantiners, welcher nur das alte Spiel fortsetzte, Germanen durch Germanen zu verderben, indem er anstatt des todten Strabon einen noch viel gefährlicheren Feind dem Amaler entgegen stellte.

Digitized by Google

„Jedesfalls gewinne ich," dachte der ſchlaue Grieche, „mag der Gothe, mag der Ruge verlieren, — am meiſten, wenn Beide fallen."

Aber Theoderich, obwohl er die böſe Abſicht durchſchauen mochte, — ging dennoch auf den Vorſchlag ein!

Sein Muth ſcheute keinen Feind, auch nicht den ſtarken Odovakar: ſeine große Sele erfüllte der Gedanke mit Begeiſterung, das herrliche Land Italia, die Wiege der hoch von ihm verehrten römiſchen Größe, für ſich und ſein Volk zu gewinnen; — und er vertraute ſeiner eignen Weisheit, Mittel zu finden, jenes Land, wenn er es erſt gewonnen, Kraft eignen Rechts, nicht als Diener des Kaiſers, zu behalten. —

So holte er denn die Zuſtimmung ſeines Volkes ein, über deſſen Geſchick allein zu entſcheiden er nicht das Recht hatte. Die weithin durch Dacien und Möſien verſtreuten Scharen wurden nun nach Novae (am rechten Donau-Ufer) als dem gemeinſamen Sammelplatz entboten; der Aufbruch von der fremden Scholle, von dem zum Theil rauhen Lande, konnte den Gothen nicht ſchwer fallen, zumal da ihnen als Ziel der Wanderung, als Preis der zu erwartenden ſchweren Kämpfe das lachende Südland am blauen Mittelmeere winkte. Im Herbſte des Jahres 488 erfolgte der Aufbruch: nicht ein in den Krieg marſchirendes Her, ein ganzes Volk auf der Wanderung führte der König. Wir dürfen die Geſammtzahl, einſchließlich der Weiber, Kinder und Greiſe, auf 250,000 Köpfe anſchlagen. So wälzte ſich denn der ungeheure, ſchwerfällige Zug mit Roſſen und Rindern, mit Knechten und Hunden, auf dem rechten Ufer der Donau ſtromaufwärts, die Reiter voran, auf den Seiten

Digitized by Google

und in der Nachhut das Fußvolk, in Tausendschaften geordnet, zum Schutz bezeltete Wagen und Karren, auf denen die Frauen der Kinder pflegten und die Fahrhabe von Schmuck, Gewand und Geräth sowie die Mundvorräthe bargen, in der Mitte; große Herden von Rindern und Schafen wurden zur Verpflegung mit getrieben. Zuerst erreichte man Singidunum, den Schauplatz der ersten Heldenthaten Theoderichs. Von da ab mußte jeder Schritt vorwärts durch die feindlichen Landeseinwohner, Sarmaten und Bulgaren, mit dem Schwert erkämpft werden; auch die Gepiden, den Rugiern befreundet, wehrten mit den Waffen den Durchzug. In arge Bedrängniß gerieth oft das Gewirre der Wanderer mit ihrer schweren Belastung von Wagen und Thieren: des Königs persönliche Tapferkeit mußte einmal den Ausschlag geben in bedenklich schwankender Schlacht.

Bald gesellten sich nun zu den Gefahren des in steter Wanderung zu führenden Krieges die Schreckniſſe des Winters: Kälte, Schnee und Eis, welche die schmalen Pfade unwegsam machten. Die Bewohner hatten ihre Vorräthe geflüchtet, die mitgeführten Herden waren geschlachtet oder der Kälte, den Abgründen zum Opfer gefallen. Hunger befiel die fremden Wandrer und schlimme Seuchen wütheten in den Zeltwagen. Auf steilen Bergpfaden erreichten sie nun endlich über Laibach die Höhe der Alpen — — und, von dem Isonzo, wie von einem silbernen Gürtel umschlungen, lag vor den Augen der Wanderer das heißersehnte Ziel — das lachende Gefilde von Italien.

Auch diesen Augenblick hat der oben genannte Künstler in einem schönen Bilde dargestellt.

Digitized by Google

Die steile Bergstraße, kaum für ein Gespann Raum gewährend, senkt sich in mehrfachen Windungen: in der Ferne gewahrt man die Reiter der Nachhut; auf breiten Wagen, welche mit Leinwand überspannt und von sinniger Hand mit jungen Bäumen und Laubgewinden geschmückt sind, und wohl gar von einer klugen und starken Lenkerin gelenkt werden, sehen wir Frauen, Kinder, Säuglinge; geräthebeladene Knechte und Mägde schreiten daneben, bereit die Hindernisse des Weges hinweg zu schaufeln; vorsichtig werden die mächtige Stiere gelenkt auf abschüssigem Pfade; auch der stattlich schöne Fürst, welcher, zwei Wurfspere in der Hand, den Zug eröffnet, läßt von einem Knecht das Roß führen; aber waghalsig gleitet ein geübter Bergsteiger auf breitem Schild, den Sper an Statt des Bergstockes brauchend, den jähen Hang hinab, zum Staunen eines jüngeren Genossen. Mit schmetterndem Horn- und Drommetenruf begrüßen die Wanderer das erreichte Ziel; auf einer vorspringenden Felsenplatte aber schart sich um den König, der im Adlerhelm mit leuchtenden Augen seinen Herführern das zu ihren Füßen liegende Land weist, eine Gruppe heldenhafter Gestalten.

Wir zweifeln nicht bei diesem Anblick an dem Sieg der Wanderer, welchen sie auch wirklich nach heldenhaft hartnäckiger Gegenwehr Odovakars erkämpften.

Wie diese Dinge sich begaben, davon erzähl' ich euch im nächsten Capitel. —

Digitized by Google

IV.

Noch im Jahre 488 hatte der Zug der Gothen begonnen: wie mühsam und beschwerlich er war, geht aus der langen Zeit hervor, welche er erforderte. Erst im August 489 erreichte das Wandervolk den Fluß Soncius (Isonzo), damals die Grenze Italiens.

Hier, an der Schwelle seines Reiches, trat Odovakar, den Eingang wehrend, den Ankömmlingen zuerst entgegen, ein tapfrer Mann, welcher sich aus einem einfachen Krieger zum König des schönsten Landes Europas erschwungen und dem weströmischen Reich ein Ende gemacht hatte. Als er, noch fast ein Knabe, in der unansehnlichen Tracht seines Volkes, in Felle gehüllt, bei seinem Aufbruch aus der Heimat zur Wanderung nach Italien — er suchte dort Solddienst — in die Hütte des frommen und klugen Severinus getreten war, welcher in jenen Donauländern im Nordosten von Italien von den Christen wie ein Heiliger verehrt wurde, erkannte dieser menschenkundige Greis, daß dem Jüngling seltner Begabung eine große Zukunft bevor stehe. Und er gab ihm solche Weissagung mit auf den Weg. Odovakar hat dieser Erwartung entsprochen: er hat dreizehn Jahre lang seine Herrschaft gegen Feinde ringsum mit Erfolg behauptet. Und wenn er endlich dem großen Theoderich unterlag, hat er durch tapfersten Widerstand nicht minder als der Ueberwinder Heldenruhm gewonnen: er wehrte sich grimmig, wie der Bär im Bau. Die erste Schlacht, am 28. August 489, endete allerdings mit dem Verlust der Isonzo-Linie: Theoderich erzwang den Uebergang auf das linke, das westliche Ufer, und nöthigte den Feind,

Digitized by Google

sein befestigtes, wohl verschanztes Lager zu räumen. Aber nur bis zu der nächsten natürlichen Vertheidigungslinie seines Landes wich Odovakar zurück, bis zum Athesis (der Etsch): hier, bei Verona, versperrte er dem Angreifer den Weg in das Herz Italiens: eine Umgehung im Norden auf den schmalen Felsenpässen der Hirten war für den schwerfälligen Zug unmöglich. Theoderich hatte die Verfolgung so rasch betrieben, daß Odovakar nur einen Vorsprung von zwei Tagen gewann: am 28. September war Odovakar in Verona eingetroffen, am 30. September tobte bereits um diese Hügel, welche so oft schon das Blut der Schlachten besprengt, ein furchtbarer Kampf. Auf den Fersen war Theoderich dem Weichenden gefolgt. Dieses zweite Ringen war viel hartnäckiger als das erste: nur mit sehr großen Verlusten brachen die Gothen den Widerstand der Söldner Odovakars und drangen endlich über den breiten und tiefen Fluß; die Scharen der Vertheidiger hatten sich à cheval, das heißt wie der Reiter das Roß zwischen die Beine nimmt, auf beiden Seiten der Etsch aufgestellt, um das Herabdringen und Heraustreten (Debouchiren) der Angreifer aus den Gebirgspässen zu verhindern. Desto größer waren nun die Verluste auf der Flucht, als die Schlacht durch Theoderichs persönliche Tapferkeit — wie früher der Sieg über die Gepiden — gewonnen war: hoch zu Roß, im Glanze königlicher Rüstung kämpfte er den Seinigen voran und rief: „An Kraft und Glanz soll man den König kennen!“ — Viele Tausende der Geschlagenen ertranken in dem wirbelnden Fluß. So groß waren die Einbußen Odovakars, daß er mit seinen furchtbar gelichteten Reihen das offne Feld vor den nun auch der Zahl nach

Digitized by Google

sehr überlegenen Gothen nicht mehr halten konnte: er gab ganz Mittelitalien auf und eilte nach Rom, die Hauptstadt seines Reichs zu decken. Aber die Römer — verschlossen ihm ihre Thore. Niemals hatten sie dem Barbaren, dem germanischen Söldner, verziehen, daß er die Kaiserkrone von der Stirn der ewigen Stadt herabgestoßen: nur Furcht hatte sie im Gehorsam gehalten: nun war der gehaßte Tyrann im Unglück und sein Besieger kam ja im Namen und Auftrag des Kaisers zu Byzanz, der nach Erledigung des weströmischen Thrones allen Römern als der allein rechtmäßige Herr Italiens galt: Theoderich kam ja, vom Kaiser gesendet, sie „zu befreien" — so wähnten die Römer. Alsbald sollten sie freilich erfahren, daß der Gothenkönig eine zu großartige Herrschergestalt war, um anders denn aus eignem Recht, um als Diener eines Andern zu gebieten.

Odovakar konnte nicht daran denken, Rom sich mit Gewalt zu öffnen. Er zog nun nach der zweiten Hauptstadt seines Reiches, der an der Mündung des Padus (Po) in das adriatische Meer gelegnen, großen Festung Ravenna, in welcher schon seit geraumer Zeit die Imperatoren lieber und länger als in dem verödeten Rom weilten.

Dieses Ravenna, meine lieben jungen Freunde, ist eine der wundersamsten Städte, die es giebt. Viele Tage habe ich dort in dem Archiv, der Urkundensammlung der Erzbischöfe, verbracht, in einem stillen, alten Kloster, um die Geschichte der Gothen und Langobarden aus den Quellen, d. h. aus den Schriften jener Jahrhunderte zu erforschen. Es ist gar öde und einsam in der volkleeren Stadt heutzutage: aber in der Zeit der Imperatoren wogten Hunderttausende durch die Straßen und auf den Canälen jenes

Digitized by Google

antiken Venedig. Denn wie heute Venedig von Canälen des Meeres durchzogen ist, auf welchen Gondeln den Verkehr vermitteln, so war damals Ravenna eine Lagunen-Stadt, in welcher man fast eben so viel in Kähnen umher fuhr als ging oder in Sänften getragen ward. Und an die Binnenstadt schloß sich eine zweite Stadt oder Vorstadt, die Hafenstadt Classis, das heißt „Flotte": denn diese Vorstadt bildete den Zusammenhang Ravenna's mit dem adriatischen Meer. In diesem Hafen ankerte die gewaltige Kriegsflotte der Imperatoren mit ihren stolzen Triremen. Durch Natur und durch Kunst waren beide Städte zusammen zu Einer ungeheuren und für die damaligen Belagerungsmittel nicht zu bezwingenden Festung geschaffen: denn die vielen Arme des Po zogen sich, durch die römischen Wasserbaumeister kunstvoll verwerthet, wie ein unentwirrbares Netz von Kanälen, Gräben, Schleusen, Sümpfen um beide Städte her, durch Wasser mächtiger noch als durch die hohen und dicken Mauern den Angreifer weit von dem Belagerten fern haltend. Alle diese Herrlichkeit von Kriegskunst, Kaiserpracht und Hafenleben ist heute verschwunden: eine gute Stunde Weges geht man von dem todesstillen Ravenna über sumpfiges Oedland, durch Reisfelder, entlang tiefen, nassen Gräben, in welchen hohes Schilf schwermüthig nickend wogt und aus deren Schlamm die halb-wilden Büffel ihre mächtigen Häupter erheben, bis man den Ort erreicht, an welchem ehedem die kaiserlichen Dreirudrer in blauer Fluth sich wiegten: alles versumpft und versandet! Nur eine ernste Basilika,*) eine Kirche, steht dort in der schweigenden Einsam-

*) San Apollinare in Classe fuori, begonnen von Amalaswintha, Theoderichs Tochter, im Jahre 534, vollendet unter Kaiser Justinian 549.

Digitized by Google

keit der Oede; daneben ein altersgrauer Wachtthurm, von den Gothen errichtet, wie ein wehrhafter Wächter neben dem Gotteshause. — —

In dieſe Feſtung der Sümpfe warf ſich nun Odovakar, verſtärkte die Schanzen und zog an ſich heran, was er noch an Italiern bewaffnen konnte. Aber das waren nicht viele: denn die meiſten Römer ſchloſſen ſich dem gothiſchen Sieger an, welchem Verona, Mailand, Pavia (oder wie man damals ſagte, Ticimm) die Thore geöffnet hatten. Odovakar ſchien verloren, als vollends ſein eigener Ober-Feldherr Tufa zu Theoderich überging. Aber gerade dieſe That brachte einen Umſchlag, welcher umgekehrt den Gothenkönig an den Rand des Verderbens drängte. Denn als dieſer den Ueberläufer mit einer Anzahl gothiſcher Führer zur Belagerung von Ravenna vorausſandte, trat derſelbe plötzlich wieder zu Odovakar zurück: ſei es, daß er von Anbeginn ſolche Kriegsliſt mit ſeinem Herrn geplant, ſei es, daß ihn Reue über ſeinen Abfall ergriffen hatte. Tufa hielt zu Faventia (Faënza) eine Unterredung mit Odovakar und lieferte ihm die begleitenden gothiſchen Feldherrn aus, welche gefangen nach Ravenna gebracht wurden. Offenbar hatte Tufa ſtarke Scharen mit ſich zu ſeinem König zurück geführt: denn nun verſchmähte dieſer, ſich in Ravenna einzuſchließen, ging vielmehr zum Angriff gegen die Gothen vor, welche Cremona und Mailand verloren und nun ihrerſeits hinter feſten Mauern Schutz ſuchten. In Ticinum drängte ſich die ganze Menge der Einwandrer zuſammen und litt hier durch Hunger und Entbehrung alle Noth der Belagerung. Gleichzeitig durchzogen das ſchöne Land, um welches Odovakar und Theoderich kämpften, auf eigne Fauſt

Digitized by Google

plündernd, straflos Streifscharen aus dem Volk der Burgunden, welche in Südfrankreich angesiedelt waren. Die in Ticinum eingeschlossnen Ostgothen wären vielleicht erlegen, wenn ihnen nicht in höchster Bedrängniß Hilfe von treuen Stammesbrüdern gekommen wäre. Das waren die Westgothen, welche nach vielen Wandergeschicken, wie die Burgunden, in Südfrankreich Wohnsitze gefunden hatten. Ihr König Alarich II. zu Tolosa (Toulouse) vernahm von Theoderichs scharfer Gefährdung und sandte den Vettern ein Hilfsheer zum Entsatz. Verstärkt durch diese rettenden Bundesgenossen folgte nun der Gothenkönig, aus Ticinum hervorbrechend, den nach Osten abgedrängten Feinden und schlug sie entscheidend in einer dritten großen Feldschlacht an der Addua (Adda) am 11. August 490.

Abermals zog sich nun Odovakar nach Ravenna zurück, aber diesmal folgte ihm Theoderich auf dem Fuße und umschloß die Stadt auf allen drei Landseiten mit drei befestigten Lagern. Er erkannte die Unmöglichkeit, die Burg der Sümpfe durch gewaltsamen Angriff zu bezwingen und beschloß, durch Aushungerung die Belagerten zur Ergebung zu nöthigen. Jedoch verwendete er hiezu nur einen Theil seines Heres: ein zweiter wurde zu Besatzungen der bereits genommenen Städte gebraucht, ein dritter zog zur Bezwingung der noch feindlichen aus und brachte sie allmälig alle zur Unterwerfung mit Ausnahme von Ariminum (Rimini) und Cesena, welche starke Festung ein Römer Liberius tapfer und treu für Odovakar behauptete. Ravenna konnte jedoch durch Hunger nicht bezwungen werden, so lange seine Hafenstadt Classis den freien Verkehr zur See ermöglichte, und ungebrochenen Muthes wehrte sich Odovakar auf das

Digitized by Google

grimmigste. In zahlreichen Ausfällen, zumal nächtlichen Ueberfällen, suchte er die Linien der Belagerer zu durchbrechen und ihre sie einschließenden Holz-Schanzen zu verbrennen. Einmal war ein solcher nächtlicher Angriff sehr nahe daran, zu gelingen und den Schlüsselpunct der gothischen Umwallungen, das feste Haupt-Lager bei Pineta, zu gewinnen. Abermals war es da die persönliche Heldenschaft des Gothenkönigs, welche den Kampf entschied: er warf sich seinen bereits fliehenden Scharen entgegen, stellte sie und stellte so und wendete die Schlacht.*) Odovakar mußte mit den Seinigen in die Stadt zurück unter schweren Verlusten. Und als es nun Theoderich gelang, das wichtige Ariminum zu nehmen und die in dessen Hafen ankernden Schiffe, da sperrte er alsbald mit dieser Flotte den Hafen von Ravenna, und nun brach der Hunger mit allen seinen Schrecken über die hartnäckigen Vertheidiger herein. Der Bischof der Stadt, Johannes, übernahm, wie es in jener Zeit oft geschah, die Vermittlung zwischen den beiden Königen. Nach dreijährigem Widerstand willigte Odovakar in die Uebergabe der Stadt und des belagerten Heres. Am 27. Februar 493 versprach Theoderich eidlich, Odovakars Leben und Freiheit zu schonen, dieser sollte seinen Sohn Thela als Geisel stellen, und am 5. März hielt der Gothenkönig seinen Einzug in der endlich bezwungenen Stadt.

Aber leider darf der Geschichtschreiber nicht erzählen,

*) Diese Schlacht oder vielmehr die Reihe von Schlachten in der dreijährigen Belagerung von Ravenna gab der Heldensage den Anlaß zu der Dichtung von der „Raben-Schlacht" (Raben, Raven = Ravenna) welche euch aus früheren Erzählungen wohl bekannt ist; später zeige ich euch einmal, wie so manche Züge in der Sage von „Dietrich von Bern" aus dem geschichtlichen Theoderich dem Großen geschöpft sind.

Digitized by Google

daß die beiden Helden nun, in Anerkennung ihrer Größe und in echter Heldentreue, dem gegebenen Worte gemäß, friedlich zusammen fort lebten oder friedlich schieden: vielmehr lud Theoderich den Gegner in seinen Königspalast zu Gast und stieß ihn hier bei dem Mahle plötzlich mit dem Schwerte nieder. Es ist dies der einzige blutige Fleck, der die edle Gestalt des großen Königs entstellt, und man darf kaum zu seiner Entschuldigung anführen, was einzelne Quellen berichten, daß nämlich Odovakar seinerseits dem Sieger nach dem Leben getrachtet habe und dieser, gewarnt, ihm nur mit rascher That zuvor gekommen sei. Auch die nächsten Gesippen, Freunde und Gefolgen Odovakars wurden am gleichen Tage getödtet.

Ein ander Mal erzähle ich euch davon, wie mild, weise und edel König Theoderich, den man mit Grund „den Großen" nennt, von da ab über drei Jahrzehnte Italien, Römer und Gothen beherrscht, und wie nach seinem Tode die Herrschaft seines Volkes, ja dies Volk selber nach heldenhaftestem Kampfe den Untergang gefunden hat durch den Uebergang der Italier auf die Seite der byzantinischen Feldherrn Belisar und Narses, welche Kaiser Justinian zur Wiedereroberung Italiens ausgesendet hatte.

V.

Das Reich der Gothen in Italien.

Das Gebiet des States, welchen Theodorich nun nach dem Untergang Odovakars beherrschte, reichte weit über das Hauptland Italien hinaus.*)

*) Es erstreckte sich gen Norden bis in und über die Alpen. Salzburg und Augsburg (Juvavium und Augusta Vindelicorum) hatten höchst

In diesen weiten, an Schätzen der Natur, der Kunst und Bildung reichen und üppigen Ländern Südeuropa's herrschte nun Teoderich als freier König nicht nur seiner Gothen, sondern auch der römischen Bevölkerung — denn als „König von Italien" war er alsbald nach dem Fall von Ravenna ausgerufen worden — zu ohnmächtigem Verdruß des falschen Kaisers zu Byzanz, der nun durch seinen eigenen schlauen Plan sich überlistet sah.

Allerdings war es gelungen, die niemals anerkannte Herrschaft Odovakars in Italien zu zerstören: aber an Odovakars Stelle trat nun Theoderich, nicht, wie der Kaiser für den Fall seines Sieges gehofft hatte, als abhängiger Statthalter des Kaisers, sondern als König, nicht nur seiner Gothen, auch der Italier und Provincialen. Zwar führte der Gothenkönig eine sehr ehrerbietige Sprache gegen Byzanz, und bei seiner hohen Bewunderung für den römischen Stat und seine Cultur ging es ihm wohl von Herzen, wenn er

---

wahrscheinlich ostgothische Besatzung; dagegen bis Regensburg (Reginum) drang die Macht Theoderichs gewiß nicht. Im Osten von Italien, auf der Ostküste des ionischen Meerbusens, gehörten die Landschaften Istrien, Liburnien, Dalmatien, und an der Save (Savia), sowie ein Stück von Pannonien (Ungarn) dem Scepter des Amalers. Im Süden war die Insel Sicilien der äußerste gothische Besitz. Im Westen aber überschritten Theoderichs Feldherren, von den Franken durch ungerechten Angriff auf die stammverwandten Westgothen gezwungen, die kottischen oder See-Alpen, welche Italien von Frankreich trennen, und nahmen im siegendem Kampfe einen großen Theil von Südfrankreich in Besitz: das schöne Land zwischen den Flüssen Rhone, (Rhodanus), Durance (Druentia) und dem Meer, mit den herrlichen Städten Marseille (Massilia), Arles (Arelatum) und Avignon (Avenio). Ja, weil der König der Westgothen, Theoderichs Enkel Amalarich, noch nicht waffenreif war, übernahm der Großvater als Vormund die Regierung auch des westgothischen Reiches, welches außer dem Rest von Südfrankreich (Septimanien mit Narbonne), die ganze pyrenäische Halbinsel, d. h. Spanien umfaßte.

Digitized by Google

ſchrieb, er betrachte ſeinen Stat nur als einen Theil des Römerreiches, wie er denn auch ſeine Gothen mit Schonung und Verehrung der claſſiſchen römiſchen Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft zu erfüllen trachtete. Aber bei aller Höflichkeit der Worte wahrte Theoderich in ſeinen Thaten die vollſte Selbſtſtändigkeit gegenüber Byzanz, ja, auch mit den Waffen trat er dem Kaiſer erfolgreich entgegen, als dieſer verſuchte, an der Oſtmark des Gothenreiches, in Pannonien, ſeine Macht drohend zu erweitern.

Der große Gothenkönig war aber vor allem ein weiſer Fürſt des Friedens: und dieſe ſeine friedliebende, nur ungern und zögernd zu den Waffen greifende Geſinnung hat auch die deutſche Heldenſage in „Dietrich von Bern" geſchildert, der erſt auf vieles Drängen ſeines alten Waffenmeiſters das Schwert zieht. Nur einmal führte Theoderich einen größern Krieg, nothgedrungen, und nachdem alle ſeine eifrigen Bemühungen, einen bitterböſen Nachbar in Ruhe zu erhalten, geſcheitert waren. Dieſer üble Nachbar war der Frankenkönig Chlodovech zu Paris aus dem Geſchlechte der Merowingen welcher erſt mit allen Mitteln der Argliſt und blutigen Gewalt die übrigen Frankenfürſten, meiſt ſeine Vettern, beſeitigt hatte und nun mit der in ſeiner ſtarken Fauſt verſammelten fränkiſchen Macht alle ſeine Nachbarn bedrohte.

Theoderich hatte von Anfang die aus dem Frankenreich aufſteigenden Gefahren richtig erkannt: und die große Friedensſtatskunſt, welche er eifrig verfolgte, war vor allem darauf gerichtet, die Fürſten der ſchwächeren Staten der Germanen mit dem Oſtgothenreich und ſo unter einander ſelbſt durch Bande der Familie, der Verſchwägerung, der Freundſchaft

Digitized by Google

zu verknüpfen. Unter seiner Oberleitung sollten alle diese Reiche wider die drohende, begehrliche Brandung fränkischer Gewalt einen festen Damm bilden. So hatte er die zahlreichen Frauen seines königlichen Hauses mit weiser Berechnung an die Fürsten der benachbarten Germanenstaten vermählt.*)

Er suchte auch mit dem merowingischen König selbst in nahe Verbindung zu treten, indem er dessen Schwester Audefleda zur Gemahlin nahm. Aber Alles war vergebens. Umsonst hatte sich Theoderich bemüht, durch Briefe zwischen seinem Schwager, dem Franken Chlodevech, und seinem Eidam, dem Westgothen Alarich, zu vermitteln; unersättlich in seiner Eroberungsgier griff der Franke im Bunde mit den Burgunden die Westgothen an. In der Schlacht auf den vokladischen Feldern am Flüßchen Clain nord-westlich von Poitiers verlor Alarich Sieg und Leben. Sein unmündiger Sohn Amalarich wurde von treuen Anhängern über die Pyrenäen geflüchtet, während nicht nur Franken und Burgunden den größten Theil der westgothischen Besitzungen in Südfrankreich eroberten, sondern noch dazu ein böser Stief-

*) Seine Tochter Amalaswintha an Eutharich, einen Amaler, der bisher bei den Westgothen in Spanien gelebt hatte. Da er keines Sohnes sich erfreute, wollte er wenigstens einem Sohne seiner Tochter dadurch die Nachfolge sichern, daß derselbe einen Amaler zum Vater hatte. Seine Schwester Amalafrida vermählte er mit Thrasamund, dem glänzenden König des Reiches der Vandalen in Afrika, welches stammverwandte Volk, gefürchtet ob seiner Seemacht, schon vermöge der Beherrschung des Meeres der natürliche Verbündete der Gothen gegen Byzanz war. — Seine Nichte Amalaberga gab er dem König der Thüringer, Hermanfried, der sich bereits von den fränkischen Waffen bedroht sah; eine zweite Tochter, Theudigotho, dem westgothischen König Alarich II. zu Toulouse, eine dritte, Ostrogotho, dem burgundischen König Sigismund zu Lyon; den König der Heruler nahm er an Sohnesstatt an, indem er ihm Waffen zum Geschenk sandte.

Digitized by Google

bruder des jungen Amalarich, Namens Geſalich, ſich zum König der Weſtgothen aufwarf und Theoderichs Enkel die Krone entreißen wollte. Da mußte denn freilich auch der friedliche König von Ravenna zum Schwerte greifen. Seine tapfern Feldherren Ibba und Thulum erſchienen in Südfrankreich und Spanien, ſchlugen Franken und Burgunden, entriſſen ihnen das Geraubte und vertrieben und tödteten den Anmaßer Geſalich. Theoderich nahm nun, wie oben geſagt, das Reich der Weſtgothen als Vormund ſeines Enkels in Verwaltung und herrſchte am Rhone, an der Durance, am Tajo und am Ebro wie am Tiber und am Po.

Abgeſehen von dieſem aufgedrungenen Kriege hielt aber Theoderich Frieden mit allen ſeinen Nachbarn und pflegte mit Weisheit, Kraft und Milde die Wohlfahrt wie ſeiner Gothen ſo der Italier. Es ſind uns die Verordnungen erhalten, welche ſein gelehrter und frommer Miniſter Caſſiodorius, im Auftrage des Königs, zur Regierung des Reiches erließ. Sie zeigen uns den Amaler als einen wahrhaft großen Herrſcher. Unabläſſig war er bemüht, den Frieden unter Gothen und Römern zu erhalten. Jene hätten gern Gewalt geübt an den Provincialen und Italiern wie an Beſiegten, dieſe aber haßten und verachteten die Germanen als Barbaren und als Ketzer, da ſie zwar Chriſten waren, aber über die Dreieinigkeit die von der Kirche verworfenen Anſichten des Arius theilten: deshalb hießen ſie Arianer. Theoderich verbot ſeinen Gothen, im Falle eines Streites zu den Waffen zu greifen; er verwies ſie an den Richter. Und ſo ausgezeichnet raſch und ſtreng war die Rechtspflege in ſeinem Reiche, ſo groß die Furcht vor dem ſtarken Arm des gerechten Friedensſchirmers, daß ſehr bald nach Theoderichs

Digitized by Google

Tode Sagen entstanden, welche diese seine Tugenden rühmten. So sagte man, auf die Herstraße könne man Gold und Silber legen und noch nach Jahr und Tag sicher am selben Orte finden: niemand würde es wagen, das Gefundene davon zu tragen, aus Furcht vor dem König. Eine andere Erdichtung erzählt: bei dem Einzuge des Königs in Rom habe ihm eine arme Wittwe geklagt, schon zehn Jahre könne sie in einer Proceßsache vor den römischen Richtern nicht zu einem Richterspruch gelangen. Theoderich ließ die Richter kommen und sprach: „Habt ihr für diese arme Frau nicht bis morgen Abend das Urtheil fertig, sollt ihr des Todes sterben." Zitternd brachten die Richter noch vor Ablauf der Frist das Urtheil zu Gunsten der Wittwe; der König aber sprach: „Nun sollt ihr erst recht des Todes sterben, da ihr zehn Jahre verschleppt habt, was ihr in Einem Tage vollenden konntet."

Seine Duldung in religiösen Fragen war so groß — fast einzig in jenen Tagen —, daß er, der Arianer, den Katholiken volle Schonung und allen Schutz gewährte, — indeß seine Glaubensgenossen im byzantinischen Reich von den Katholiken hart verfolgt wurden, und andere arianische Könige, so die der Vandalen und Westgothen, hiefür an den Katholiken in ihren Reichen grausame Vergeltung übten.

Ja, auch der von den Christen aller Bekenntnisse hart verfolgten Juden nahm sich Theoderich an: und als die Christen ihnen eine Synagoge verbrannt hatten, mußten die Schuldigen sie auf ihre Kosten wieder herstellen.

Der König hatte die höchste Ehrfurcht vor der Wissenschaft der griechischen und römischen Welt; er ließ seine begabte Tochter Amalaswintha nicht nur Latein, auch

Digitized by Google

Griechisch lernen; er zog auch gelehrte Römer, wie Cassiodorius und Boëthius, mit hohen Ehren an seinen Hof.

Ganz besonders aber war er von Begeisterung erfüllt für die Reste der antiken Kunst, wie sie in Bauwerken und Bildwerken, in Statuen von Marmor und Erz sein Rom schmückten. Er verwendete große Summen auf Erhaltung und Herstellung derselben, verfolgte mit scharfem Eifer Entwendung und ließ selbst zahlreiche Paläste, Kirchen, Wasserleitungen bauen. Ein besonderer Beamter, der „Palast-Wart" zu Ravenna, hatte zunächst diese Residenz zu erhalten und zu verschönern, dann aber auch für alle Bauten des Königs zu Friedens- und Kriegszwecken die Pläne zu entwerfen. Er stand an der Spitze des ganzen Heres von Maurern, Steinmetzen, Erzgießern, Mosaikarbeitern. Er sollte dafür sorgen, daß man des Königs Neubauten nicht von den antiken Wunderwerken solle unterscheiden können, — was für den armen Mann bei dem großen Verfall der Kunst freilich ein schwerer Auftrag war! Aber noch bewundert man als Meisterwerke ersten Ranges die unter Theoderich und Amalaswintha zu Ravenna gebauten Kirchen im Basilikenstil mit vollendeten Mosaik-Bildern. Und nicht nur zu Rom und zu Ravenna, in zahlreichen anderen Städten seines Reiches schuf Theoderich Herstellungen oder Neubauten von Kirchen, Palästen, Thoren, Wasserleitungen, Bädern, Säulengängen, Theatern, Statuen, Sarkophagen: so zu Verona, Pavia, Spoleto, Parma, Dertona, Syrakus. Man findet immer noch Mauerziegel, welche mit dem Stempel Theoderichs versehen sind, zu Rom. So unwahr ist der Vorwurf, die Gothen hätten die herrlichen Bauwerke Roms zerstört, daß vielmehr Theoderich als ihr eifrigster Erhalter gepriesen

Digitized by Google

werden muß. Erst die römischen Adelsgeschlechter des Mittelalters seit dem X. Jahrhundert haben diese Zerstörung verschuldet, indem sie ihre Zwingburgen in Rom selbst und dicht vor den Thoren aus dem Marmor der nächsten Bauten, welche sie schonungslos plünderten und zerbrachen, errichteten.

Jedoch nicht nur der Wissenschaft und Kunst wandte der edle König seine Pflege zu: sehr ähnlich Karl dem Großen richtete er, während die großartigsten Aufgaben der äußern und innern Statskunst ihn beschäftigten, seine Sorgfalt auch auf die geringsten Aufgaben der Verwaltung.

Für den Ackerbau sorgte er durch Wiederherstellung der für das heiße Land so wichtigen Wasserleitungen, welche seit Jahrhunderten in Verfall gerathen waren. Er unternahm bereits das große Werk, das in unseren Tagen Garibaldi bei der Regierung von Italien wieder angeregt hat, die pontinischen und umbrischen Sümpfe bei Terracina und bei Spoleto trocken zu legen. Dadurch sollten diese verderblichen Brutstätten böser Fieber beseitigt und viele Meilen guten Ackerlandes für den Pflug gewonnen werden. Er brachte es dahin, daß Italien, welches sich seit Jahrhunderten nicht mehr selbst ernährt hatte, manchmal sogar wieder Getreide ausführte. Für die Verpflegung der großen Städte Rom und Ravenna mußte der König freilich durch Kornzufuhr aus Sicilien fast unausgesetzt sorgen. Er ließ eingegangene Bergwerke wieder eröffnen und regelte Schonung und Fang der Fische. Er befreite den Handel von den erdrückenden Zöllen, regulirte Münze, Maß und Gewicht, errichtete Jahrmärkte, schützte die Kaufleute auf den Messen gegen räuberische Ueberfälle, stellte die flaminische Landstraße her, schlug über den Tiber eine Schiffbrücke,

Digitized by Google

verbeſſerte die Schifffahrt auf den Flüſſen Tiber, Mincio, Arno und Oglio und hob das Poſtweſen. Aber auch für die Unterhaltung des Volkes ſorgte er, gab im Amphitheater zu Rom glänzende Spiele wie ein römiſcher Kaiſer, und „wohnte unter den Römern wie ein Vater unter ſeinen Kindern" — wie eine ehrwürdige Chronik berichtet. Damals prägte das dankbare Rom Münzen mit der Aufſchrift: „Das glückliche Rom": Roma felix. Aber gegen Ende ſeiner Regierung trübte ſich Glück und Glanz.

In Byzanz wurden die Glaubensgenoſſen des Königs, die Arianer, auf's Neue grauſam verfolgt vom Kaiſer Juſtinus I. Dadurch wurde auch in Italien die Feindſchaft zwiſchen den gothiſchen Arianern und den katholiſchen Römern verſchärft. Eine Verſchwörung vornehmer Römer ward entdeckt, welche das Gothenreich an Byzanz verrathen wollten. In ſeinem Zorn über ſolche Undankbarkeit ließ ſich der König hinreißen, zwei von ihm ſehr geliebte und geehrte römiſche Senatoren, welche unvorſichtig der Angeklagten ſich annahmen, den gelehrten Boëthius und deſſen Schwiegervater Symmachus, hinrichten zu laſſen. Iſt es auch nur Erdichtung, daß den König die Reue über dieſe Todesurtheile, — welche übrigens von den römiſchen Senatoren ſelbſt gefällt waren, — auf das Sterbebett geworfen habe, — immerhin mag es an ihm gezehrt haben, daß er nach einer weiſen, milden, väterlichen Regierung von mehr als drei Jahrzehnten Undank und Verrath der Römer erleben und ſein Reich, das ruhmvolle Werk ſeines Helden-Lebens, durch den Haß der Italier, durch die lauernde Falſchheit der Byzantiner ſchwer bedroht ſehen mußte. Er ſtarb nach ganz

Digitized by Google

kurzer Krankheit am 26. August 526 in seinem Palast zu Ravenna.

Der Haß der römischen Priester erfand eine Fabel, wonach ein frommer Einsiedler im Traumgesicht die Sele des großen Königs wegen seiner Ketzerei und Tyrannei in einem Feuerpfuhl auf den Liparischen Inseln furchtbare Qualen leiden sah: wir aber dürfen „Dietrich von Bern", den großen Theoderich, als eine der edelsten, herrlichsten Gestalten der deutschen Heldensage und der germanischen Geschichte in hohen Ehren halten.

VI. Theoderichs Nachfolger

bis zum Untergang seines Reiches (526—552).

Ein Kind und ein Weib sollten nun die schwere Aufgabe lösen, das Schiff des von allen Seiten bedrohten Reiches durch die inneren und äußeren Gefahren sicher hindurch zu steuern.

Eutharich, Theoderichs Eidam, war früh gestorben. Athalarich, sein und Amalaswinthens Söhnlein, zählte erst acht Jahre: die Mutter übernahm für ihn die Regierung, „bis er zu seinen Jahren gekommen" d. h. waffenfähig geworden wäre. Sie suchte den Knaben zu einem Römer zu erziehen, wie sie selbst von Bewunderung für die griechisch-römische Bildung erfüllt war. Das sahen aber mit Zorn die Gothen am Hofe, welche die Fürstin durch ihre Hinneigung zu Rom und Byzanz ihrem Volk entfremdet wußten. Als gothische Große einmal den Knaben in Thränen fanden über Bestrafung durch seine Mutter, zwangen sie diese, die griechischen Lehrer zu entfernen und den jungen Athalarich

Digitized by Google

mit gothiſchen Altersgenoſſen zu umgeben. In dieſem Zwieſpalt zwiſchen der Mutter und ſeinen Genoſſen ward aber die Erziehung des Thronerben verdorben, und kaum ſechszehn Jahre alt ſtarb der junge König (534) an einer Krankheit, welche ihm ein unmäßiges Leben zugezogen hatte. Nun erhob Amalaſwintha einen Vetter, Namens Theodahad, zum König, welchen ſie ganz zu beherrſchen hoffte. Aber ſie irrte. Der falſche, feige Mann hatte nur eine Leidenſchaft, die Habſucht. Den größten Theil von Tuscien (Toskana) beſaß er ſchon und nun ſuchte er mit allen Mitteln der Liſt und Gewalt den Reſt an ſich zu ziehen, denn „Nachbarn zu haben ſchien ihm eine Art Unglück" ſagt ein Zeitgenoſſe. Er fröhnte nur dieſer ſeiner Habgier und ging in der Schändlichkeit ſo weit, für Geld ſein eignes Volk und Reich an die ſchlimmſten Feinde, die Byzantiner, zu verkaufen! Kaiſer Juſtinian, Juſtins Neffe und Nachfolger, hatte ſoeben, eine Spaltung im Königshaus der Vandalen benützend, dieſes Germanenreich unterworfen (534); er hoffte, mit ähnlichen Mitteln auch das Reich der Oſtgothen zu verderben. Derſelbe Geſandte des Kaiſers, Petrus, welcher Theodahad Geld und Güter verſprach für Verrath des Gothenreiches an die Byzantiner, betrieb mit dem elenden König die Ermordung der unglücklichen Fürſtin: ſie ward gefangen auf eine kleine Inſel im Bolſener-See in Tuscien gebracht und dort im Bad erdroſſelt. Nun aber trat der treuloſe Kaiſer von Byzanz als Rächer der ermordeten Tochter Theoderichs auf! Er erklärte Theodahad und den Gothen den Krieg. Natürlich war dies nur ein Vorwand, kein Grund. Juſtinian hoffte, das von ſeinem eignen König verkaufte und verrathene, in Parteiungen geſpaltene Volk der Gothen ſo leicht

Digitized by Google

wie kurz zuvor die Vandalen zu besiegen. Aber er irrte gewaltig. Die Gothen waren nicht, wie ihre Vettern in Afrika, durch Klima und römische Sitte verweichlicht: vielmehr entfalteten sie in fast dreißigjährigem Kampfe gegen die überlegene Feldherrnkunst der Byzantiner ein Heldenthum, welches von keiner Nation jemals übertroffen wurde. Wenn sie schließlich gleichwohl erlagen, so war die Ursache der allgemeine Abfall der Italier, welche überall die kaiserlichen Fahnen als Zeichen der Befreiung von den verhaßten Barbaren und Ketzern begrüßten. So wenig vergalten sie des großen Theoderichs Milde. Aber wir wollen sie nicht allzu hart verdammen: sie folgten dem Gefühl der Blutsgemeinschaft und dem Drang, dem alten, glorreichen Römerstat wieder unmittelbar anzugehören. Jedoch die Strafe für ihren Undank gegen die Gothen blieb nicht aus. Die Byzantiner, welche die Gothenherrschaft verdrängten, übten einen furchtbaren Druck der Steuern und argen Mißbrauch der Amtsgewalt gegen die Italier, so daß im Lauf des Krieges die Römer die Gothen wieder herbei sehnten und herbei riefen. Und in Ober- und Mittelitalien traten (nach anderthalb Jahrzehnten byzantinischer Herrschaft) die Langobarden an die Stelle der Gothen und damit eine unvergleichlich härtere Behandlung der Einwohner als sie die milden Gothen geübt.

Lasset Euch nun den ruhmreichen Widerstand der Gothen schildern. Der wichtigste Berichterstatter über diese Kämpfe ist Prokopius von Cäsarea, der Rechtsrath Belisars, des großen Feldherrn Justinians, der uns die meisten Vorgänge als Augenzeuge erzählt. Obwohl es also ein Feind der

Digitized by Google

Gothen ist, welcher ihre letzten Kämpfe schildert, leuchtet doch aus diesen im Zelte Belisars geschriebenen und für die Byzantiner als Leser bestimmten Berichten die glänzendste Anerkennung der gothischen Heldenschaft hervor.

Der Krieg begann im Jahre 535. Eine kleine Truppe der Byzantiner griff die Gothen in Dalmatien an, während Belisarius, der Besieger der Perser und Vandalen, auf Sicilien landete und durch Uebertritt der Bevölkerung ohne Mühe die ganze Insel gewann. Sie wurde vermöge ihrer Lage — blickt nur einmal auf die Landkarte! — der Hauptstützpunct für alle Unternehmungen aus dem Ostreich gegen Italien. Ebenso gewannen die Byzantiner in Dalmatien, nach einer Niederlage im offnen Feld durch Nachschübe verstärkt, durch den Abfall der römischen Einwohner alles Land bis gegen Ravenna hin. Den größten Vorschub leistete den katholischen Waffen die katholische Geistlichkeit im Gothenreiche, Papst und Bischöfe an der Spitze, welche überall die Thore ihrer Städte dem Kaiser öffneten, um die arianischen Ketzer zu verderben.

Belisar landete bei Rhegium (Reggio) und sofort fiel ihm die ganze römische Bevölkerung zu. Auch des verrätherischen Königs Eidam, Ebrimuth, trat mit seinen Scharen zu dem Feinde über. Bruttien und Lukanien waren für die Gothen verloren; erst vor Neapolis (Neapel) fanden die Byzantiner Widerstand. Drei Wochen lang wehrte sich ein kleines Häuflein Gothen auf das tapferste gegen die Uebermacht. Vergebens beschworen sie den König durch zahlreiche Boten, ihnen Hilfe, der dritten Stadt des Reiches Rettung zu bringen: Theodahad blieb unthätig und endlich gewann Belisar durch List das belagerte Neapel, indem durch

Digitized by Google

eine halb verfallne Wasserleitung einige Krieger heimlich in die Stadt schlüpften und die Thore von innen aufrissen.

Der Fall Neapels rüttelte die Gothen gewaltig auf: sie erkannten die Feigheit, den Verrath ihres jämmerlichen Königs, setzten ihn in einer großen Volks- und Heres-Versammlung zu Regeta (zwischen Anagni und Terracina) feierlich ab und erhoben den tapfern Witichis, einen einfachen Gemeinfreien, zu ihrem König. Entsetzt floh Theodahad von Rom nach Ravenna; aber Witichis sandte ihm einen Verfolger nach, dessen Eile noch besonderer Haß beflügelte, Optari, einen jungen Gothen, welchem der habgierige Fürst, durch Geld bestochen, eine schöne Braut entrissen und an einen Andern vermählt hatte. Optari setzte dem Fliehenden Tag und Nacht ohne Unterlaß nach, holte ihn ein, warf ihn zu Boden und erstach den gekrönten Verräther seines Volkes „wie ein Opferthier" (536).

König Witichis erkannte die Nothwendigkeit, die von Theodahad absichtlich unterlassnen Rüstungen zu betreiben, bevor er dem großen Feldherrn Belisar entgegen träte. Er räumte Rom und alles Land bis Ravenna, in diesem festen Waffenplatz sein Her allmälig bis auf hundertfünfzig „Tausendschaften" — so waren die gothischen Bataillone benannt — erhöhend. In Rom hatte er nur eine Besatzung von vier Tausendschaften zurück gelassen, und Bischof, Senat und Volk der Stadt, unter Erinnerung an die Wohlthaten Theoderichs, durch heilige Eide verpflichtet, Belisar die Thore nicht zu öffnen, sondern sich muthig zu vertheidigen, bis er Entsatz heranführen könne.

Aber kaum näherte sich Belisar, als vor Allem Silverius, der Bischof von Rom, es durchsetzte, daß, unter schnödestem

Digitized by Google

Bruch der geschwornen Eide, durch eine feierliche Gesandtschaft der Feldherr Justinians eingeladen wurde, in die Stadt einzuziehen, welche ihm mit Freuden die Thore öffnen werde. Und so geschah's: während die schwache gothische Besatzung durch das flaminische Thor nach Osten gen Ravenna abzog, rückte Belisar von der latinischen Straße, von Süden her, durch das asinarische Thor in die Stadt ein. Sofort verschanzte er sie stärker und verproviantirte sich mit Getreide aus Sicilien. Auch ganz Tuscien (Toskana) gewannen die Byzantiner ohne Mühe, da die Römer in den Städten Perusia, Narni, Spoleto ihre Thore öffneten und die schwachen gothischen Besatzungen auslieferten.

Da nun im Süden auch ganz Apulien und Calabrien mit der starken Festung Benevent und ein großer Theil des Samniter-Gebietes, im Osten aber von Dalmatien her alles Land bis gegen Ravenna hin den Feinden sich angeschlossen hatte, schien die Gothenmacht fast auf Ravenna beschränkt. Dort hatte Witichis der Schwester Athalarichs, Mataswintha, sich vermählt, um den Anhang des alten Königsgeschlechts und dessen Ruhmesglanz für sich zu gewinnen.

Um die starken in Südfrankreich stehenden gothischen Truppen zur Vertheidigung heran ziehen zu können, hatte er mit den Franken Frieden und Bündniß geschlossen, indem er ihnen die Gebiete überließ, welche Theoderich daselbst gewonnen hatte; ja die Franken versprachen ihm gegen reiche Geldzahlungen sogar Hilfstruppen wider die Byzantiner: und doch hatten sie eben erst vom Kaiser Justinian sich schwere Summen zahlen lassen, um ihm ein Hilfsher gegen die „gothischen Ketzer" zu stellen. (Die Franken hatten das Christenthum in dem katholischen Bekenntniß angenommen.)

Digitized by Google

Lange Zeit nun thaten die Franken, das Geld beider Parteien behaltend, gar nichts; als sie aber endlich, gegen Schluß des Krieges, ein Her nach Italien sandten, — da wandte dasselbe, auf eigne Rechnung Beute und Land erobernd, seine Waffen gegen beide kämpfende Parteien, gegen Gothen und Byzantiner zugleich. Es war die gerechte Strafe solcher Verrätherei, daß diese fränkischen Scharen in Italien mehr noch als dem Schwerte der Feinde bösen Seuchen erlagen.

Nachdem König Witichis seine Rüstungen vollendet hatte, brach er, „wie ein grimmiger Löwe" von Ravenna auf und zog gegen Rom. Die Byzantiner, welche die Uebergänge über Tiber und Anio hätten vertheidigen sollen, flohen, und so stieß Belisar, welcher, die Gothen noch jenseits der Flüsse wähnend, zur Rekognoscirung ausgeritten war, plötzlich auf den Feind, gerieth in höchste Lebensgefahr und ward in die Thore Roms zurückgeworfen, welche alsbald von den Gothen in sieben großen Lagern umschlossen wurden. (Februar 537.)

Aber alle Anstrengungen gothischen Heldenthums in dieser Belagerung scheiterten an der genialen Feldherrnkunst Belisars und den von ihm verstärkten Mauern, mit welchen schon Kaiser Aurelian die Tiberstadt umgeben. Nach einer Einschließung von 374 Tagen, in welchen der Augenzeuge Prokop nicht weniger als neunundsechszig Schlachten, Sturmangriffe und Ausfälle zählt, mußte Witichis die Belagerung aufheben. Er konnte nicht mehr hoffen, die Stadt auszuhungern, da dieselbe von der See her mit Vorräthen versorgt wurde. Ebenso wenig durfte er hoffen, die hohen Wälle noch mit stürmender Hand zu nehmen, da die vielen Angriffe, mehr aber noch Hunger und Fieber in den wasser-

Digitized by Google

losen Ebenen der Campagna die Reihen seines Heres so furchtbar gelichtet hatten, daß unter den sieben ursprünglich von Streitern wimmelnden Lagern drei vollständig verödet und ausgestorben waren. Der König eilte (März 538), seine zweite Hauptstadt, Ravenna, zu decken, welche inzwischen von den Unterfeldherrn Belisars, die Ariminum (Rimini) erobert hatten, gefährdet wurde. Bald wurde nun Witichis in Ravenna von den Byzantinern belagert und durch Hunger und Entbehrungen aller Art schwer bedrängt. Die Franken versagten die theuer bezahlte Hilfe, die Langobarden standen im Solde Justinians — da gelang es dem Gothenkönig, die fernen Perser in Asien zu einem neuen Krieg gegen die gemeinsamen Feinde, die Byzantiner, zu bewegen, indem er ihnen vorstellte, wie Justinian nach Eroberung Italiens sich mit verstärkter Macht auf seine Nachbarn im Orient werfen würde. Und wirklich gerieth der Kaiser durch die Fortschritte der Perser so in Bestürzung, daß er Belisar aus Italien abrief und den Gothen einen leidlichen Frieden gewähren wollte. Aber da verübte Belisar, erbittert, daß ihm nicht vergönnt werden sollte, wie den König der Vandalen auch den der Ostgothen kriegsgefangen im Triumph in Byzanz aufzuführen, einen argen, seines Heldenruhmes höchst unwürdigen Betrug. Er wußte, daß in Ravenna die Noth auf's höchste gestiegen und längerer Widerstand unmöglich war, nachdem verrätherische Einwohner der Stadt die Getreidemagazine verbrannt hatten, die König Witichis sorglich angelegt. Er verweigerte den Abschluß des vom Kaiser angebotnen Friedens und ging zum Schein darauf ein, selbst als Kaiser des Abendlandes an die Spitze der Gothen zu treten und, abfallend von Justinian, Italien selbständig zu regieren.

Digitized by Google

Witichis war bereit, dem großen Feldherrn die Gothenkrone abzutreten und öffnete die Thore Ravenna's: aber sofort besetzte Belisar Palast und Stadt im Namen des Kaisers, verhaftete Witichis und führte ihn mit einer großen Zahl andrer edler Gothen kriegsgefangen nach Byzanz (Ende 539.)

Jedoch diese frevle That echt byzantinischer Arglist fachte in den Herzen aller Gothen grimmigsten Zorn zu hellen Flammen an. Die noch nicht bezwungenen Scharen beschlossen, den Krieg gegen die treulosen Feinde, den Kampf für Freiheit und Volksthum muthig fort zu führen, und sie wählten als Nachfolger des unglücklichen Witichis den tapferen Ildibad, welcher, ein Neffe des westgothischen Königs Theudis, vielleicht Hilfe von diesem erlangen könnte. Ildibad wurde zwar bald (541) von einem Privatfeind ermordet, und ebenso (542) sein Nachfolger Erarich: aber Totila, ein Neffe Ildibads, welcher nun zum König erhoben wurde, hat in überraschender, in wahrhaft glänzender Weise das Rad der Geschicke gehemmt und gewendet. Diesem durch Geist und Herzensgüte nicht minder als durch kriegerische Vorzüge, durch Feldherrnkunst und Tapferkeit ausgezeichneten Mann gelang es, den Byzantinern den fast schon vollständigen Sieg wieder zu entreißen und ihn noch zehn Jahre lang glorreich an die gothischen Fahnen zu fesseln. Dieser strahlende Held, welcher den kosenden Beinamen „Baduila", der kleine Kämpfer, wegen seiner wunderbaren Siege erhielt, übernahm die Krone unter den erdrückendsten, ja verzweiflungsvollsten Umständen. Nur noch 1000 bewaffnete Gothen hatte Ildibad in der Stadt Pavia um sich geschart; außerdem waren von dem ganzen weiten Reich

Digitized by Google

Theoderichs fast nur noch Verona und Tarvisium (Treviso) in gothischen Händen. Von 200,000 Kriegern, die Witichis aufgebracht, waren im Ganzen nur noch 5,000 unter den Waffen. Ganz Italien mit allen seinen Städten und Burgen war in der Gewalt der Byzantiner. Totila aber brachte es in kurzer Zeit dahin, nicht nur ganz Italien (mit der verhängnißvollen Ausnahme von Ravenna) und die zugehörigen Inseln wieder zu erobern, sondern, da der Kaiser den widerholt angebotnen Frieden verwarf, die gothischen Waffen in das Festland des Ostreichs zu tragen und Schrecken und Gefahr bis vor die Thore von Byzanz zu verbreiten.

Nicht nur durch Kriegskunst, mehr noch durch Milde und Herzensgüte verrichtete der Gothenkönig, auch hierin Theoderichs würdiger Nachfolger, solche Wunderwerke. Denn er verzieh den Italiern ihren undankbaren Abfall, schützte sie vor der Rache seiner Gothen und nahm sie mit offnen Armen, wie ein Vater reuige Kinder, mit den reichsten Wohlthaten auf, wenn sie, seinen warmen begeisternden Mahnungen folgend, die Sache der Byzantiner verließen und zu den Gothen zurückkehrten. Das geschah nun im ausgedehntesten Maße. Wohin die Truppen des Kaisers gedrungen, waren ihnen die Steuerbeamten nachgefolgt, welche alsbald mit allen Künsten byzantinischer Tyrannei den durch den Krieg schwer heimgesuchten Bürgern und Bauern die letzte Habe abpreßten. Bald waren diese Beamten viel mehr gehaßt und gefürchtet als vorher die Barbaren: und da man nun des neuen Gothenkönigs Milde und Güte kennen lernte, traten die viel gequälten Italier fast überall zu den Gothen zurück. Man rief jetzt Totila

Digitized by Google

als Befreier von der byzantinischen Tyrannei zu Hilfe. Nur die katholische Geistlichkeit und der höchste Adel Roms, welcher bei dem neuen Umschlag der Dinge größtentheils nach Byzanz ausgewandert war, hielten an unversöhnlichem Haß gegen die Barbaren und Ketzer fest. Totila behandelte die byzantinischen Gefangenen mit solcher Milde, daß sie häufig in seine Dienste traten. Die das nicht wollten, versah er mit Kleidern, Schuhen, Nahrung und entließ sie, ihnen auch noch Reisegeld mitgebend, in die Heimat. Einen Gothen, der die Tochter eines Römers geraubt hatte, ließ er trotz der dringenden Fürbitte seiner Waffenbrüder hinrichten: die Frauen und Töchter der treulosesten Gothenfeinde, der römischen Senatoren, welche in seine Gewalt fielen, entließ er ungekränkt zu den Ihrigen: die Bauern, die Pächter, gewann er, indem er ihnen die Güter der gothenfeindlichen ausgewanderten Vornehmen zu eigen gab. Als er Neapel bezwungen, sorgte er mit liebevoller Pflege dafür, daß die ausgehungerte Besatzung zwar sogleich Nahrung erhielt, aber nicht zu viel auf einmal, da anfangs Mehrere durch unmäßige Befriedigung des Heißhungers sich Krankheit und Tod zugezogen hatten. So war seine Milde, seine Herzensgüte der Zauber, durch welchen er seine wunderhaften Erfolge wirkte. Die unfähigen Nachfolger Belisars im Commando schlug er im offnen Felde so oft auf's Haupt, z. B. bei Faënza und bei Florenz, daß dieselben gar nicht mehr ihre festen Städte zu verlassen wagten. Aber auch diese Festungen gewann Totila, so das wichtige Neapel, und nach langer Belagerung selbst Rom. Diese Stadt räumte er zwar wieder, um Belisar entgegen zu treten,

Digitized by Google

welchen der Kaiſer (545) ein zweites Mal nach Italien geſchickt, aber ſo ungenügend ausgerüſtet hatte, daß nach fünfjährigen erfolgloſen Kämpfen der Feldherr ganz entmuthigt Rom und die Halbinſel verließ und heimkehrte. Totila gewann nun Rom zum zweiten Mal, eroberte ganz Italien (außer Ravenna), Sicilien, Sardinien, Corſica, und da der Kaiſer noch immer den Frieden verſagte, rüſtete er eine ſtarke Flotte, landete an der Küſte von Epirus, bezwang mehrere Städte daſelbſt und bedrohte Byzanz. Eine dritte Expedition des Kaiſers gegen Italien unter dem Prinzen Germanus ſcheiterte (551) wie die zweite Beliſars. Aber Juſtinian ruhte nicht, denn er haßte den Namen „Gothen“, und gelobte „ſie auszutilgen aus dem Reiche“. Und endlich gelang dem kriegsgewaltigen Feldherrn Narſes, dem Nebenbuhler Beliſars und Beſieger der Perſer, der mit erdrückender Macht in Italien auftrat (551), die Vernichtung des edlen Totila und ſeines Volkes. Getreu der alten, ein halbes Jahrtauſend bereits von den Römern geübten Politik, Germanen durch Germanen zu verderben, nahmen der Kaiſer und Narſes große Scharen von Langobarden, Herulern, Gepiden und andern germaniſchen Stämmen in Sold: und dieſe Kerntruppen, von gleicher Tapferkeit wie die Gothen, entſchieden unter des Narſes überlegener Führung endlich den Sieg. Dieſer kleine, verkrüppelte Mann war kein Held an Kraft, aber ein Held des Geiſtes. Er landete bei Ravenna, brachte dieſer von den Gothen belagerten Stadt Entſatz und rückte nun an der Weſtküſte des adriatiſchen Meeres in einem meiſterhaft geplanten Marſch in das Mittlere des Landes vor. Bei Taginae am Flüßchen

Digitized by Google

Clasius, östlich von Perugia (Perusia), stellte sich König Totila, von Rom heran eilend, dem weiteren Vordringen seines großen Ueberwinders entgegen. In glorreicher Weise erfüllte der Held an diesem Tage Alles, was Germanen von ihren Königen verlangten: er sprengte durch alle Reihen seines Heres, mit Wort und That die Seinen zu höchster Tapferkeit anspornend: um Zeit zu gewinnen, bis eine erwartete Verstärkung eingetroffen wäre, und zugleich um „Feind und Freund zu zeigen, welch ein Mann er sei", ritt er, allein, in Mitte beider Here, in prachtvollen, reich mit Gold geschmückten Waffen. Von Wurfspeer und Lanze hernieder wallten ihm purpurne Wimpel-Bänder, ganz würdig eines Königs, und auf herrlichem Rosse prangend, tummelte er sich angesichts beider Lager in meisterhaftem Waffenspiel. Nach allen Seiten verschlungene Kreise reitend, warf er die Lanze in die Luft, fing sie dann wieder abwechselnd bald mit der Rechten, bald mit der Linken, und zeigte in raschen und künstlichen Wendungen auf dem Roß seine Gewandtheit und Kraft. Endlich führte er, als die erwarteten Reiter eingetroffen, die Seinen zum Angriff. Aber der großen Uebermacht und der Feldherrnkunst des Narses erlagen die gothischen Helden: schwer verwundet vom einem Gepiden (einem Germanen) starb Totila auf dem Rückzug. Die Römer aber hatten von dem Liebling des Glückes, von dem glänzenden König eine so hohe Meinung, daß sie an seinen Tod nicht glauben wollten, bis sie die wieder ausgegrabene Leiche erkannten.

Jedoch der Muth des Gothenvolkes war noch immer nicht gebrochen: sie zogen über den Po nach Pavia und erhoben dort einen neuen — den letzten — König, den groß-

Digitized by Google

artigen Helden Teja, welchen seine Feinde, die Byzantiner, den ersten Heroen d. h. Halbgöttern des Alterthums, einem Achilleus also, an Helden-Herrlichkeit gleichstellen.

Meister Naue in München, welcher die beiden früher erwähnten Bilder gezeichnet, hat diesen Augenblick der Erhebung Teja's zum König der Gothen ergreifend dargestellt. In dem Palast zu Cumae, dem Schatz-Haus der Gothen, wird von seinen Getreuen der Königs-Hort Theoderichs gehoben. Einer der Krieger erhebt die alte Sturmfahne Theoderichs vom Boden, Andre umringen den Helden, Lorberzweige in den Händen und ihm als ihrem gekornen König Treue schwörend, indeß Teja den Sper gen Himmel erhebend schwört, bis zum Tode für die Freiheit und die Ehre des Gothenvolkes zu streiten.

Ein solcher Hort oder Schatz war in jenen Zeiten sehr wichtig. Er bestand in allerlei Waffen, kostbaren Geräthen und Schmuckstücken sowie in Gold- und Silber-Münzen. Man rüstete nicht nur die eignen Truppen mit diesen Waffen aus, man warb auch Söldner oder man erkaufte Hilfsscharen fremder Könige durch Zahlungen und Geschenke aus diesem „Hort".

Freilich galt es jetzt nur noch einen Kampf um die Ehre, nicht mehr um den Sieg. Glorreich wie das Aufsteigen sollte der Untergang des Gothenvolkes sein. Quer durch ganz Italien eilte Teja von Pavia bis Cumae in Unteritalien, wo der Königsschatz des Reiches lag. Von Cumae wurde der kleine Rest der Gothen durch die erdrückende Uebermacht der Byzantiner, welche einstweilen fast ganz Italien, auch Rom (552), gewonnen hatten, abgedrängt

Digitized by Google

auf den dem Vesuv gegenüber liegenden Milchberg (mons lactarius). Als hier die Eingeschlossenen der Hunger bedrängte (September 552), führte König Teja die letzten Gothen zum Ausfall, zum freudigen Heldentod. Ein wunderbares Schauspiel muß es gewesen sein, hier an dem Golf von Neapel, an einer der schönsten Stätten der Erde, im Angesicht des rauchenden Feuerbergs und der ewig blauen Bucht von Bajae, die edeln Reste eines herrlichen Volkes im ruhmvollen Kampfe fallen zu sehen. Abermals, wie bei Totila, ist es der byzantinische, der feindliche Bericht, welcher höchstes Lob auf den König der Gothen häuft: „Seine Tapferkeit steht der der größten Heroen der Vorzeit gleich: aus Allen hervorragend, kämpfte er mit wenigen Getreuen vor der Schlachtreihe der Gothen. Die Feinde hofften, nach seinem Fall werde der Kampf zu Ende sein und drangen Alle, die tapfersten Krieger voran, in dichten Haufen auf den König, von allen Seiten mit Wurfspießen nach ihm werfend, mit Speren nach ihm stoßend. Aber Teja deckte sich mit seinem Schilde, fing damit alle Lanzen auf und so oft sein Schild ganz voll hing von aufgefangnen Lanzen, ließ er sich von seinem Schildträger einen andern reichen. So war im Kampf der dritte Theil des Tages — acht Stunden! — verflossen, wieder staken zwölf Lanzen in seinem Schild, so daß er ihn nicht mehr bewegen konnte, sich damit zu decken. Er rief eilig seinen Waffenträger herbei, ohne jedoch auch nur um eines Fingers Breite vom Platze zu weichen oder sich zurück zu wenden und die Feinde vordringen zu lassen. Weder seitwärts wich er, noch deckte er seinen Rücken mit dem Schild, sondern gleich wie in den

Digitized by Google

Erdboden gewurzelt blieb er stehen mit seinem Schilde, mit der Rechten die Feinde niederstoßend, mit der Linken sich vertheidigend und unabläßig nach seinem Waffenträger rufend. Aber in dem Augenblicke, da er den mit Lanzen beschwerten Schild mit einem frischen vertauschen wollte, traf ein Wurfspieß tödtlich die ungedeckte Brust.

Die Feinde zeigten sein abgeschnittenes Haupt, die Ihrigen zu ermuthigen und die Gothen zur Ergebung zu bewegen. Aber die Gothen rächten blutig ihren gefallenen Helden-König; sie kämpften fort bis zur Nacht, und auch den ganzen zweiten Tag noch wüthete die Schlacht ohne Entscheidung. Endlich aber schlug der Rest — es waren nur mehr tausend Mann! — vor, vom Kampfe lassen zu wollen unter folgender Vereinbarung. Niemals würden sie sich dem Kaiser unterwerfen: aber sie wollten mit ihren Waffen und ihrer Habe aus Italien abziehen, sich andern Germanen jenseits der Alpen anzuschließen. Narses ehrte das Heldenthum dieser Männer: er gewährte ihnen und allen noch im Lande zerstreuten Gothen diese rühmlichen Bedingungen. So räumten denn die letzten Gothen den schönen, aber den Germanen unheilvollen Boden Italiens; sie gingen in andre germanische Nachbarvölker über. Reste von ihnen darf man in der besonders schönen und stattlichen Bevölkerung der südtirolischen Thäler der Etsch und Passer (bei Meran) erhalten glauben, wo auch die Sage von „Dietrich von Bern" noch lebhaft im Schwange geht.

So erlag das edle Volk der Gothen der Uebermacht der vereinten Italier und Byzantiner: aber ihr Andenken strahlt hell in der Geschichte, das Lob ihres Heldenthums, mit welchem sie für ihre Freiheit, für ihr Volksthum

Digitized by Google

kämpften, und ihrer bildungsfähigen Anlage, ihrer Milde und Großherzigkeit. Der Sieg im Kampfe wird nicht immer den Würdigsten zu Theil: auch höchste Tapferkeit kann manchmal den Untergang nicht abwenden, aber sie kann ihn immer adeln, weihen, verklären. Nicht was wir erleben, wie wie es erleben, ist das Entscheidende, und wie Emanuel Geibel schön gesagt hat:

„Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal,
So ist's der Muth, der's unerschüttert trägt."

Digitized by Google

Zur Geschichte des Stats-Begriffs der Germanen.

(Rede bei Uebergabe des Prorectorats der Albertina. April 1878.)

Die Geschichte des Statsbegriffs bei den Germanen ist eine zwiefache: die Geschichte des Inhalts, der Intensität dieses Begriffs und die Geschichte des Umfangs von Leuten und Land: die Geschichte der Erstarkung der Stats-Idee und die Geschichte der Erweiterung des Statsgebiets, die Geschichte der Vermehrung der Aufgaben und Rechte der Statsgewalt und die Geschichte der Ausdehnung der Statsgewalt über immer weitere Verbände.

Die beiden Betrachtungen können an sich nicht getrennt werden: beiderlei Erweiterungen stehen in Wechselwirkung: — wir haben aber die Ausdehnung des States von der Sippe, Horde, Gemeinde, dem Gau, der Völkerschaft, dem Stamm und dem Volke zum Reiche Karls des Großen widerholt besprochen und beschränken uns hier auf die Entwicklung der Intensität, des Gehalts des Statsbegriffs.

Digitized by Google

Der Gegenstand unserer Erörterung erhält volle Beleuchtung durch den Vergleich mit dem heutigen Statsbegriff.

Heute begreift die Souveränität des Staates eine bestimmte Zahl von Hoheitsrechten mit Nothwendigkeit in sich: steht heutzutage fest, daß ein Stat voll-souverain sei, so steht auch fest, welche einzelnen Hohheitsrechte, welche Aeußerungen, Functionen, Attribute der Statsgewalt ihm zukommen: nur durch internationale Verträge oder durch Zugehörigkeit zu einem Gesammtstat kann diese Souveränität (nicht getheilt, wohl aber) beschränkt sein.

Ganz anders schon im Mittelalter — noch weiter verschieden im germanischen Ur-Stat.

Im Mittelalter umfaßte die „Landeshohheit," aus welcher in Deutschland die Souveränität der Particularstaten erwuchs, keineswegs in jedem Fall die gleiche Zahl und keineswegs die gleiche Stärke der Hohheitsrechte.

Nach dem Grundsatz: „tantum possessum quantum praescriptum" konnte ein Landesherr z. B. das Bergregal haben, ein Anderer nicht oder in anderem Umfang. —

Und im Anfang der Statsbildung steht die Zahl der Zwecke, welche die Gesammtheit mit öffentlichen Mitteln verfolgt, welche sie als Statsaufgaben anerkennt, noch keineswegs fest: im Fortschritt der Cultur werden neue Aufgaben übernommen, welche früher der Stat den Einzelnen oder kleineren Verbänden überlassen hatte.

Das gilt allerdings auch von dem ältesten germanischen Stat: die Zahl der von ihm übernommenen Aufgaben ist noch gering, und die Mittel zu deren Lösung sind noch einfach.

Digitized by Google

Indessen ist hier ein zwiefacher Irrthum zurückzuweisen.

Einmal die falsche Behauptung, der germanische Stat sei vor der Aufnahme römischer Einflüsse ein Stat überall noch nicht gewesen: — eine Meinung, welche, zumal von französischen Historikern, noch immer nicht aufgegeben ist: sie sehen in Arioviſt und noch in Chlodoviech nur Führer von „bandes," welche in die keltisch-römische Cultur lediglich Barbarei getragen hätten.

Zweitens die irrige Annahme, daß jener germanische Urstat nur den Heerbann und den Gerichtsbann gekannt habe. —

Der germanische Urstat war ein wirklicher Stat: ja er entsprach dem Begriff des modernen States viel mehr als der Feudalstat des Mittelalters bis zur Wiederbelebung des römischen Statsbegriffs in der Renaissance, in der Form der Statsraison des: „aufgeklärten Absolutismus."

Denn der ganze juristische Zusammenhalt jenes Urstates war durchaus statsrechtlich, echt publicistisch, nicht privatrechtlich oder theokratisch gedacht: während im Stat des Mittelalters die Treue gegen den König und gegen den Landesherrn, der Waffendienst beruht auf dem privatrechtlich gedachten, der Erbpacht sehr ähnlichen Lehnsverband oder im römisch-deutschen Kaiserreich auf der theokratisch gedachten Einheit der Christenheit, kennt der germanische Urstat keine andere Grundlage der statsrechtlichen Pflichten und Rechte als den Unterthanenverband, wie sie Paul von Roth genannt, die Volksangehörigkeit, das Statsbürgerthum, wie wir sie nennen wollen.

Kein privater Zusammenhang mit dem König, nur die Volksangehörigkeit des Gemeinfreien begründet dessen Wehr-

Digitized by Google

pflicht, dessen Gerichtspflicht, dessen Pflicht, den Beschlüssen des Tings zu gehorchen.

Bezeichnend für den Umschlag ist der unter den Söhnen Ludwigs des Frommen anerkannte Grundsatz, daß im Collisionsfall z. B. im Krieg, die Feudalität der Unterthanenpflicht vorgehe.

Erst der großartige römische Gedanke der Statseinheit, das Princip der „salus publica“ hat, freilich durch den langen, bangen Engpaß des aufgeklärten Absolutismus hindurch, aus dem verrotteten Feudalstat des Mittelalters auf den Boden des modernen Stats des Statsbürgers geführt: so stehen wir wieder, nur mit außerordentlicher Vermehrung der Zwecke und der Mittel, im modernen Stat auf der Grundlage des ältesten germanischen Stats: der Stat ist heute wieder nur statlich, weder privatrechtlich noch kirchlich, und Pflichten und Rechte der Statsangehörigen ruhen lediglich auf ihrer Statsangehörigkeit.

Zweitens aber ist die Zahl der Aufgaben des germanischen Urstates und der entsprechenden Hohheitsrechte viel größer als man annimmt: von allen modernen Hohheitsrechten des States finden wir wenigstens Anfänge, Ansätze: außer der Kriegshohheit und der Gerichtshohheit erscheint bereits die Repraesentationshohheit, die Gebietshohheit, die Gesetzgebungshohheit, die Polizeihohheit, die Amtshohheit, im Princip wenn auch wenig entwickelt die Finanzhohheit, ja sogar, ob zwar in der Erscheinung jenen Culturzuständen entsprechend, die Kirchenhohheit oder, wie man mit einem Worte, welches in Ermanglung einer Kirche die Noth entschuldigen muß, sagen mag, die Religionshohheit, welche überall und auch heute nur eine

Digitized by Google

Art der Polizeihohheit ist — ein „jus cavendi," das dem Stat, wie gegenüber allen Aeußerungen des Culturlebens, auch gegenüber den Erscheinungen des Religionstriebes zukommen muß.

Die Existenz der Repräsentationshohheit bedarf keines Beweises: sie wird von der Kriegshohheit scharf geschieden: in monarchischen Stämmen steht die Kriegshohheit, der Heerbann dem König zu: die Repräsentationshohheit aber, die Entscheidung über Krieg, Frieden, Bündniß, Abordnung und Empfang von Gesandten der Volksversammlung. Auch wird Krieg, den die Volksgemeinde beschließt, scharf unterschieden von Fehdegang innerhalb des States oder Raubfahrt einer Gefolgschaft im Gebiet von Völkern, mit denen man in feindlichem oder gleichgültigem Verhältniß lebt: Raubfahrt gegen befreundete Völker wird nicht geduldet.

Gebietshohheit konnte es freilich nicht geben, so lang die nomadisch aus Asien in Europa einwandernden Germanen zwar entschieden bereits Staten hatten — den Geschlechterstat und den Hordenstat —, aber noch kein Statsgebiet. Sowie aber, ohne das Nomadenthum ganz aufzugeben, die Völkerschaften gewisse Gebiete völkerrechtlich besetzen, beginnt sofort auch echte Gebietshohheit. Nicht darin äußert sich dieselbe, daß die Völkerschaft erst dem Einzelnen Faramannus sein Theil Sonder-Eigen zuweist — hier vertheilt die Gesammtheit aus ihrem Privateigenthum an dem occupirten Land — sondern in der Abgrenzung a) der Allmännde und b) des Grenzwalds: jeder Eingriff der Privaten des eignen States oder gar der Nachbarvölker in beide wird als Verletzung nicht nur des Privateigenthums, sondern der Gebietshohheit, des „Markfriedens" empfunden und an den eigenen

Digitized by Google

Bürgern mit Capitalstrafe grausamster Art (Eingraben, Durchpflügen), gegen Statsfremde — einzelne oder ganze Staten — mit Krieg vergolten.

Zweifellos steht auch fest die Gesetzgebungshohheit: schon in der ältesten Zeit begegnen neben dem Gewohnheitsrecht formale Rechtsnormen der höchsten Statsgewalt d. h. der Volksversammlung: z. B. das Specialgesetz, daß in einem Kriege keine Gefangene gemacht werden dürfen oder in ausdrücklicher Aufhebung bisheriger Gewohnheit, daß kein Wein von Kelten oder Römern eingeführt werden darf. Nur anstreifend werde hier berührt, daß die neuen Aufstellungen eines scharfsinnigen Schriftstellers über ein neben dem Volksrecht stehendes Königs- oder Amts-Recht, — ähnlich den edicta magistratuum der Römer — ebenso geistvoll durchgeführt als im Ergebniß verfehlt sind. Was er anführt, beweist nur, daß das Verhältniß von Gesetz und Verordnung im Frankenreich schwankte und daß beide gegenüber dem Gewohnheitsrecht nicht immer durchdrangen.

Polizeihohheit, Verwaltungshohheit: es begreift sich, daß in den germanischen Urwäldern, da der Stat sogar die Rechtsverfolgung zum großen Theil der Selbsthülfe im Fehdegang überließ, die Gesammtheit noch nicht eben viele Aufgaben im Gebiet der Sicherheits- oder Wohl-fahrts-Polizei übernommen hatte.

Aber das Princip der Polizeihohheit ist anerkannt und in wichtigen Anwendungen durchgeführt: uralt, so alt als germanische Sidelungen an der Ost- und Nord-See jedesfalles sind die Gefahren, welche Sturmfluth den Küsten droht: und ebenso alt im „Kampf um das Dasein" die zwangsweise vom Stat auferlegte gemeinsame Abwehr dieses Unheils:

Digitized by Google

der Deichzwang ist wohl die älteste Maßregel der Sicherheitspolizei des germanischen Stats. Sehr früh finden sich auch Zwangsmaßregeln zur Ausrottung reißender Thiere: Wolfs- und Bärengruben müssen angelegt werden: und eine manchmal etwas übermüthige Jugend würde vielleicht dem Nachtwächter in unseren Straßen mit größerer Ehrerbietung begegnen, bedächte sie, daß ihr in diesem ehrwürdigen Institut, ich möchte sagen ein paläontologisches Geschöpf des fossilen Stats vor Augen steht: der nächtliche Reihendienst der Wächter führt in das graueste Alterthum zurück: wie in der Gemeinde der Germanen der Wächter mit dem Spere das Dorf umwandelt, so trieb auch schon in der Nomadenzeit der Nachtreiter sein Roß um die Zelte und Herden des Wandervolks.

Wo aber der „Kampf um das Dasein" fortwährend besonders grimmig tobt, da entfaltet auch der primitive Stat reichere polizeiliche Thätigkeit: auf Island führt der Stat eine bis in das kleinste Detail greifende Armenpolizei und Volkswirthschaftspolizei durch, indem er die Verpflichtung zur Armen-Unterstützung genau regelt und für den gemeinsamen Fischfang, für Gewinnung des Bergheu's, und Anderes gemeinsame Zwangsmaßregeln ins Werk setzt.

Auch der germanische Urstat bedurfte für Ausrichtung seines Willens der Beamten und zweifellos übt er die Amtshohheit: der Graf der republicanischen Stämme wird von der Volksversammlung, der der monarchischen Stämme, der Königsgraf, vom König ernannt, besoldet durch Antheile an den dem Stat zu entrichtenden Bußen, überwacht, versetzt, abgesetzt, gestraft; der mitgebrachte germanische Graf übernahm dann die Functionen des vorgefundenen römischen comes zu den Seinigen hinzu.

Digitized by Google

Am Stärksten ist der Irrthum verbreitet, der germanische Urstat habe einer Finanzhohheit entbehrt.

Und doch ist dieser Irrthum leicht zu widerlegen.

Auch der so einfache Stat jener Zeit hatte Ausgaben: er bedurfte wirthschaftlicher Güter, er führte einen Haushalt nach bestimmten Rechtsgrundsätzen.

Steuerhohheit zwar fehlt und leidenschaftlich widersetzen sich die Franken Gregors von Tours der Ausdehnung der Grundsteuer von den Romanen auf die Salier und Ripuarier, nicht nur aus der natürlichen Abneigung aller Menschen, Steuern zu bezahlen, tiefer noch, weil sie darin den Versuch des Königs erblickten, sie als Knechte oder Besiegte zu behandeln, die Allodialeigenschaft ihrer Güter zu bestreiten.

Aber Island führt Steuern in Naturalien und Wât-mal zur Armenunterstützung ein oder zur Erhaltung der Tempel und Tingstätten.

Vor Allem ist zu erwägen: jene Culturstufe kannte für die Einzelnen nur Naturalwirthschaft d. h. jedes Gehöft verschaffte sich die Güter, deren es bedurfte selbst: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräth, Waffen: auf den seltenen, unsicheren Handel konnte die Nachfrage nicht bauen: nur Schmuck und Luxuswaren führte er ein: auf Naturalwirthschaft war daher nothwendig auch der Stat angewiesen. Dabei galten aber Rechtsgrundsätze, die nur als „Finanzhohheit" zusammengefaßt werden können: vor Allem das Princip: der Stat hat das Recht über die Nahrungsvorräthe der Statsangehörigen unentgeltlich zu verfügen: nicht blos fremde Gesandte, die zum König kamen, auch alle vom König entsendeten Beamten, Boten müssen von den Hofbesitzern unentgeltlich in Dach und Fach und oft volle Ver-

Digitized by Google

pflegung genommen und mit deren Pferden weiter befördert werden. Brücken, Wege müssen von den Nachbarn nicht nur mit Stats-Fronarbeit gebaut werden, auch das Material, das Bauholz, müssen sie liefern. Wetten werden in die Casse des Volkes in der Republik, in die des Königs in monarchischen Stämmen bezahlt.

Es ist wahr: zwischen dem Privatvermögen der Dynastie und dem Statsvermögen wird nicht unterschieden: aber ist das denn so unerhört? Der höchst entwickelte Imperatorenstat kennt auch den Unterschied von „patrimonium Caesaris“ und „aerarium publicum“ nicht mehr. Es war aber ein Grundsatz des damaligen Finanzrechts, daß der König verpflichtet ist, aus seinem Geschlechtsvermögen, in welches Einkünfte aus statlichen Titeln flossen, (Ehrengeschenke, Wetten, Banngelder, Tribute, römische Jahrgelder) auch die Statsausgaben mit zu bestreiten: wie freilich auch private z. B. Ausstattung seiner Töchter.

Die Westgothen haben dann so scharf zwischen Schatullgut und Statsgut ihrer Wahlkönige geschieden, daß man in den Acten der Concilien von Toledo eine moderne Budgetdebatte zu studiren glaubt — das war Einfluß des Kirchenrechts: man wandte die Kanones der Concilien über Theilung des Vermögens eines verstorbenen Bischofs und des Vermögens seiner Kirche zwischen seinen Erben und dem neuen Bischof analog an.

Ferner ist es Ausübung der Finanzhohheit, wenn widerholt von Langobarden und Gepiden $^1/_3$ oder $^1/_4$ aller Fahrhabe des Volkes zur Abwehr eines übermächtigen Angriffs angeboten wird — eine „Kriegssteuer“ weitesten Umfangs. Und endlich ist es wenigstens Ausübung des Verordnungs-

Digitized by Google

rechts zu Zwecken der Finanz, wenn Theoderich der Große im Jahre 507 Zwangsenteignung von Schiffsbauholz und Ruderſklaven behufs Herſtellung einer neuen gothiſchen Flotte verfügt.

Paradox klingt die Behauptung einer „Kirchenhohheit“ in der Heidenzeit: nennen wir alſo das ohne Zweifel damals vom Stat geübte Recht lieber „Religionshohheit“, ein Stück Polizeigewalt, ein jus cavendi des States, zu verhüten, daß die Erſcheinungen des Religionstriebs nicht den Stat gefährden, andererſeits Schutz der Religion, aber, wie wir gleich ſehen werden, nicht um der Religion, ſondern um des States willen. Zauber gilt als Anrufung und Verwerthung dämoniſcher Mächte wie Religion als Anrufung göttlicher Mächte. Wenn ein Gothenkönig Zauberweiber ſeines Volkes friedlos legt nnd ächtet, ſo iſt dies Ausübung des jus cavendi contra magicam artem, contra abusum religionis.

Aber tiefer, weiter greift folgende Erwägung.

Alle Todesſtrafe iſt Menſchenopfer, der Verbrecher wird demjenigen Gott geopfert — daher haben Prieſter die Vollſtreckung —, den er durch die That verletzt hat. Weshalb fällt der Stat dies Urtheil? Weil der Stat um der öffentlichen Wohlfahrt willen dafür zu ſorgen hat, daß das Recht der Götter nicht gekränkt werde.

Denn zwar iſt es grundfalſch, was man, moderne Neigungen in die germaniſchen Urwälder zurückſpiegelnd, gelehrt hat, das germaniſche Königthum ſei theokratiſch geweſen.

Nicht der Prieſter als ſolcher war König, aber der König als ſolcher hatte prieſterliche Functionen.

Er vertrat ſein Volk nach Oben gegen die Götter, wie nach Außen gegen die Feinde. Wie er Opfer für ſein Volk dar-

Digitized by Google

bringt, so hat er auch darüber zu wachen, daß nicht durch Religionsbruch der Zorn der Götter über das ganze Volk herabgezogen werde. Ja, er muß sich selbst den Göttern opfern, wenn dauernd auf dem Volk lastend Unsieg, Mißwachs, Seuche ein geheimes den Zorn der Götter wach erhaltendes, noch unbestraftes Verbrechen annehmen lassen. — Es ward ferner geübt ein jus cavendi in der Richtung, daß nicht durch Auswüchse des Religionstriebes der Stat leide: daß z. B. nicht christlich gesinnte Westgothen in der Mitte des IV. Jahrhunderts die Volksfreiheit dem Kaiser opfern: dies ist die Bedeutung der „Christenverfolgung" des Athanarich. Ein Jus cavendi, daß nicht die Götter erzürnt werden, zeigt die altheidnische Strafe für die Tempelschänder im Friesenrecht (delubra deorum: auf dem Fluth-Sand Verstümmlung), so das liebenswürdig empfundene Verbot, die Schiffsschnäbel mit Drachengestalten zu versehen, damit nicht die landschützenden Götter erschreckt und verscheucht werden: Schutz der Religion ist hier zugleich Schutz des Landes. Dahin gehört auch das Verhalten gegen die christliche Propaganda auf Island: lange Zeit läßt der Stat die Fremdlinge ungestört predigen und taufen: der Polytheismus kann es aufwenden, duldsam zu sein: ihm verschlägt es nichts, daß neben dem weißen Baldur der weiße Christus als Gottes Sohn verehrt wird. Auch als die Christen in heiligem Eifer heidnische Tempel und Götterbilder zerstören, begnügt sich der heidnische Stat, die einzelnen Verbrechen zu strafen: er verbietet gerechterweise nicht die Lehre selbst, aus welcher seine Verirrungen hervorgehen. Mit seiner „Religionshohheit" zum Schutz des bestehenden Glaubens, mit seinem jus cavendi gegen die Angriffe der neuen Religion tritt er erst hervor, als die Christen mit

Digitized by Google

der Religion auch den Stat angreifen, als sie erklären, gewisse Gesetze des Heidenstates seien für sie nicht verbindlich d. h. als sie das Landrecht brechen und die Steuern verweigern, auch da begnügt sich noch die „Religionshohheit" — oder in diesem Fall dürfen wir ja sagen „Kirchenhohheit" — den Rebellen zu bemerken: „die Gesetze gelten für Alle. Entweder ihr befolgt sie oder ihr räumt das Land". Das war die „Kirchenhohheit" des Freistats Island.

So entbehrt also der altgermanische Stat nicht der für den Stat wesentlichen Hohheitsrechte.

Selbstverständlich vermehrt die Berührung mit Stat, Cultur und Kirche der Römer die Mittel und Apparate der Statsgewalt und die theokratische Auffassung des Mittelalters legt dem Stat die neue Aufgabe auf, als Schirmherr der Kirche und des rechten Glaubens, eine Reihe fast unerfüllbarer Pflichten zu erfüllen.

Die centripetale und theokratische Bewegung, welche wir oben S. 430 besprachen, fand ihren Scheitelpunct in dem Reiche Karls des Großen, das der nationalen Grundlage thatsächlich in sofern entbehrte, als die Franken nicht mehr als Hauptvolk die übrigen zusammenzuhalten vermochten: die Gegensätze der Nationen und Culturen rissen das Reich in die drei dauernden Gruppen Italien, Frankreich, Deutschland auseinander.

Italien wird von der fortdauernden und tiefgehenden centrifugalen Bewegung dermaßen zerrissen, daß Jahrhunderte lang nur fremde Eroberer, Deutsche, Franzosen Spanier, eine üble und schwache Art Einheit in der Halbinsel herstellen.

Interessant ist es, die Schwankungen im Kampf und

Digitized by Google

Sieg der centripetalen und der centrifugalen Bewegung in Frankreich und in Deutschland zu vergleichen.

Genau in der Zeit, da Deutschland sich sammelt, droht Frankreich zu zerfallen und umgekehrt in der Periode, da in Frankreich das Königthum siegt, erliegt die Centralgewalt in Deutschland und das Reich bricht in jene „Landeshohheiten", in jene Territorialstaten auseinander, welche sich seit 1648 der Souveränität thatsächlich immer mehr nähern und sie 1806 auch formell erreichen.

Die Ludwige, der neunte, den seine Heiligkeit nicht abhielt, auf Erden sehr klug Bescheid zu wissen, dann der elfte, vollends der dreizehnte und der vierzehnte überwanden die großen Vasallen der Krone Frankreichs, welche von 850—1150 die Einheit des States zu zerschlagen gedroht hatten, und etablirten die Souveränität wie einen „rocher de bronce", gerade in der Zeit, da das deutsche Königthum, nachdem es von Heinrich I. bis Heinrich III., ja noch bis Friedrich I. trotz mancher Hemmungen und Niederlagen im Einzelnen zum Siege über die centrifugalen Kräfte war geführt worden, der Uebermacht der feindlichen Elemente erlag: dem Gegensatz der Stämme, dem nothwendig zur Allodificirung führenden Lehenwesen, dem Wahlprincip, der Abziehung der Kräfte durch Italien und durch den Kampf mit dem Papstthum, in welchem der Vertreter der Statsidee unvermeidlich erliegen mußte, so lang die Weltanschauung Augustin's die Köpfe beherrschte, nach welcher Recht und Stat nur nothwendige Uebel, Folgen des Sündenfalls sind, welche mit dem Teufel zusammen untergehen werden, während die Kirche allein das Sündlose vertritt und der Stat, die lex temporalis, nur so viel Berechtigung hat, als ihr die Kirche aus der

Digitized by Google

lex aeterna ertheilt: die ideale Existenzberechtigung für den Stat sollte nur darin liegen, Vogt oder Büttel der Kirche zu sein.

Erblichkeit der Krone hatten alle tüchtigen Könige, zumal der geniale Heinrich VI., angestrebt, im Interesse nicht nur ihrer Dynastieen, ebenso im Interesse des Reiches: — als nun unter den Habsburgern thatsächlich wenigstens die Erblichkeit erreicht war, gedieh sie dem Reiche dennoch nicht zum Heil: denn in der Politik der Habsburger, in deren Reich zuletzt die Sonne nicht mehr unterging, überwogen spanische, burgundische, kurz habsburgische Interessen naturgemäß die deutschen.

Nur muß man auch den Muth haben, der weit verbreiteten Fable convenue entgegen zu treten, als ob nun, etwa seit der Reformation, die Politik der Hohenzollern immer eine specifisch deutsche gewesen sei: sie war vielmehr und konnte nichts anderes sein als — eine hohenzollerisch brandenburgische, was weder ausschließt, daß manche Hohenzollern ein warmes Herz für das Reich hatten, noch das thatsächlich die deutschen und die preußischen Interessen häufig, ja regelmäßig zusammenfielen. Aber wir dürfen nicht anachronistisch jenen Kurfürsten und Königen eine deutsch-nationale Politik und Gesinnung beilegen, welche in unserem Sinn erst nach Untergang des Reiches wieder hervortrat.

Einen berühmt gewordenen Streit über die Wirkung der Verbindung der deutschen mit der lombardischen Königskrone und mit der römischen Kaiserkrone, entscheiden wir dahin, daß jene Verbindung politisch ebenso schädlich wie culturgeschichtlich wohlthätig wirkte, vor Allem aber,

Digitized by Google

daß sie nothwendig, daß sie schon von Chlodovech und Karl dem Großen vorgezeichnet war.

Verhängnißvoll für das Reich wurde auch, daß, nachdem seit dem XVI. Jahrhundert alle lebensfähigen Staten aus dem verrotteten Feudalstat des Mittelalters in den Stat des „aufgeklärten Absolutismus" übertraten (anders freilich Polen, Venedig, Bern), des Vorläufers des modernen Rechtsstates, das Reich in jener erstarrten Form bis zu seiner Auflösung verharrte, während die Territorialstaten durch die neue Statsauffassung fortgebildet wurden.

So ist in Deutschland der moderne Stat nicht den Gesammtverband umschließend entstanden, nur in den Territorien ist die Monarchie zuerst des aufgeklärten Absolutismus (richtiger als „Despotismus)", dann die repräsentative Monarchie erwachsen. (In den vier resp. drei Republiken, welche sich bis 1866 resp. bis heut in Deutschland erhalten haben, trat ebenfalls zuerst der „Polizeistat" an Stelle der mittelalterlichen Verfassung). Ganz anders in Frankreich und England, wo das Königthum den gesammten nationalen Stat umfaßte.

In Frankreich und in Deutschland trachteten die großen Vasallen, der hohe Adel, in vaterlandsmörderischer Gesinnung danach, den Stat in eine Reihe von souveränen Territorien zu zerschlagen: in Frankreich bändigte die Krone nach schwerem Kampf diese übermüthigen Vasallen: in Deutschland erreichten sie ihr Ziel und lösten das Reich in eine große Zahl von Einzelstaten auf.

Anders — zu seinem Ruhme sei es gesagt — der englische Adel. Wohl strebt er in vollberechtigtem Ehrgeiz und Machtverlangen danach, in dem Stat die herrschende

Digitized by Google

Rolle zu spielen: aber niemals seit der Zeit, da die Heptarchie dem Einen König Platz machte, hat der hohe Adel in England sich „souverän" machen, die counties in selbständige Fürstenthümer verwandeln wollen: den Widerstand und, nach der Unterwerfung, die widerholten Empörungen von Wales und Irland darf man nicht als Gegenbeispiele anführen: hier kämpfte die keltische Nationalität gegen die angelsächsische und normannische. Die englische Aristokratie hat zum Lohn für ihre hohen Verdienste um den Stat auch die Herrschaft in dem Stat behauptet.

In unserem Vaterland ist nun die Repräsentativ-Verfassung sowohl für den Gesammtverband, das Reich, wie in den Gliedstaten ausgebildet.

Der statsrechtliche Charakter des Reiches im Uebrigen ist Gegenstand eifriger Bestreitung.

Ohne Zweifel paßt dasselbe nicht unter die hergebrachten Definitionen von Monarchie und Republik: es ist keine Monarchie, denn nicht ist ein natürliches Rechtssubject: Ein Mensch, Kraft eignen Rechts Souverän desselben: und es ist keine Republik, denn weder das gesammte deutsche Volk noch eine Minderheit desselben ist Souverän des Reiches.

Das Reich hat vielmehr einen Collectiv-Souverän: die fünfundzwanzig Staten, welche das Reich bilden und im Bundesrath vertreten sind, in ihrer Gesammtheit sind der Souverän des Reichs.

Man hat aus der Untheilbarkeit der Souveränität in geistvoller Weise gefolgert, nur die Gliedstaten seien souverän, das Reich sei überhaupt kein Stat, nur ein Statenbund, wie der deutsche Bund 1815—66 war, der Begriff des Bundesstats sei unmöglich, weil er getheilte Souveränität

Digitized by Google

vorausſetzte: ſo Seydel in ſeinem Commentar zur Reichsverfaſſung.*)

In noch ungleich wuchtigerer Beweisführung hat umgekehrt Laband**) aus der Untheilbarkeit der Souveränität gefolgert: da das Reich unzweifelhaft ein ſouveräner Stat ſei, müßten die Gliedſtaten die Souveränität verloren haben: nur „Landeshohheit" ſei ihnen geblieben und die Hohheitsrechte, welche ſie übten, beruhten auf der ihnen vom Reich eingeräumten „Selbſtverwaltung", wie der Einzelſtat nach dem modernen Princip „der Decentraliſation" der Autonomie ſeiner Ortsgemeinden, Kreis- und Provincialverbände Selbſtverwaltung übertrage.

Beide extreme Auffaſſungen, obzwar beide ſehr ſcharfſinnig und zum Theil glänzend vorgetragen, ſind irrig.

Die Souveränität iſt allerdings nicht theilbar, aber ſie iſt zweifellos beſchränkbar. Das genügt, zu beweiſen, daß der Begriff des Bundesſtates nicht unlogiſch, daß das Reich ein wahrer ſouveräner Stat iſt, und daß die Gliedſtaten ſouveräne Staten geblieben ſind: nur ſind ſowohl das Reich wie die Gliedſtaten durch die (vertragsmäßig hergeſtellte) Reichsverfaſſung in ihrer Souveränität beſchränkt.

Gegen Seydel iſt zu ſagen: das Reich iſt ein Stat, denn es hat Hohheitsrechte, welche nur ein Stat haben kann: vor Allem wahre geſetzgebende Gewalt mit der Wirkung, daß Reichsgeſetze als ſolche den Landesgeſetzen vorgehen: anders der deutſche Bund, deſſen „Collegial-Gewalt" (nicht Centralgewalt) nur Beſchlüſſe faſſen konnte, zu deren Ausführung die Verbündeten völkerrechtlich verpflichtet waren.

*) Würzburg 1872.

**) Das Statsrecht des deutſchen Reiches. I. Tübingen 1876.

Digitized by Google

Betraf ein solcher Beschluß einen Gesetzentwurf, so waren die verbündeten Staten völkerrechtlich verpflichtet, denselben zum Landesgesetz zu erheben: es galt z. B. das Handelsgesetzbuch als preußisches, bayrisches ꝛc. Landesrecht, nicht als Bundesrecht, hätte daher auch durch die Landesgesetzgebung wieder aufgehoben werden können. Unsere Reichsgesetze gelten nur als Reichsrecht, nicht daneben auch als Landesrecht.

Gegen Laband ist zu sagen: die Gliedstaten haben ihre Souveränität nicht mit dem Reich getheilt — was allerdings unmöglich —: aber sie haben sie zu Gunsten des Reiches nur beschränkt, nicht aufgehoben: der Fortbestand einer (obzwar beschränkten) Souveränität ist ausdrücklich anerkannt, nicht nur bei Abschluß der Versailler Verträge, auch später nach Publication der Reichsverfassung in mehreren Reden des Reichkanzlers. Die geistvolle Parallele der Selbstverwaltung paßt nicht, da die Kreise und Provinzen diese Autonomie nur durch die Gesetzgebung des States erhalten haben, während umgekehrt das Reich, jünger als die Gliedstaten, von diesen dadurch gegründet wurde, daß die fünfundzwanzig Staten auf das durch völkerrechtlichen Act geschaffene neue Rechtssubject die Ausübung von jenen Hoheitsrechten übertrugen, auf deren Ausübung sie zu Gunsten des Reiches verzichteten. Nicht vom Reich leiten die Gliedstaten die ihnen verbliebenen Hohheitsrechte ab, sondern umgekehrt.*)

Am Klarsten zeigen sich diese Verhältnisse durch Vergleich der Gliedstaten mit dem Reichsland Elsaß-Lothringen:

*) Vgl. die nähere Ausführung in: Dahn, Vernunft in Recht; Grundlagen der Rechtsphilosophie. Berlin 1879. S. 75—79.

Digitized by Google

dies ist kein Stat, also auch kein Gliedstat des Reiches: vielmehr ist es nur eine Provinz des Reiches, ein Territorium des Reiches: während in den Gliedstaten zwei Souveränitäten Hoheitsrechte üben, jede in ihrer Sphäre, die Souveränität des Gliedstats, gleichsam überwölbt von der beschränkenden des Reiches und diese selbst auf ihr reichsverfassungsmäßiges Gebiet beschränkend, giebt es im Reichsland nur Eine Souveränität: die des Reiches. Das Reich, d. h. der Collectiv-Souverän der fünfundzwanzig Staten, ist der Landesherr von Elsaß-Lothringen. Daher giebt es auch keine elsaß-lothringische „Statsangehörigkeit:" denn es *ist* das Land weder Republik noch Monarchie: überhaupt kein Stat. Recht wohl kann die Regierung dieser Provinz, etwa mit einem Statthalter des Reichs an der Spitze, nach Straßburg verlegt, es könnte auch, — *statsrechtlich* steht nichts im Wege: eine ganz andere Frage ist, ob es *politisch* bereits rathsam — eine „Landesvertretung" für Elsaß-Lothringen, durch Wahlen berufen, gebildet werden — es wäre dies ein *Provinziallandtag*, der ebenso gut neben dem Reichstag bestehen könnte, wie z. B. der ostpreußische Provinziallandtag neben dem preußischen Landtag. Aber so lange das Land Reichsland bleibt, nicht Gliedstat wird, kann es keine Vertreter im Bundesrath haben. Denn sein Souverän ist nur das „Reich": das Reich kann aber nicht einen Vertreter bei sich selbst haben: *Preußen* kann und muß als Gliedstat im Bundesrath vertreten sein: aber *nicht* „der Kaiser": denn der Kaiser ist eben Präsident des Bundesstats, den wir Reich nennen: aus dem gleichen Grund kann der Souverän des Reichslandes d. h. das Reich, nicht einen Vertreter im Bundesrath d. h. bei sich selbst haben. Nur Gliedstaten können im Bundesrath

Digitized by Google

vertreten sein: wir gönnen den Alamannen und Ufer-Franken an Rhein und Mas und Mosel da drüben alles Beste: d. h. Alles, was mit ihrer gesicherten Zugehörigkeit zum Reich vereinbar ist: möge man, wenn man es für rathsam erachtet, das Reichsland in einen Gliedstat verwandeln: aber als Reichsland kann es nicht Vertreter in den Bundesrath „wählen", während alle andern Glieder des Bundesraths von den Regierungen ernannt werden. Der Kaiser aber oder der Bundesrath kann nicht Vertreter des Reichslands im Bundesrath ernennen d. h. Vertreter des Reichs bei dem Reich.

Ende des ersten Bandes.

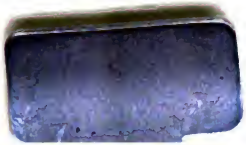
Digitized by Google

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

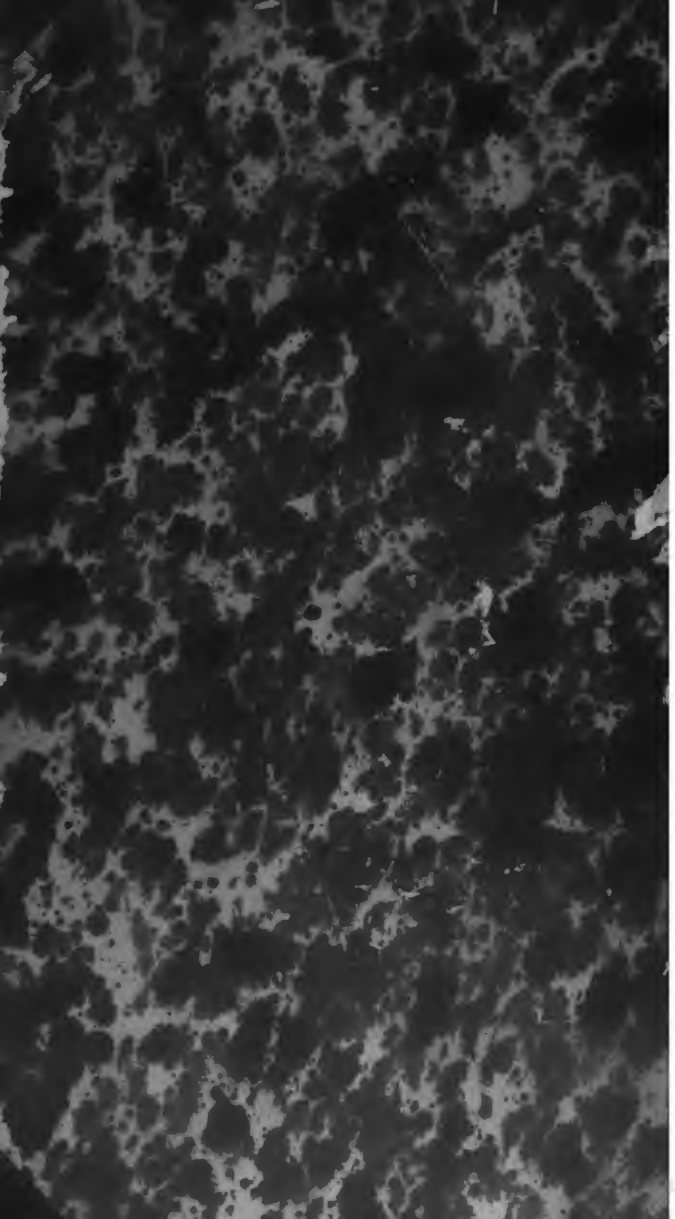
Digitized by Google

Digitized by Google

FEB 1 1882
OCT 30 1882
OCT 3 1883
OCT 23 1885
NOV 6 1901



Digitized by Google
C. W. I


Digitized by Google